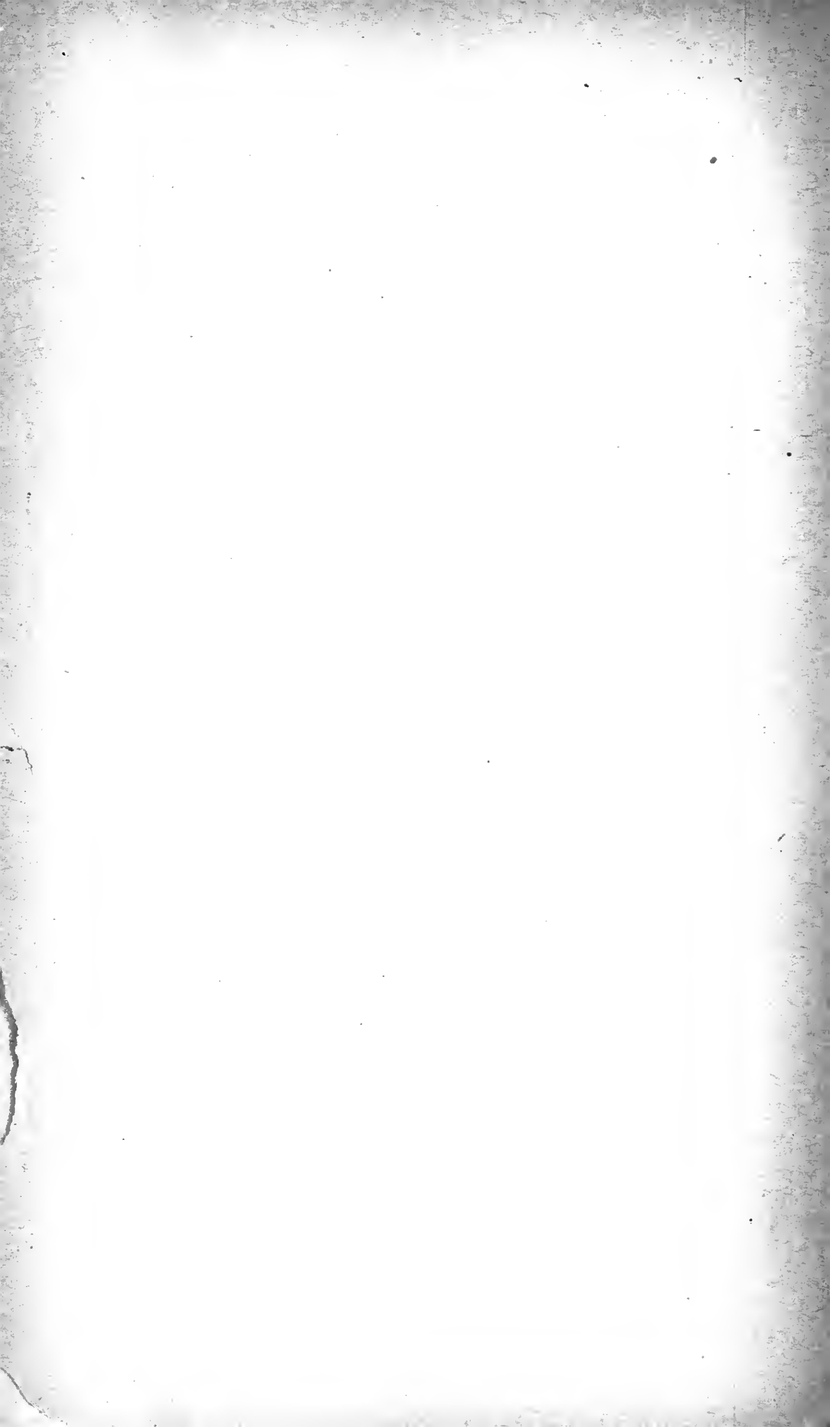




Opal-Bücherei

Von demselben Verfasser erschienen
im gleichen Verlag:

Katholische Novellen

Antiquitäten
Roman

Don Juan im Frack
Roman

Thomas Dingstaede
Roman

Werner von der Schulenburg

Stechinelli

Der Roman eines Kavaliers

Vierte Auflage



Dresden 1921
Carl Reißner

Dieses Werk gehört der kultur-
geschichtlichen Verlagsgruppe
„Der Opal“ an.

Gedruckt bei Betzschke & Gretschel, Dresden



Das Vorspiel der Jugend

Ein Stammbuchblatt

In meiner Jugend harten Bitternissen,
Wo blau im Gram das Auge mir umrandet,
Und wo das Herz in heißem Sehnen brandet,
Scheint mir die Zukunft quälend und zerrissen.

So wein' ich abends in die harten Kissen,
Ob jener Gluten, die verflacht, versandet.
Noch bin ich nicht an jenem Fels gelandet,
Der ehern thront im Meer des Ungewissen.

Doch, teurer Freund, in dunkelblauer Ferne
Erscheint ein Bild in lichtbestreuter Weite.
Ihm neig' ich mich vertrauensvoll und gerne.

Es winkt mir, daß es mir den Weg bereite,
Hinauf zum Strahlenfels der reinen Sterne!
Maria ist es, die gebenedeite.

Diese Worte schrieb ich, treuer Freund Paolo Renier, Dir zur Erinnerung an die schmerzliche, qualvolle Zeit unserer Jugend, die wir im Seminar der Fratres zusammen vertrauert haben. Die heilige Jungfrau gebe Dir wie mir einen schönen Lebenspfad. Dich wird ewig lieben Dein wahrer Freund

Franciscus Maria Capellini
aus dem Hause Stechinelli.

Geschrieben zu Venedig im Jahre unseres Herrn und Erlösers 1652, am Sonntage nach Trinitatis im Convict der Fratres, in meinem dreizehnten Lebensjahre.

M. S. S. M.

(Maria semper spes mea.)

Maria Matérbo

Barcarole

Gibt es wirklich einen Menschen, der sich dir, du hochgebugte Gondel, anvertraut, und den du in sanftem Gleiten nicht rückwärts trägst in die Zeiten, die versunken sind?

Süße Träume vergangener Zeiten! Die Jungen werden still, wenn ihr über sie dahinstreift; aber wie gern sprechen die Alten von euch, ihr Zeiten, und glauben, daß ihr allein schön gewesen seid, und daß die Gegenwart den Makel der Häßlichkeit trage. Schön, ihr Alten, war nur eins: schön war eure Kraft. Schön war es, daß euer Auge damals blitzte, schön war es, daß von euch eine Welle männlicher Stärke oder frauenhafter Anmut ausging, die euch selbst nie zum Bewußtsein kam, aber die das Geheimnis eures Sieges bildete. Und schön war das Ineinandervergehen jener Höhenempfindungen, in süßer, strahlender, zielunbewußter Sicherheit, wie sie diese beiden Wogen in sich tragen, die sich verzehrend zu einer neuen formen.

Aber sie selbst, die Königin der Adria, träumt, sie, in deren Antlitz die Zeit tiefe Runzeln gezogen hat. Sie lebt nur noch ein einziges Erinnern. Sie träumt von jenen Tagen, wo sie so jung war, wie ihr Gemahl, das ewig junge Meer, und wo sie die eifersüchtigen Gedanken alternder Frauen verscheuchen konnte, weil der schwankende Gatte seine Gluten noch nicht dem schwerblütigen Tulpenlande oder gar, wie heute, der aschgrauen, regenfeuchten Elbestadt geschenkt hatte — sie träumt von den Tagen, die auf ihren Herold Tizian folgten, von den Himmelfahrts-

tagen, an denen ihr würdigster Sohn, der Doge, sie jährlich aufs neue mit dem wankelmütigen Meere vermählte. Sie hört das Knallen der Böller, das Zischen der Raketen, das Jubeln des Volkes, und sie sieht im Geiste die goldene Staatsgaleere von San Niccolo del Lido wieder durch den Markuskanal zum würdigsten Platze der Welt gleiten, umbraust vom Jubel ihrer Söhne. — Und je mehr sie die ersten, feinen Zeichen des Alters spürte, jene dünnen Runzeln, die man selbst so gern dem Staub oder irgend einem Ärger zuschreiben möchte, desto rauschender wurden diese Feiern. Sie ließ es in alle Welt hinausschreien, daß das blaue Meer noch ihr Gatte sei; die Pauken jubelten, die Drommeten schmetterten, und die Venezianer glaubten an diese Ehe, weil sie daran glauben wollten, weil sie so stolz, so vornehm war, weil es häßlich und geschmacklos gewesen wäre, an eine solche Ehe nicht mehr zu glauben oder sie als gelöst zu betrachten.

Wenn nun gar erlauchte Gäste kamen, dann öffnete die Königin ihre Schatzkammern; dann zeigte sie, daß sie reicher war als die Tulpenhändler von Amsterdam oder die Leineweber von Augsburg. Dann zeigte sie, daß ererbter Reichtum dreifachen Glanz hat; daß ererbte Kristalle heller funkeln, als neu gekaufte; daß ererbte Wandteppiche sanfter und wärmer strahlen, als die, die soeben vom Markt in Paris angelangt sind; daß die Menschen in ererbten Palästen sicherer und freundlicher schreiten als in solchen, die noch die Feuchtigkeit des Neubaues in sich tragen.

Und wahrlich, auch der Gatte machte es ihr leicht, den alten Glanz würdig zu vertreten. Über die Kanäle glitt ein hyazinthfarbenes Flackern, und an den Marmorstickereien der Paläste führten die Wogen weiche und helle Tänze auf, als ob sie über einem feuchten Goldgrunde schwebten. Zur Mor-

genstunde schien sich draußen in den Lagunen ein Krater geöffnet zu haben, der Milliarden von Rosen über die Wogen streute, purpurne, brennende Rosen, an die sich nachtfarbene Veilchen klammerten. Sie küßten noch den Sternenmantel der heiligen Jungfrau, die schweigend über die Lagune geschritten war, und sie jubelten ihrem herrlichen Sohne entgegen, dem Christus-Apollon, der von unsichtbaren Händen als Sonnenhostie aus dieser Purpurflut emporgehoben wurde.

Heiliges Meer, du warfst deine Schaumperlen gegen die Paläste der Gattin, du streutest sie als Tribut der Sonne entgegen und verschwendetest sie an den Strand der flachen Küste, wo sie künden sollten von der Herrlichkeit deiner Gemahlin. Du hast ihr bis heute deine Achtung bewahrt; noch streust du den Zauber farbiger Schönheit über sie aus; du kränzest die Sterbende mit Blumen.

Gibt es wirklich einen Menschen, der sich dir, du hochgebugte Gondel, anvertraut, und den du in sanftem Gleiten nicht rückwärts trägst in die Zeiten, die versunken sind?

I

Am Morgen vor dem Feste Christi Himmelfahrt verließ die Prachtgondel der erlauchten Republik Venedig den Lagunenort Mestre, nachdem der Sindaco am Landungssteg an den Herzog Georg Wilhelm von Hannover noch eine längere lateinische Ansprache gehalten hatte. In dieser Ansprache hatte er den Gast der Republik gefeiert, Georgius Wilhelmus Amans Dux Hannoverensis, der seit einem Jahre mit seiner venezianischen Geliebten Maria Mattérbo die Höfe von Italien bereist und auf sie Sonette mit großen, eckigen Buchstaben geschrieben hatte. Der Herzog saß ob dieser Ruhmrede ein wenig verlegen unter dem Purpurzelt der Prachtgondel und starrte abwechselnd auf seine Freundin und auf die Abgesandten des hohen Rates, den edlen Manin und den Grafen Königsmarck, die ihn als Ehrenkavaliere empfangen hatten. Und er war sehr froh, als der Sindaco sich verbeugte, die Musik einen Tusch blies, und die Prachtgondel sich auf den Wink des Befehlshabers rasch in Bewegung setzte.

Der Morgen glitt über die Lagune viva, der silbergraue Lagunenmorgen von der Farbe der Möwen. Während die Ruder der Bootsleute sich klappernd bewegten und gleichmäßig in die seidengrauen Fluten schnitten, hielt Maria Mattérbo die weiße Hand in das Wasser und ließ sie durch die kühlen Wogen schleifen. Eine weiche Müdigkeit schien über ihr zu liegen, und das Wasser, das ganz vorsichtig diese schöne Hand umplätscherte, trug diese Müdig-

keit als einen Gruß zu den feuchten, farbigen Morgennebeln der Lagunen.

Georg Wilhelm war unruhig geworden, da weder die Kavaliere noch seine Geliebte ein Wort sprachen. Und als er unter dem weichen Brusttuch seiner Freundin etwas knistern hörte, unterbrach er die Stille und sagte mit verkniffener Freundlichkeit: „Trägt meine schöne Freundin jetzt meine heißen Sonette am Herzen, nachdem sie sie zur Genüge mit der Lauge ihres Spottes übergossen hat?“ Maria antwortete nicht. Sie lehnte den Kopf an eine der goldenen Stangen, die das Purpurdach trugen und lauschte dem Klang der fernen Glocken, der über die Wasser zog wie ein Zug weißer Schwäne.

„Oder trägt meine Freundin andere Briefe am Herzen?“ fuhr der Herzog Georg Wilhelm hastig fort, während eine Glutwelle ihm in die hohe Stirn schoß.

Maria Mattérbo, warum antwortest du nicht? Warum siehst du still und ruhig geradeaus, auf das schimmernde Juwel, das sich aus der Lagune hebt, und auf dem das Licht der Sommersonne tanzt? Warum antwortest du nicht? Deutsche Fürsten sind gewohnt, daß man ihnen antwortet, wie es die Staatsinquisition der erlauchten Republik gewohnt ist!

Aber Maria streichelte mit ihren Blicken den flimmernden und klingenden Edelstein und sagte wie traumverloren: „Ecco Venezia.“

Georg Wilhelm war verlegen. In ihm kämpften Wut und Eifersucht. Aber in Gegenwart des schweigsamen Manin, des jungen Grafen Königsmarck und des Befehlshabers der Gondel, der hinter dem Purpurzelt am Ruder stand und über das Dach hinweg halblaute Befehle gab, wollte er Maria nicht fragen. Er stand unruhig auf und sagte: „Wie lange dauert diese Fahrt noch?“

Maria Mattérbo wandte den Kopf und sprach nachlässig in die Antwort des Grafen Königsmarck hinein: „Wenn Euch die Zeit zu lang wird, mein erlauchter Fürst, so lest doch solange diesen Brief. Er ist von meiner Mutter.“ Sie nahm aus dem seegrünen Brokatkleide einen gelben, zerknitterten Fetzen und reichte ihn langsam dem Herzog.

Georg Wilhelm suchte sich zu bezähmen. Er warf keinen Blick auf das Schreiben, und tat so, als ob es ihn im Grunde sehr wenig interessiere. Was gehen mich, den Herzog von Hannover, die Briefe eines Mädchens an, das ich aufgegriffen habe? schien diese Gleichgültigkeit ausdrücken zu sollen. Ich, der die Frauen kennt, dem sie da drüben in Venedig sich in die Arme drängen werden, ich habe doch bei dem ganzen Olymp keine Ursache, mich über die Briefe zu erregen, die meine Maitresse erhielt. Wenn sie wirklich so töricht ist und mir untreu wird, dann mag sie sehen, daß sie einen König als Ersatz bekommt. Vielleicht weiß sie nicht, daß Herzöge als Liebhaber schon rar genug sind.

Das Klingen der Glocken war lauter geworden; helle Sonnenstrahlen kreuzten die Töne und ließen die Wasserperlen wie flüssiges Silber von den Rudern tropfen. Die Gondel machte eine leichte Schwenkung, und man konnte allmählich ahnen, daß diese blaue Silhouette, die dort an den lichten Himmel gelehnt zu sein schien, eine Stadt war.

„Was ist Eure Mutter in Venedig?“ fragte der Herzog, nachdem er seiner Freundin den Brief mit einer lässigen Handbewegung zurückgereicht hatte. Er musterte ihr Antlitz mit einem raschen Seitenblick und sah, wie ein Lächeln dieses ebenmäßige Gesicht überhuschte. Dieses Lächeln quälte ihn bis auf den Grund seiner Seele.

„Was sie ist? Kupplerin.“

Der Herzog horchte auf: „Ist das ihr einziges Gewerbe?“

„Sie betreibt nebenbei die schwarze Kunst, aber die Kuppelei bringt mehr ein in Venedig.“

Wieder lächelte Maria Mattérbo, jenes unergründliche, meerartige Lächeln der Venezianerinnen. Noch hatte sie den Blick fest auf die Stadt gerichtet, die jetzt in den Farben des Perlmutters flackerte. Ihre Seele zitterte vor glühender Erregung. Sie fühlte ein Brennen in ihrem Herzen, und dieses Brennen hieß: Venedig. Wie eine Verdurstende hätte sie die Arme ausstrecken mögen nach diesem schönen Pokal, nach diesem Zaubergefäß. „Trinken, trinken“, schrien ihre Sinne, „trinken“, diese flammende, übergoldete Stadt, „trinken“, der Name, der melodisch ist wie leiser Wogenschlag. In das glänzende Venedig wirst du jetzt zurückkehren, Maria. Zur Zeit des letzten Aufflackerns venezianischer Größe; du wirst den Sonnenuntergang erleben, Blumenkränze werden sich um deinen Scheitel winden, und aus geschnittenen Smaragden wird man dir den Wein von Chios kredenzen ... Denn du bist schön, Maria Mattérbo.

Georg Wilhelm hatte sich auf den Bordrand der Gondel gestützt und horchte auf das Prasseln der Raketen und das Knallen der Böller, die der Königin der Adria seine Ankunft anzeigen sollten. Ein Gewoge von schwarzen Gondeln strömte aus dem Canareggio di Mestre in die freie Lagune hinaus. All die lachenden Menschen wollten den Gast der erlauchten Republik einziehen sehen, sie wollten die Prachtbarke und die vielen Boote mit dem herzoglichen Gefolge bestaunen, wie sie vor ein paar Tagen bereits den Bruder des Gastes, Herzog Ernst August, und sein Gefolge bestaunt und bejubelt hatten.

Von den Balkons hingen bunte Teppiche, und

Blumen fielen neben der Gondel nieder, als sie durch den Canareggio di Mestre dem Canale Grande zueilte. Als das Fahrzeug mit einer zierlichen Wendung um die Ecke schoß, am Fondaco de Turchi, einem der ältesten und reizvollsten Paläste Venedigs vorbei, öffnete sich ein Fenster des Nebenhauses, und eine alte, häßliche Frau sah hinaus. Maria Mattérbo hatte ihre Augen angstvoll auf das Haus und dann auf die Alte gerichtet, die mit gierigen Blicken die Gondel absuchte. Plötzlich schien sie Maria erkannt zu haben; ihr Gesicht bekam einen unsagbar häßlichen, verzerrten Ausdruck; sie hob die Faust, spie in das Wasser und schrie: „Bestia". Dann warf sie das Fenster wieder zu.

Maria Mattérbo war blaß geworden. Sie hatte sich an eine Stange der Gondel geklammert und achtete nicht mehr auf den Jubel aus den unzähligen Booten, auf die farbigen Teppiche und auf die Rosen, die neben der Purpurbarke ins Meer sanken.

„Was hat meine entzückende Venus getroffen", begann der Herzog nach einiger Zeit. „Ist es der tiefe Eindruck, den die erhabene Venezia auf Dero empfindsames Herz macht?"

Maria Mattérbo gab keine Antwort. Sie starrte auf die Hunderte von Palästen, die Ca d'oro, den Fondaco de Tedeschi, den Palazzo Bembo, Manin und wie sie alle hießen, von denen sie jeden bei Namen kannte.

„Sah meine Freundin ein Gespenst?" fragte der Herzog wieder, und von neuem regte sich die Eifersucht.

Seine Blicke huschten über die Fresken des Tizian und des Giorgione, die noch in jugendlicher Schönheit am Hause der deutschen Kaufleute glänzten. Von der Rialtobrücke, unter der die Gondel dahinschoß, sanken hunderte von Rosen auf die Ruderer, auf das Purpurdach und in die Wasser des

Kanals. Maria ergriff eine feuchte, dunkelrote Blüte und führte sie an die Lippen.

„Was sah meine Freundin?"

„La mia madre", entgegnete Maria, mit dem gepreßten, fast krächzenden Ton, den das Italienische annimmt, wenn es ein Verzweifelter spricht.

„W e n sah sie?" fragte der Herzog den Grafen Königsmarck auf deutsch, der zurückhaltend aus der Gondel gesehen hatte.

„Sie sah ihre Mutter, Euer fürstliche Gnaden", entgegnete der Graf mit dem Bemühen, seiner Stimme einen möglichst gemessenen Klang zu geben.

„Ah, die Kupplerin!" Der Herzog sah das fahle Gesicht seiner Freundin, er erkannte, daß sie einen inneren Kampf durchkämpfte. Er empfand ein gutmütiges Mitleid mit ihr und sagte: „Wollt Ihr mir nicht erzählen, weshalb Eure Mutter Euch so quält, und weshalb sie Euch flucht?"

Aber Maria sah den Herzog kalt an. Sie richtete sich auf. „Nein."

Diese Kälte kannte der Herzog wohl. Er erinnerte sich des Abends, als er sie im Paduanischen in der Villa des Marco Contarini kennenlernte, kurz, nachdem er die Alpen überschritten hatte und hier auf dem Landgebiet der erlauchten Republik empfangen wurde. An der großen Kaskade war es gewesen, wo er Maria zum erstenmal gesehen hatte. Er war von einem mythologischen Gartenspiel weggeschlichen, weil man ihm den „Triumph der Venus" auf seinen Reisen an jedem kleinen deutschen Hofe vorgespielt hatte, und das Venusspiel erst nach dem eigentlichen „Spiel" für ihn ernst wurde; vorausgesetzt, daß die Venus hübsch und nicht vergeben war. Bei diesem Feste war die Venus wohl mit allen Reizen ausgestattet gewesen, die den Frauen Venedigs eigen sind. Aber sie galt als die erklärte Geliebte des Bischofs von Brescia, und deshalb be-

mühte der Herzog sich nicht weiter um sie, sondern hatte die Mattérbo in einer Taxuslaube angesprochen. „Wie kommt es, süße Nymphe, daß Ihr dem Venustriumphe so fern steht?“

Maria Mattérbo hatte den durchsichtigen Schleier noch enger an sich gezogen, durch den ihr rosenfarbiges Fleisch sich unter dem dünnen Gewebe abzeichnete.

„Sintemalen ich keine Venus liebe, die im Geruche der Heiligkeit steht“; war ihre Antwort gewesen, klingende Sätze im eigentümlichen Akzent der Italiener, der durch die leichten Adern der französischen Worte wie dickes, schweres Blut rinnt.

Der Herzog hatte hierauf gelacht und seine Hand auf ihre weiche Schulter gelegt, deren Wärme ihn durch das zarte Gewebe von Kleinasien umschmeichelte.

Er hatte versucht, diesen weißen Körper mit der Selbstverständlichkeit zu betasten, mit der verwöhnte Gäste sich der Genüsse annehmen, durch die sie der Gastgeber zu erfreuen beabsichtigt. Denn er sah damals in ihrem Widerstand ein gut eingelerntes, oder zum mindesten wohlüberlegtes Zögern.

„Me Hercule“, hatte er nach einiger Zeit gesagt, „jetzt lasset es genug sein. Allzu langes Bittenmüssen erlahmt.“ Damals glaubte er am Ziel zu sein, aber er erinnerte sich mit voller Deutlichkeit dessen, was dann geschehen war. Er hatte die Hände nach ihr ausgestreckt; sie aber öffnete geschickt den Nestelstift, der das weiche Gewand über der Brust zusammenfaßte, so daß der Herzog nur den Schleier in der Hand hielt. Nun stand sie am Eingang der Taxuslaube, in ihrer jungen, nackten Schönheit, vom Licht des Mondes beschienen. Sie trug römische, mit Edelsteinen besetzte Sandalen, die bis zur Hälfte des Unterschenkels hinaufgingen. Unter den Brüsten durchschnitt ein Band von Smaragden die gleich-

mäßige Färbung ihres jungen Körpers; gleichartige Ringe trug sie um die Oberarme. Durch das üppige, tizianblonde Haar hatte sie eine Perlenkette gezogen.

In der Ferne, hinter ihr, sprühten die Lichtfontänen, paukten und fiedelten die Instrumente, und die Gäste jubelten der Apotheose des Venustriumphes zu. Maria Mattérbo hatte den rechten Fuß mit der Spitze der Sandale auf die Erde gestellt und sah den Herzog lange an. Dieses Bild hatte sich seiner Erinnerung unauslöschlich eingeprägt.

„Sie irren, Herr Herzog", sagte sie darauf langsam. Dann verschwand sie im Gewirr der Taxusgänge.

Seit dieser Stunde hatte der Herzog Maria geliebt, so, wie die Menschen um 1655 in Venedig zu lieben pflegten und wie ein norddeutscher Herzog lieben konnte, der bis dahin nur von Genuß zu Genuß geeilt war. Er hatte sich nie darüber Gedanken gemacht, wie es gekommen war, daß er nach einigen Tagen Maria doch die Seine genannt hatte. Es war ihm auch gleichgültig gewesen, ob diese Begegnung wohlabgewogene Berechnung bedeutete: er wußte nur das eine, daß diese Maria Mattérbo als seine Freundin mit ihm alle Höfe von Italien bereist hatte und jetzt als seine erklärte Geliebte mit in Venedig einzog.

Und er lachte, während neben ihm die Rosen ins Wasser sanken, weil die Welt ihm so dumm, so unhaltbar dumm vorkam, so elend, unwert, daß man sich die Handschuhe auszöge, um sie zu berühren. Was war das alles? Rausch, fallende Blumen und Raketen. Mehr nicht. Mochte doch die alte Mattérbo ihrer Tochter zürnen! War sie nicht trotzdem besser daran, wenn sie an seiner Seite durch das Leben schritt, wenn sie den Trank des Daseins in vollen Zügen genoß, die Geliebte eines Herzogs?

Georg Wilhelm zögerte nicht, darüber zu ent-

scheiden. Ein neues Lächeln glitt über sein Gesicht. Und während die Gondel nach einer scharfen Wendung am Neubau der Kirche Santa Maria della Salute vorbeirauschte, und Manin mit höflichen und gewählten Worten auf die Bedeutung der Dogana di Mare hinwies, an deren frische Grundmauern die goldenen Wellen klatschten, umfing sein Blick zum erstenmal den Dogenpalast. Wie ein Sinnbild Venedigs liegt er da, dieser sonderliche Bau; schwache Säulen tragen eine unverhältnismäßig große Last, wie die dünnen, in das Meer gerammten Pfähle der Stadt die übergroßen, drückenden Schätze einer alten Kultur tragen. Schwirrend, gleich Boten aus aller Welt, umzieht ein Gewölk von Tauben dieses Gebilde eines tiefsinnigen Denkers.

Zwei Neger rollten das Purpurzelt der Gondel auf und entfernten die goldenen Stützen. Venedigs seidenblauer Himmel lugte in die Barke hinein, die immer weiter durch die opalisierenden Wasser vorwärts jagte, dem Markusplatze zu, der schwarz von Menschen war. Der Herzog hörte die Glocken von San Marco läuten, er freute sich über die Jubelrufe und über den Donner der Geschütze. Mit einer flachen, eleganten Schleife fuhr die Barke an den Treppen der Piazzetta vor und hielt hier weich, ohne harten Ruck.

Der Herzog erhob sich. An den Stufen harrte der Hohe Rat, würdige Herren in schwarzseidenen Gewändern, die sich langsam und feierlich verneigten, daß die Locken der Allongeperücken senkrecht an den schmalen Gesichtern hinabhingen.

In diesem Augenblick trat ein Jüngling, in schwarze Seide gekleidet, an die Gondel und flüsterte dem edlen Manin eine Bestellung ins Ohr. Seine Augen aber irrten umher, während er dem Edlen die Mitteilung machte. Sie blieben hängen an dem

seinen Antlitz der Maria Mattérbo. Der Herr Manin nickte, nachdem er die Bestellung angehört hatte, und winkte seinem Pagen, beiseite zu treten; aber der Jüngling tat es nicht, ohne seine Blicke in die der schönen Geliebten des Herzogs von Hannover versenkt zu haben.

Ein etwa fünfzig Jahre alter, auffallend großer Mann mit der gebogenen phrygischen Mütze auf dem Haupte, trat langsam aus dieser schwarzen Mauer hervor auf den Herzog zu.

„Der Doge", flüsterte Maria Mattérbo, und über ihr Angesicht glitt ein stilles Leuchten.

Die Feuerwerkskörper prasselten, die Glocken dröhnten, und auf dem Markuskanal gaben die Gallionen den Ehrensalut ab. Maria Mattérbo saß mit verklärten Augen da; sie dachte nicht mehr an ihre Mutter, die ihre Tochter verfluchte, nicht mehr an den Pagen des Herrn Manin, der seine Blicke in die ihren gesenkt hatte. Sie hörte leis, wie von ferne, das Jubeln des Volkes; sie sah, wie Georg Wilhelm tiefgrüßend durch die Senatoren schritt, und sie empfand es als eine beglückende Ehrung ihrer selbst, als der Doge von Venedig ihrem Geliebten zum Empfang die Stirn küßte.

II

Jubelt ihr Pauken und lacht, ihr Geigen — die erlauchte Republik gibt ein Festbankett zu Ehren zweier erlauchter Brüder, der Herzöge aus edelstem Blut, aus einem Blute so edel, wie das der Geschlechter, die im goldenen Buche stehen. Blitzt heller, ihr zweitausend schlanken Kerzen auf den Silberleuchtern des Sansovino, laßt die Gäste ahnen, welche verwirrende Pracht von Schönheit an den Wänden dieses Saales lebt; laßt sie ahnen, daß die Republik ihnen das Mahl gerüstet hat in der Sala del maggior Consiglio, an deren Wänden und Decken sich ihre Genies austoben durften.

Das Mahl ist vorgeschritten, und die schweren Weine tun ihre Wirkung. Während die Diener geräuschlos hin und her eilen und den Pagen, die hinter den Stühlen der Gäste stehenbleiben, die silbernen Platten übergeben, herrscht an allen Teilen der Tafel ausgelassene Heiterkeit. Der junge Paolo Renier hat seinen Platz hinter dem Dogen Francesco Morosini und bedient ihn sowie seinen rechten Nachbarn, den Herzog Ernst August von Hannover. Links von Morosini sitzt der Herzog Georg Wilhelm, und der Maninsche Page hat für ihn sowie für seinen eigenen Herrn zu sorgen. Francesco Morosini weiß die Unterhaltung zu führen. Wenn die beiden Edelknaben den Dienern die Speisen abnehmen, dann blicken sie sich zustimmend an. Wirklich, der Doge ist ein Mann der großen Welt. Er spricht wie nebensächlich von den Kriegsereignissen, die es im Vorjahr der Republik leider nur gestattet hatten, die

beiden Herren im paduanischen Landgebiet, nicht aber in Venedig selbst zu empfangen. Als er nun den Silberpokal hebt und das Wohl der beiden Brüder ausbringt, da lächeln sowohl die Nobili in den schwarzen Seidenroben als auch die Pagen in den gedämpften Purpurgewändern. Alle denken sie dasselbe: Francesco Morosini ist doch ein guter Diplomat! Wie er diese Raubtiere zu zähmen versteht! Hoch, hoch, die erlauchten Herzöge von Hannover und Celle!

Jubelt ihr Pauken und lacht, ihr Geigen — die erlauchte Republik gibt ein Festbankett zu Ehr ...

Der Maninsche Page sieht, daß Morosini dem Herzog Georg Wilhelm einen raschen Blick zugeworfen hat. Dann umfaßt der Doge das Glas, nickt seinem linken Nachbarn zu und sagt halblaut: „Meinem vieledlen Freunde fiel soeben eine große Fliege der Trübsal ins Herz?“

Georg Wilhelm schüttelt den Kopf. „Es ist die unsagbare Pracht der Säle, die gewaltige Macht der erlauchten Republik, die selbst einen Fürsten erstaunen macht.“

Morosini lächelt verbindlich: „Unsere Gesandten haben uns berichtet, daß das Schloß in Hannover üppigere Gemächer hat als der Dogenpalast, und wir wissen alle, daß der Herzog von Hannover berühmt ist durch seine Kunst des feinen Lebensgenusses.“

Wieder blitzen sich die Pagen hinter den Stühlen an. Wenn das unsere Gesandten berichtet haben, Francesco Morosini — denkt der junge Renier — dann verdienen sie, daß man ihnen die Köpfe abschlägt. Meine Vettern haben mir oft genug von dem gefängnisähnlichen Gebäude erzählt, das man in Hannover „Schloß“ nennt. Unsere Gesandten denken ja aber auch nicht daran, in ihren kristallkla-

ren Berichten dieses Schloß anders als „Palazzineddo“ zu bezeichnen.

Doch Francesco Morosini ist ein Mann von guter Erziehung, und er weiß, daß man seinen Gästen Schmeicheleien sagt, um in ihnen auch das Gefühl seelischen Wohlbehagens hervorzurufen.

Die Pagen amüsieren sich heimlich, wie Georgius Wilhelmus Amans Dux Hannoverensis denn auch über das ganze frische Gesicht strahlt. Es beglückt ihn sichtlich, daß dieser vornehme Venezianer ihn als Lebenskünstler bezeichnet, ihn, der von sich selbst glaubt, daß er das Leben um so tiefgründiger genieße, je größere Mengen von Wein, Bier und Weibern er auf sein Schuldkonto buchen müsse.

„Ja, einstmal“, sagt er mit listigen Augen zu dem Purpurträger an seiner Seite, „das war eine verfluchte Geschichte. Ein bildhübsches Mädel, Beine — ah, wie von Erz ...“ Er fährt fort zu erzählen und bemerkt nicht, daß Morosini nur seinen Mund in lächelnde Falten gelegt hat, auf den Silberteller starrt und horcht, worüber sich rechts von ihm der jüngere Herzog Ernst August mit seinem Nachbar Königsmarck unterhält. Wenn nur dieses Deutsch nicht so schwer zu verstehen wäre! Er hört immer nur die Wörter „Kurhut“ und „Kurfürst“. Bald merkt er aber, daß Königsmarck stockt, und nun wendet er sich sofort wieder nickend nach links an den Herzog Georg Wilhelm und erkundigt sich, um etwas zu sagen, ob es in Hannover auch Wahrsagerinnen gäbe.

„Ja, die gäbe es auch, eine besonders, Anne Piele, habe ihm die sonderbarsten Dinge prophezeit, beispielsweise ...“

Morosini hat das Gesicht wieder in lächelnde Falten gelegt; er starrt wieder auf den Teller, ohne den getrüffelten Pfau zu berühren, den der junge Renier ihm gereicht hat. Bald merkt er aber, daß

es Königsmarck auffällt, und so pickt er sich die Trüffeln langsam aus der Pfauenbrust.

Zu seiner Rechten ist der Herzog Ernst August hitzig geworden. „Und ich will, ich will den Kurhut haben, Königsmarck! Was gehen uns die katholischen Kurfürsten und Republiken an!“ Morosini horcht angespannt. Königsmarck bemerkt es wieder.

„Teuf, du Swien! He paßt op. Lat uns plattdütsch snacken.“

„Dat is ock wohr“, erwidert der Herzog, und nun beginnt in der Sala del maggior Consiglio eine Unterhaltung über die Erwerbung des Kurhutes durch Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, Exspektant des Bistums Osnabrück, in der breiten, schleppenden Sprache der Niederdeutschen.

„Hat mein erlauchter Freund noch nichts von der berühmtesten Wahrsagerin Venedigs gehört“, beginnt Morosini wieder nach links, indem er die erfrorenen Linien um seinen Mund zu einem bewegten Lächeln zieht.

„Nein!“ Georg Wilhelm platzt wie ein Kind mit dieser Antwort heraus, in deren Tonfall bereits die nächste Frage liegt: „Wie heißt sie und wo wohnt sie?“

Welch ein bestialisches Idiom sprechen die beiden da rechts nur, denken die Pagen, während sie die gedrehten Gläser mit trockenem, spanischen Wein füllen. Dasselbe denkt der Doge, der jetzt überhaupt nichts mehr von der Unterhaltung versteht. Ist es Holländisch? Der Teufel hole den Königsmarck. Wenn er auch nur bei uns K r i e g s dienste genommen hat, so könnte er die Interessen der Republik doch ein wenig mehr wahren.

„Sie heißt Catharina Mattérbo“, erwiderte Morosini verbindlich, und plagt sein armes Hirn ab, was ‚sonen alen Plünenkram‘ wohl heißen möge, und ‚ick spei op dat Kropptüch hier‘.

„Catharina Mattérbo!“

„Es ist die Mutter Eurer Geliebten.“

Georg Wilhelm wird rot. „Woher wißt Ihr?“

Morosini schlägt ein wenig mit der Hand durch die Luft, als wollte er sagen: „Du lieber Gott, was hast du für eine Ahnung von der venezianischen Polizei!“ Aber er entgegnet verbindlich: „Ein Freund sprach mir heute davon.“

Die Lichter sind zu einem Drittel abgebrannt; die Schaugerichte, Konfekte und Torten sind von den Pagen gereicht, und Francesco Morosini bittet die Herzöge, mit ihm auf den Balkon zu treten.

Mit dem Dogen und den Herzögen erheben sich auch die anderen Gäste und verteilen sich in den Nebenräumen und auf den Balkons. Die Tafel wird von den Dienern abgeräumt; die Pagen stehen unbeschäftigt umher und naschen von den Konfekten.

Paolo Renier hat sich mit seinem Freunde, dem Maninschen Pagen, in eine Fensternische zurückgezogen. Sie essen dort aus einer kunstvollen Silberschale Früchte und die Leckerei, die Brot des Marcus genannt wird.

Ihnen zu Füßen träumt Venedig in einer unsagbar schönen Sommernacht. Ein milchig-goldenes Mondlicht glitzert auf den schwarzen Kanälen, und die hochgebugten Gondeln schießen durch diese Lichtstraße, schattenhaft, immer wiederkehrend. Die Mauern von San Giorgio Maggiore haben die Farbe der Frauen des Rubens, während die kräftigen Grundmauern der Salute in blendendem Weiß gegen den blauen Himmel mit den großgezackten Sternen stehen.

„Der Doge ist doch ein Künstler“, sagt Paolo Renier, indes er mit seinen langen Fingern eine Orange zerpflückt.

Der Maninsche Page nickt. „Er ist ein Herrscher.“

„Das ist er. Das Herrschen ist einem Morosini

angeboren." Renier hat sich auf die Fensterbank gesetzt und beginnt, langsam Stück für Stück der Orange zu verspeisen.

Sein Freund sieht ihn von der Seite an. „Weshalb sollte die Gabe des Herrschens nur den Geschlechtern angeboren sein, die im goldenen Buche stehen?"

Renier zuckt die Achseln. „Ich will dich nicht verletzen, mein Lieber, Guter", sagt er, und legt dem Fragenden die Hand auf die Schulter. „Du weißt, wie ich dich liebe. Aber es ist einmal so."

„Du wirst hier einst herrschen, Paolo Renier", entgegnete der andere Page, „du wirst in diesem glänzenden Saal Fürsten und Gesandte empfangen, du wirst die ganze Süßigkeit des Herrschens schmecken, die süßer ist als das Brot des Marcus. Denn der Name Renier steht im goldenen Buch." Er starrt hinaus in die Nacht. „Aber auch ich liebe Prunk, weite Säle, Kerzen, lachende Menschen, funkelndes Silber und Kristall. Auch ich liebe es, wenn auf meinen Wink die Menschen gehorchen."

„Aber du wirst nie in Venedig zur Herrschaft kommen, mein Armer." Der Maninsche Page sieht ihn an. Die Lippen hat er fest aneinander gepreßt.

„Jedoch ich will herrschen, ich will. Wenn es nicht in Venedig ist, dann wo anders. Glanz und Pracht gibt es überall."

Renier nickt. „Ich würde es auch versuchen", antwortet er lässig. „Aber komm. Wir müssen wieder in die Nähe der Herren gehen. Vielleicht wünscht man uns."

In dem Augenblick, in dem sie den Balkon betreten, zischt die erste Rakete in die Höhe. Das Feuerwerk beginnt. Die Pagen sehen, wie der Herzog Georg Wilhelm mit leuchtenden Augen das Spiel der Feuerräder, das Durcheinanderstürzen der Lichtwellen verfolgt; er klatscht jubelnd in die

Hände, als zum Schluß der brennende Flügellöwe des heiligen Marcus dem Welfenlöwen entgegeneilt, sich aufrichtet und Pfote in Pfote mit ihm stehenbleibt.

Morosini hat inzwischen das leise Lächeln des Herzogs Ernst August bemerkt, der sich noch immer halblaut mit Königsmarck unterhält. Der Doge hat sofort nach Tisch befohlen, daß Anselmo Manin, der vertretungsweise Gesandter in Amsterdam war, sich in der Nähe der beiden aufhalten sollte. Aber auch Manin kann diese merkwürdige Sprache nicht verstehen. Er schickt seinen Pagen zu Vendramin, der in Dänemark vier Jahre Gesandter gewesen ist, doch auch dieser erklärt, daß die Sprache, die die beiden Herren sprächen, ihm unbekannt sei.

Jetzt kennt Morosini nur noch ein Mittel: er muß die beiden trennen. Dinge, die nicht auf französisch im Saale der erlauchten Republik gesagt werden können, werden am besten überhaupt nicht gesprochen. Und mit seinem verbindlichsten Lächeln naht er sich den beiden Gästen.

„Ist mein erlauchter Freund zufrieden?“ lächelt er, indem er sich an die Brüstung des Balkons lehnt und den Herzog ansieht.

„Ick dank ok schön, Königsmarck, denn is good. Nu will ick man wedder mit den Roden klönen. Es ist eine wundersame Nacht, mein hoher Herr. Ich trinke die süßen Düfte, die von den Blumenbooten auffsteigen.“

Der Herzog wendet sich an seinen Bruder Georg Wilhelm und legt ihm die Hand freundschaftlich auf die Schulter. Georg Wilhelm hat sich mit Manin unterhalten; ihm ist der Gedanke an die Wahrsagerin nicht aus dem Kopfe gegangen. Manin hat auch seinem Pagen gewinkt und ihm befohlen, die Alte in ihrer Wohnung abzuholen und in das Quartier der Herzöge, in den Palazzo Durazzo, zu brin-

gen. Manin ist, wie jeder Nobile, bemüht, den Gästen, von denen die Republik über kurz oder lang doch Hilfstruppen für die Türkenkriege fordern muß, den Aufenthalt zu einem möglichst angenehmen zu machen. Und wenn ihr Sinn einmal nach den Wahrsagekünsten der alten Catharina Mattérbo steht: warum nicht?

Oh, du merkwürdigste aller Künste! Die du seit Bestehen der Welt die Menschheit begleitest, wie Hunger und Sinnlichkeit, ohne zu sterben — was hast du nicht bewirkt! In welchen Formen erscheinst du: von der rohesten, plumpesten der Zauberer, der Auguren, bis zu der Entscheidung durch das Los. Welches Leben hast du nicht schon einmal gestreift, wenn auch nicht mit einem Orakel aus den Karten, so doch in der Form einer Ahnung, eines Widerstrebens, in der Furcht, Pfauenfedern im Zimmer zu haben, unter einer Leiter wegzugehen oder zu dreizehn an einem Tisch zu sitzen! Oh, du ewiges Denkmal menschlicher Unfähigkeit, sich auf sich selbst zu besinnen, und lieber schmutzigen Karten als dem eigenen Verstande zu trauen, lieber dir, du unwürdigste aller Künste!

Ähnlich sind auch die Gedanken, die durch den Kopf des blonden Pagen flattern, als er die Goldtreppe hinabeilt, sich durch die Menge drängt und in die Maninsche Gondel springt. Er ruft dem Gondoliere ein kurzes „Zum Fondaco de Turchi, aber schnell“ zu, wirft sich dann in die Daunenkissen der Gondel, legt die Hände unter den Kopf und starrt zum Nachthimmel, der in den engen Seitenkanälen nur noch wie ein sternbesätes, schmales Band durch die hohen Häuser glänzt.

Der Page zittert. Er soll zu der alten Kupplerin Mattérbo fahren, der alten Hexe mit der schönen Tochter, die jetzt die Geliebte des Herzogs von Hannover ist. Wie sie ihr Glück machen, diese Mädchen

aus Venedig! denkt er. Die Geliebte eines deutschen Herzogs — das lohnt sich. Und er denkt an seine Unterhaltung mit Paolo Renier! Ja, Maria Mattérbo kann herrschen, wenn sie will! Ihr gehorcht ein Herzog, und dem Herzog gehorcht ein Herzogtum.

Ob die venezianischen Männer mit ihrem klaren, ab und zu nur einmal von einer kleinen Leidenschaft verschleiertem Sinn nicht auch vorwärts kommen würden, da oben, im Lande der Barbaren? Warum nicht? Ist es etwas so Seltenes, daß zugewanderte Fremde die höchsten Ehrenstellen erreichen? Sind die venezianischen Truppenführer nicht ausschließlich Nordländer? Und warum sollte dort im Norden der Kanzler nicht einmal ein Venezianer sein?

Der Gedanke läßt den Jüngling nicht los. In dem schönen Kopfe kreuzt er hin und her, wie eine Fliege unter einem umgekehrten Wasserglase. Das melodische a—öel des Barkenführers, als die Gondel den Canal Grande kreuzt, um durch den Rio della Madonetta den Weg abzuschneiden, stört ihn nicht in seinen Träumen. Im Geiste hat er die höchste Würde in Hannover errungen. Er sieht sich bereits in einer großen, goldenen Karosse fahren, auf der hinten zwei Mohren stehen, während er selbst in einem roten, goldverschnürten Rock hinter den Glasfenstern sitzt und ein sehr ernstes Gesicht macht. „Denn das ist eine sehr wichtige Sache beim Regieren", sagt er halblaut vor sich hin.

Erschreckt über den Klang seiner eigenen Stimme richtet er sich ein wenig auf, während die Gondel am Fondaco de Turchi einbiegt. Er läßt das Fahrzeug an der Rundtreppe halten, grüßt den Händler Ibrahim, der an einer Säule lehnt, und huscht weiter, zum Hause der Catharina Mattérbo.

Die Alte sitzt seit einer Stunde im Zimmer und betet. Sie betet den Rosenkranz und verflucht ihre Tochter. An diesem Abend hat sie so wenig zu tun,

wie seit langem nicht. Das liegt daran, weil ganz Venedig bei dem Feuerwerk zu Ehren der Herzöge weilt, und weil die allgemeine Festfreude eine noch viel größere Kupplerin ist als selbst Donna Catharina Mattérbo. Aber die Alte sieht in dem Stillstand des Geschäfts eine Schickung der heiligen Jungfrau. Ist es ein Wunder? Wahrhaftig nein. Sie hat ja der heiligen Jungfrau gelobt, daß ihre Tochter Braut des süßen Jesuskindes werden solle, wenn das Geschäft aufblühte; darauf hat die heilige Jungfrau ihr den großen Verdienst beim Empfang des Herzogs im paduanischen Landgebiet zugewandt. Sie allein hat die Buhlerinnen liefern dürfen; Maria sollte nur noch ein wenig auf Ordnung bei dem Fest sehen und dann sogleich in das Kloster zu Padua eintreten. Jetzt erfährt sie, Donna Catharina, daß ihre Tochter, anstatt im Kloster zu Padua zu beten, die Geliebte des Herzogs von Hannover ist. Sie hat fast ein halbes Jahr an den fremden Höfen geweilt und nur ab und zu geschrieben, sie sei im Kloster als Magd tätig. „O heilige, gebenedeite Jungfrau — nimm den Fluch von meinem Hause", wimmert die Alte, während die Perlen des Rosenkranzes durch die mageren Finger knattern.

Gondeln mit Pechfackeln huschen draußen auf dem Kanal vorüber; das Licht dringt durch die engen Fenster in den schmalen, hohen Raum und tanzt auf den goldenen Rahmen der schlüpfrigen Ledabilder, läßt die Goldbrüstung glimmen und wirft einen raschen Blick auf die langen, schwarzen Mäntel, die bunten Gewänder, die Masken und Perücken, die in der Ecke des Zimmers hängen.

Catharina Mattérbo hockt bei dem kümmerlichen Öllämpchen und stöhnt. Die Worte wirbeln durch ihre gelben Zähne. „Oh, du elfenbeinern Turm, du goldenes Haus — Maria, erbarme dich meiner. Maria, laß mich die Sünde meiner Tochter nicht ent-

gelten, nimm den Fluch von meinem Hause.“ Wieder huschte eine Gondel vorbei, wieder fallen die matten Strahlen auf die Gewänder, unter deren Schutz sie ihre Klientel zusammenzuführen pflegt. Aber keine Barke hält vor ihrem Hause, kein leichter Schritt huscht die Treppe hinauf, und kein leises Klopfen klingt von der schweren Haustür. Die große Angorakatze, mit der ihr einst ein Matrose seine Schuld bezahlt hatte, schnurrt unter einem Venusbilde, und die Wasser des Kanals klatschen an der Hausschwelle.

„Maria, gebenedeite“, schreit die Alte auf, nachdem sie wieder vergebens hinausgehorcht hat, „ich gelobe dir, daß ich diese Schmach rächen werde. Rächen will ich sie. Maria Mattèrbo soll sterben.“ Sie schreit, sie springt auf — sie kann ihren Haß, ihre Wut nicht beherrschen, sie hinkt fluchend in dem engen Zimmer auf und ab und wiederholt es schreiend: „Gib mir ein Zeichen deiner Gnade, dann soll Maria Mattèrbo sterben.“

Horch, vom Fondaco de Turchi her tönt das schmeichelnde a—òel. Durch den Seitenkanal kommen die aus der vornehmen Gesellschaft, alle, die am großen Kanal wohnen, aber die lieber unbeobachtet zu ihr fahren wollen. Catharina Mattèrbo lauscht. Die Gondel legt am Fondaco de Turchi an — wie immer — Schritte — es springt jemand die Treppe hinauf. Die Alte hat sich aufgerichtet, die lange Habichtsnase scheint noch länger geworden zu sein, die Augen blitzen. Den Rosenkranz hält sie fest in der linken Hand. Sie stöhnt. Dann klopft es leise. Sie richtet sich auf.

Arme, schöne Maria Mattèrbo, jetzt mußt du sterben.

„Seid Ihr es, Donna Catharina Mattèrbo?“ tönt die Stimme des Maninschen Edelknaben von draußen.

„Ja, mein Söhnchen. Ich bete meinen Rosenkranz.“

Der Page lacht. „Dann darf ich wohl nicht stören. Lebt wohl.“

„Hihi, so ist das nicht gemeint. Tretet ein, schöner junger Herr.“ Sie öffnet die Tür nur so weit, als es nötig ist, um den Jüngling hineinzulassen.

„Nun“, fragte sie, „wünscht der edle Manin, daß ich wieder ein Brieflein besorge? Hat er genug von den glatten, runden Hüften der Dame Laura Longhetti, von denen er hier, wie verzückt, träumte?“

Der Page wirft sich in einen großen Lederstuhl und streckt die Beine von sich. „Nichts da, die Künste brauchen wir heute nicht. Ihr sollt die Zukunft sagen.“

„Wem, mein Herzchen, wem?“

„Deinem Schwiegersohn.“

„Wem?“

Der Jüngling lacht so laut, daß die Angorakatze zusammenfährt, einen großen Buckel macht und ihn fauchend anstarrt.

„Scher dich weg!“ ruft er dem Tier zu. „Nun, nichts für ungut: dem Herzog von Hannover.“

Der Alten tanzt das Zimmer vor den Augen. Sie redet sich vor, daß tausend Pfeile auf sie eindringen, tausend Hände sie emporziehen zum Dienst der heiligen Jungfrau.

„Es ist ein feiner, reicher Herr“, meint ihr Gegenüber; die Gedanken, die ihn ohne Aufenthalt quälen, sprudeln über seine Lippen. „Deine Tochter ist wahrhaftig nicht schlecht gefahren. Daß die venezianischen Weiber nur allein so hoch steigen! Weshalb können es nicht die Männer! Weshalb kann ich nicht bei dem Herzog Rat oder Kanzler werden? Weshalb kann ich nicht so hoch steigen? Weil ich ein armer Nobile bin?“

Der Alten schießt ein Gedanke durch den Kopf.

Ihre krallenartigen Hände kratzen die Tischplatte und klammern sich endlich am Gebetbuch fest.

„Könnt Ihr, mein Söhnchen, könnt Ihr."

Der Page springt auf. Das Wort zieht wie eine Rakete durch sein Hirn. Mit fiebernder Erregung hat er es gehört. Er fühlt sich wachsen, größer werden. Er glaubt zu verstehen, daß das Schicksal ganz dicht an ihn herantritt und ihn sich seine Zukunft auswählen läßt. Aber noch stutzt er und sagt: „Hallo, Alte, spotte nicht. Ich bin Venezianer. Wenn morgen deine Leiche im Kanal schwimmt, fragt kein Mensch danach. Kupplerinnen gibt es viele in Venedig."

Catharina Mattérbo sieht ihn scharf an. Ihre Augen tränen. „Ihr wißt, ich soll dem Herzog die Zukunft künden. Und wenn ich ihm nun sage: ‚Herr Herzog, wenn Ihr morgen nach der Himmelfahrtsfeier vom Bucentaur ans Land steigt, dann wird ein blonder, rotwangiger Jüngling am Ufer stehen mit einem Messer und einer Melone in der Hand. Und wenn Ihr ihn fragt: ‚Was tut Ihr da?', dann wird er Euch eine kluge Antwort geben. Nehmt den Mann mit; er wird Euch einst mehr wert sein als alle Eure Räte.' Wenn ich das sage, Freund, gelobt Ihr mir dann auf das allerheiligste Sakrament, das zu tun, was ich von Euch verlange?"

Der junge Mann hat sich über den Tisch gebeugt und starrt der Kupplerin in die Augen. Er keucht: „Und wenn's meine Seligkeit wär, ich gäb sie dir."

„So viel wird gar nicht verlangt", grinste die Alte. „Nur ein kleiner Dolchstich."

„Weiter nichts?"

„Nein."

„Und wer?"

Sie sieht ihn wieder mit ihren kleinen Raubtieraugen an: „Die heilige Jungfrau hat es gewollt: Maria Mattérbo muß sterben."

Da stutzt der Page, und sein verzerrtes Gesicht erschlafft. Endlich sagt er zögernd: „Eine Frau ...“

„Hab' ich's nicht gesagt? Feiges Volk“, zischelt die Alte.

Der Jüngling schüttelt den Kopf. „Ich bin nicht gewohnt, Weiber zu erstechen.“

Nun redet die Alte auf ihn ein. „Wer spricht von Erstechen? Das ist eine Sendung der heiligen Jungfrau, der unbefleckten, gebenedeiten. Ihr war Maria Mattérbo geweiht, aber anstatt in das Kloster von Padua zu gehen, hat sie Buhlschaft mit dem Herzog von Hannover getrieben.“ Die Augen der Kupplerin brennen. „Hier im Zimmer erschien mir die Muttergottes im Strahlenkranze, wie Gian Bellin sie gemalt hat. Hier lag ich vor ihr auf den Knien, hier sprach sie zu mir: ‚Es wird sogleich ein schöner, blonder Jüngling nahen, und der wird das Werk der Rache vollführen.‘ Hört Ihr, die Madonna will es.“ Sie hat sich aufgerichtet und bohrt ihre Augen in die seinen.

Wieder steigen vor seinem Geiste die Bilder von Glanz und Reichtum auf, der Gedanke an den Zauber des Herrschens. Wenn es die Madonna befohlen hat ...

„Und du willst dem Herzog sagen ...“ Er holt tief Atem.

„Oh, ich will!“

„Aber wenn ich dem Befehl der heiligen Jungfrau Folge leiste, wird er mich wegjagen, oder er wird mich hängen lassen“, erwiderte der Page mit neuem Zögern. „Er ist toll in sie verliebt.“

„Braucht der Herzog zu wissen, daß Ihr es wart? Ich gebe Euch ein feines Gift. Und glaubt mir: je näher er nach Hannover kommt, desto hinderlicher wird sie ihm werden. Hannover ist kein Venedig. Im Norden sind die Menschen strenger in der Liebe.“

Der Page nickt ein wenig. „Er soll es toll genug getrieben haben. Aber du kannst recht haben. Er hat, wie ich hörte, schon eine Geliebte in Hannover."

Catharina Mattérbo hat aus der Tischschublade ein altes Kruzifix hervorgeholt, hält es in der Hand und sieht den Jüngling von der Seite an: „Also ... abgemacht?"

Der Page nimmt seine ganze innere Kraft zusammen. Jetzt ist der Augenblick — jetzt formt er sein Leben. Ja, Schicksal, ich verstehe dich, möchte er rufen, und kalt sagt er: „Abgemacht."

„Dann schwört mir auf das Kruzifix."

Der junge Mann hebt die rechte Hand, während er die linke auf das Kruzifix legt, und leistet den Schwur, dem Befehl der heiligen Jungfrau gemäß die Maria Mattérbo zu töten, bei der Rache der Madonna.

„Und ich kann mich auf dich verlassen?" fragt er die Alte mißtrauisch und dennoch vor innerer Erregung zitternd.

„Sonst könnt' Ihr Euren Schwur ja gar nicht erfüllen. Erst wenn Ihr mit den beiden nach Deutschland zieht, könnt Ihr ihr ja nahekommen!"

Das sieht der Page ein. Die Alte hüllt sich in ihren weiten Mantel, läßt ihren Begleiter aus dem Hause und schließt die Tür ab. Sie schleicht an der Mauer entlang, wie sie es gewohnt ist, bis zur Gondel des Manin, die am Fondaco de Turchi liegt. Die Gondel trägt die drei ein Stückchen westwärts, am Hause der Mattérbo vorbei, dann biegt sie scharf um die Ecke nach Süden, gleitet den stillen Rio de San Giovanni decoli hinab, am Palazzo Corner-Moncenigo vorbei, durch den Rio de San Paolo in den großen Kanal. Die Alte drückt sich in eine Ecke der Gondel. Sie ist es gewohnt, daß man ihre Dienste braucht, sie aber nicht in seiner Begleitung,

geschweige denn in seiner Gondel zu sehen liebt. Die Gondel schwebt den großen Kanal hinab bis zum Palazzo Durazzo, den seit kurzem der Gesandte des römischen Kaisers bewohnt.

Ein Diener naht mit Fackeln, deren unruhiges Licht auf den Säulen hin und her irrt.

„Sind die Herzöge zurück?"

„Sie sind soeben gekommen, junger Herr."

„Gut, dann führe die Alte zu dem Herrn Herzog von Hannover. Es ist die alte Mattérbo."

„Ah, die!" Der Fackelträger lacht. „Da wirst du selbst wohl kaum noch nötig sein. Du hast ja schon ein schönes Stück geliefert."

„Halt dein Lästermaul, du Bestie", zischt die Alte.

Die beiden gehen durch das Portal und steigen eine Seitentreppe hinauf. Der Maninsche Page sieht noch, wie das Licht hinter den gotischen Fenstern das feine Netzwerk der Architektur schwarz hervortreten läßt. Er sieht die beiden, durch das Treppensteigen gebückten Gestalten in einer Seitentür verschwinden.

Er setzt sich auf die Marmorstufe und träumt. Er ist zufrieden mit sich selbst. Er ist ein Mann und hat sein Leben in die richtige Bahn geleitet; er hat sich nicht ins Schlepptau des Zufalls nehmen lassen. Er träumt von der Zeit, wo er in einer goldenen Karosse fahren wird, mit zwei Mohren auf dem Trittbrett; er sieht sich umgeben von Dienern, die ihn bestaunen, er sieht sich befehlen. An den Dolchstich, der dazwischen liegt, denkt er nicht gern. Es ist unhonorige Arbeit. Aber die heilige Jungfrau hat es verlangt. Das beruhigt ihn. Das macht ihm die Sache nicht nur leicht, das macht sie ihm direkt zur Pflicht. Er sieht seinen Weg vor sich, erleuchtet und genau bezeichnet, wie die goldene Treppe, wenn auf jeder Stufe ein Fackelträger steht.

Dann hört er ein leises Rauschen. Er wendet

sich um. Die Kupplerin tritt aus den Säulen hervor; sie ist erregt, und ihre Hände zittern.

„Bist du schon fertig?“ fragt er sie langsam.

„Ja, mein Söhnchen.“ Sie hüllt sich dichter in den weiten Mantel und zieht das schwarze Tuch über die grauen Haare.

„Hast du ihm gesagt . . .?“ Der Page fragt es mit einer übernatürlichen Spannung.

„Ich habe es gesagt, mein Söhnchen. Erwartet ihn morgen, wenn er vom Bucentaur kommt, mit einer Melone und einem Messer. Und wenn er Euch fragt, was Ihr da tut, dann antwortet irgendeinen tiefsinnig klingenden Unsinn. Und denkt an Euren Eid.“ Sie hebt die magere Faust und starrt ihn an. Der Jüngling schrickt zurück, so häßlich ist sie in der Dunkelheit, wie ein Totenkopf.

Sie betritt wieder die Gondel, und schweigend zieht das Fahrzeug wieder zurück.

Weshalb endet die Nacht nicht, diese Nacht, die die Stunden so ruhig ablaufen läßt, ohne sie mit der Peitsche zu hetzen, wie es der Page des edlen Herrn Manin wünscht? Weshalb sieht er aus seinem schmalen Fenster zitternd hinaus in den grauen Morgen, auf die ersten Lichtstrahlen, die am Nachbarpalaste Bembo vorbeihuschen, die vor dem Palazzo Manin einen Funkentanz aufführen und sich weiter schwingen, um den Marmor der Rialtobrücke mit der Glut junger Rosen zu überhauchen?

Freut sich der Page des edlen Herrn Manin, daß heute der Tag Christi Himmelfahrt ist, an dem der Doge auf der Staatsgaleere, dem goldenen Bucentaur, nach alter Gewohnheit hinausfährt, um am Lido draußen Venedig dem Meere zu vermählen?

Nein, das wäre ihm nur ein Fest, wie andere Feste, wie der Markustag oder der Karneval oder die Krönung eines neuen Dogen. Heute handelt es sich um etwas anderes. Er weiß es genau: heute

wird das Schicksal den Vorhang teilen, der ihn so streng und unerbittlich von der großen Welt, von den Reichen getrennt hat. Heute wird er den ersten Schritt tun in das Heiligtum des Herrschens, das ihm in Venedig ewig verschlossen sein würde, weil er nicht zu den Geschlechtern gehört, die im goldenen Buche stehen. Er atmet tief, er trinkt den berauschenden, süßen Duft zukünftiger Macht, zukünftigen Ruhmes.

Nachdem er seinem Herrn bei der Morgentoilette geholfen und ihn an die Gondel geleitet hat, die zum Bucentaur fährt, schleicht er sich aus dem Palaste heraus.

Im Gürtel hat er ein Messer stecken. Er sieht fast traurig aus, und ein tiefes Wehgefühl beschleicht ihn bei dem Gedanken, daß er diesen Palast auf immer missen soll. Seine Blicke streicheln die Fenster, die Bogen, die Marmorstufen; in seinen Augen stehen Tränen.

Über die Dächer zittert das Läuten der Glocken von San Marco. Es gleicht dem Schwirren junger Schwalben, die von einer alten geleitet werden. Dann aber fallen hunderte von Glocken mit ein. Ganz nahe von San Salvatore klingt es wie Lachen, das aus der Tiefe emporquillt. „Das ist die ‚Verkündung, das Bild des Tizian, das spricht‘, sagt das Volk von Venedig. Das ist die ‚Verkündung‘, zittert es in dem Knaben, der einen der schönsten Paläste Venedigs verläßt, um oben in der Heide ein fremdes Glück zu finden.

Besinne dich, ob du eine Welt des Schönen hinter dir lassen willst, du Allzueiliger!

Aber der geht langsam aus dem Portal hinaus. Er horcht dem fernen Donnern der Geschütze, das den Anfang der Feier verkündet. Jetzt steht Francesco Morosini am Bug des Bucentaur — jetzt nimmt er den Ring von dem seidenen Kissen, das

ein Page ihm hinreicht — er spricht die Vermählungsformel — die Herzöge an seiner Seite sehen staunend zu — jetzt — der Doge hebt den Arm — der Ring fliegt...

Ein ohrenbetäubendes Krachen erhebt sich; die Glocken dröhnen. Venedig ist wieder einmal dem Meere vermählt. Der horchende Jüngling lächelt und schreitet weiter. Er geht durch die Merceria, durch die alten Prokurazien auf den Markusplatz. Er geht zu einem Höckerweibe und kauft eine Melone. Er feilscht um den Preis und drängt sich dann durch das lachende Volk.

Der Doge hört die Messe in San Nicolo del Lido. Aber die protestantischen Herzöge werden nach der Feier sogleich mit der Purpurbarke zurückkehren.

Eine Dirne lächelt ihn an. Er sieht es nicht. „Der hat sich einen neuen Kopf gekauft", höhnt ein Junge von etwa zehn Jahren. Er lacht und geht über die Piazzetta an das Ufer.

Sein Auge sucht die Purpurbarke. Er erkennt sie, wie sie hinter der Punta della Motta erscheint. Er sieht sie wachsen, größer werden, dem Ufer zustreben. Er erkennt die Gesichter und sieht die beiden Herzöge. Sein Herz klopft zum Zerspringen. Er hört die Worte, das Klatschen der Ruder. Hinter ihm schreit das Volk: „Hoch die erlauchten Herzöge!" Die Barke ist wenige Schritte vom Ufer entfernt.

Nun zieht er langsam das Messer aus dem Gürtel und beginnt die Frucht zu zerschneiden. Die Barke hält.

Er sieht, daß der eine der Herzöge aschfahl geworden ist; er sieht ihn aus dem Boote springen und auf sich zueilen.

„Was tust du da?" fragt der Herzog mit bebender Stimme.

„Ich — o, ich tue nichts mehr, als was Fürsten immer tun möchten: ich zerteile eine Welt."

Der Herzog stützt sich auf seinen Bruder, der hinzutritt und lachend sagt: „Ei, laß doch den Narren."

„Ich habe dich schon irgendwo einmal gesehen — wer bist du und wie heißt du?" fragt der Herzog und seine Knie zittern.

„Ich", entgegnete der Gefragte, indem er langsam die Stücke zerlegt und seine ganze Ruhe wiedergewinnt, da er merkt, daß er das Spiel gewonnen hat: „Ich bin der Page des edlen Herrn Manin, und mein Name ist Francesco Maria Capellini Stechinelli."

III

Nachdem Georg Wilhelm von dem Dogen am Markusplatz empfangen worden war, hatte die Prachtgondel die Maria Mattérbo in den Palazzo Durazzo gebracht, wo bereits der Bruder ihres Geliebten, der spätere erste Kurfürst von Hannover, abgestiegen war. Die hohe Republik rechnete sie, die erklärte Freundin des Gastes, ebenfalls mit zu den Gästen; man stellte ihr daher eine Gondel zur Verfügung, erwies ihr mannigfaltige Ehrungen und sorgte für ihre Erheiterung.

So war Maria Mattérbo nach Venedig zurückgekehrt, als das Abendrot des alten Ruhmes leuchtete, die Stadt und die Menschen schöner erscheinen ließ und ihre seelische Blässe verdeckte.

Ein jauchzendes Fest folgte dem anderen; man überbot sich, um den illustren Brüdern Beweise venezianischen Reichtums und venezianischen Geschmacks zu geben. Wenn aus den Palästen das Lachen und Jauchzen quoll, dann lächelten die Vorbeifahrenden und die Horchenden sich wohlgefällig zu: Sie feiern die Schönheit unserer Maria Mattérbo!

Oh, sie ist schön — schön, wenn sie das Trinkgefäß, geschnitten aus einem einzigen Smaragd, ein Geschenk des Luca Donato, erhebt und das Wohl der erlauchten Republik ausbringt. Schön ist sie, wenn sie das Haupt zurückwirft, daß die ebenmäßige Halslinie aus den Purpurstoffen herausleuchtet — schön ist sie, wenn sie durch den Saal schreitet und jeder

der langsamen Schritte die Schleppe rhythmisch weiter schleift.

Venedig wußte erst jetzt, daß Maria Mattérbo schön war. Es war eine große Neuigkeit gewesen, von der bis dahin noch niemand etwas geahnt hatte. Und dieser barbarische, blonde Herzog mit dem frischen Gesicht hatte sie entdeckt. Die Venezianer schämten sich sogar ein wenig, daß sie es nicht selbst getan hatten, aber sie waren doch glücklich darüber, daß Maria überhaupt entdeckt war.

Maria nahm es als selbstverständlich hin, daß sie so gefeiert wurde. Sie kam zum ersten Male in den Strudel des geselligen Lebens und durfte anspruchsvoll sein. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt, ihr Reiz beruhte also nicht mehr in einer törichten Unerfahrenheit, sondern in ihrer bewußten Schönheit. Sie wurde um so schöner, je mehr ihre Vaterstadt sie feierte. Wie ein Wunder muß sie gewesen sein, wenn sie abends mit ihrem Geliebten von den Festen nach Hause kam; wenn die Rosen, mit denen man ihr üppiges Haar bekränzt hatte, sich langsam entblätterten; wenn sie wie ein Tier, dem man Zügel und Decken aufgezwungen, sich befreite, all die Gewänder beiseite warf und nur mit den Rosen im Haar sich ihrem Geliebten zu Füßen stürzte. Dann waren ihre brennenden Küsse noch feucht von dem Wein der Corner oder Moncenigo, und aus ihren Augen sprühte noch das Licht der Kerzen wider, die auf der Prachttafel der Nobili geleuchtet hatten. — Und sie mußte vergessen zu lassen. Georg Wilhelm konnte dann die Geliebte in Hannover, Martha von Doberthin, so gut vergessen, vergessen all die heißen Schwüre, die er ihr einst gegeben hatte — er konnte versinken in diesem Meer, in diesem All, das sein Trachten, sein Fühlen, sein Denken erfüllte — Maria Mattérbo.

Sie nahm die Huldigungen der Welt mit der

Ruhe und dem Anstand entgegen, der den Italienern aller Klassen gleichmäßig eigen ist. Sie verstand es, mit den Männern, die die Dienste ihrer Mutter noch täglich begehrten, so zu sprechen, als ob diese Männer früher einmal vergebens um ihre, der Tochter Hand angehalten hätten. Sie grüßte auch den ehemaligen Pagen des edlen Herrn Manin, den Junker Francesco Capellini Stechinelli, der in den Dienst des Herzogs getreten war, mit der gleichen zurückhaltenden Freundlichkeit, die zu sagen schien: Ihr kennt meine Herkunft gut. Ich kenne sie auch. Also darüber sind wir uns einig. Neu ist aber, daß ich die erklärte Geliebte des Herzogs von Hannover bin. Das bitte ich gebührend beachten zu wollen. Und der Page behandelte sie wie eine Fürstin. Er sah sie an mit einem geheimnisvollen Schaudern, sie, die das Schicksal bestimmt hatte, durch seine Hand zu fallen.

Ihrer Mutter hatte sie sagen lassen, sie beide sollten sich doch daraufhin einigen, daß sie sich gegenseitig nicht zürnten. Die Mutter möge bedenken, daß sie, die Tochter, weder ererbte noch erworbene Talente habe, um graue Schwester werden zu können. Es sei vielmehr ausgemacht, daß sie mit dem Herzog von Hannover nach Deutschland gehe. Von dem italienischen Gefolge soll ihn nur der bisherige Page des Herrn Manin begleiten.

So rüstete sich denn der Herzog, nachdem sein Bruder schon einige Tage vorher abgereist war, im Hochsommer des Jahres 1656 zur Heimkehr.

Von allen Sonetten, Hirondellen, Sizilianen und wie die Verskunstformen alle heißen mögen, deren sich der Herzog zum Ausdruck dessen bediente, was er zu fühlen behauptete, sind wirklich wertvoll eigentlich nur die Abschiedsverse auf Venedig. Sie sind an die Mattèrbo gerichtet und tragen die Überschrift: An Ceres. Die letzten Verse lauten:

Daß ich den Stein aus seiner Fassung brach,
Dem goldnen, prunkerfüllten Heil'genschrein,
Das klag ich an. Doch schöner als der Tag
Gleißt ohne Fassung noch der edle Stein.

Was der Herzog empfand, hat er hier in einem glücklichen Bilde auszudrücken verstanden. Maria Mattérbo war gewiß schön. Nur ein Narr hätte das zu bestreiten gewagt. Ein sehr großer Reiz für einen Mann wie den Herzog lag aber, um das Bild der Kanzone festzuhalten, in der Fassung, oder, um modern zu reden, im Milieu.

Nur wenn Maria sicher war, daß jede ihrer scharfgeschliffenen Bemerkungen verstanden wurde, dann wagte sie sich damit ans Tageslicht, aber dann wirkte auch jeder Beifall befruchtend, dann überbot sie sich an geistvollen Einfällen, dann sprachen ihre Augen schneller als die Lippen, dann zitterte sie und wand sich vor Erregung und Entzücken.

Was aber würde geschehen sein, wenn Maria Mattérbo wirklich mit nach Hannover gekommen und wenn es gelungen wäre, die Dame Martha von Doberthin zu besänftigen? Denkt Euch ein durch Kerzen erleuchtetes Zimmer im alten Schlosse zu Hannover, in dem dicken Turm, dessen Grundmauern von den Fluten der Leine umspült werden. An den gekalkten Wänden hängen mächtige Geweihe, Achtzehnender aus der Göhrde, oder aus den Waldungen bei Ebsdorf. Am Tisch sitzt der Herzog mit seinen Zechkumpanen. Sie trinken dünnes Lüneburger Bier aus Zinnkrügen, erzählen sich wüste Geschichten, und der Herzog prahlt von Venedig. Von den Weibern natürlich. Er prahlt mit seinen Erfolgen. Er zwinkert mit den Augen und erzählt von den Reizen der Mattérbo. Die Gäste hören zu, mit brennenden, gierigen Blicken. Der Herzog preist ihren Körper, der den Statuen des

Praxiteles ähnlich sei. Einer der Trinker glaubt die Behauptungen nicht. Er habe Maria gestern auf der Straße gesehen — nein, nein, sie sei ja so winzig. Da sei nichts zu preisen. Durch den Saal braust ein Gelächter. Der Herzog springt auf. „Und ihr sollt sehen", schreit er, „kommt mit". Da zögert keiner. Der Zug wälzt sich über den Hof, in den Seitenflügel, in dem Maria Mattèrbo wohnt. Der Herzog stürmt die Treppen hinauf. Die wilde Jagd hinterher. Und nun kommen sie an die Gemächer der Mattèrbo. Noch brennt das Licht in ihrem Zimmer. Sie sitzt in der tiefen Mauernische und denkt an Venedig — an die klatschenden Wogen, den blauen Himmel, an die tanzende Schönheit der Paläste und an den süßen Klang der Sprache. Da hört sie das Gepolter. Sie springt auf; aber schon wird die Tür aufgerissen. Der Herzog steht im Türrahmen. Wüste, vertrunkene Gesichter sehen ihm über die Schulter, sehen an ihm vorbei. „Komm her", schreit Georg Wilhelm, „du sollst zeigen, daß du schön bist wie die Frauen der Griechen." Maria Mattèrbo sieht ihn an, mit dem Blicke, der ein Heer von gierigen Männern zähmen könnte. Aber der Herzog ist nicht gierig, er ist ruhmredig, denn er ist betrunken. Er geht auf sie zu, packt sie, zerrt ihr das leichte Tuch von den Schultern und reißt der Schluchzenden, sich krampfhaft Wehrenden das Gewand vom Körper . . .

Segne deine Mutter, die alte Kupplerin, Maria, die dir ein solches Schicksal erspart hat. — Nun stehen dir die Abschiedstränen in den Augen, immer wieder wendest du dich und siehst aus dem Reisewagen zurück auf die strahlenden Lagunen. Über der norditalischen Ebene liegt die dörrende Kraft der Sonne. Die Alpen sind fern hinter einem Silberflimmern der Luft versteckt; soweit das Auge reicht, sieht es nur vertrocknete Reisfelder, verdorrte Weiden und gelbe, magere Gräser. Die Wege sind

schlecht, und der Reisewagen fällt immer wieder in ein tiefes Loch in der ausgefahrenen Landstraße. Die arme Maria ist allmählich dem Weinen nahe.

Nun überschleicht sie das Gefühl des Ganzallein-seins. Einen halben Tag ist sie erst gereist, und sie möchte schreien: Laßt mich zurück, laßt mich zurück nach Venedig. Was soll ich mit euch hier! Nun wird es ihr klar, daß sie alle Brücken abgebrochen hat zu ihrer schönen Heimat, daß sie fort soll in das graue Land zu den Ketzern. Und große Tränen rinnen ihr über das Antlitz.

Sie hat es nicht bemerkt, daß ein junger Reiter seit einiger Zeit an der Seite ihres Reisewagens bleibt, und sie erschrickt fast, als sie plötzlich seine Worte hört: „Ist die schöne Maria Mattèrbo traurig über den Abschied von der strahlenden Venezia?"

Sie richtet den Blick auf ihn, dankbar, glücklich. „Ihr seid's, edler Junker Stechinelli", ruft sie leise, „gottlob, daß noch ein Mensch mit mir Venezianisch spricht. Oh, wie sehne ich mich zurück! Oh, was gäbe ich darum, wenn ich auf den Stufen der goldenen Treppe säße, wenn ich in den Dom von San Marco gehen könnte! Mein Herz ist zum Zersprin-gen voll." Wieder rinnen ihr die Tränen über das Antlitz.

Stechinelli lächelt und redet ihr gut zu. Er be-rauscht sich an dieser geheimnisvollen Situation. ‚Du tröstest die von dir beneidete Geliebte des Her-zogs, und durch deine Hand wird sie sterben. Ist es nicht etwas Wundersames, so mit seinem eige-nen Schicksal zu spielen? Sie ist wie ein Vogel, dem ich ein Band um das Bein gebunden habe und den ich festhalte. Ich lasse ihn flattern, aber er wird mir nicht entfliehen.' Er ist selber erst siebzehn Jahre alt, trotzdem er etwas älter aussieht. Er kann die vielen und schnellen Trostgründe der Jugend vorbringen, um so mehr, als die Kunst der Verstellung ihm seit

seiner Kindheit geläufig ist. Er lächelt denn auch weiter und sagt, die Welt sei groß und der Herzog gütig. Und wenn es ihr in Hannover gar nicht gefiele, dann würde er sie sicherlich mit irgendeinem Kaufmann oder mit einem vornehmen Reisenden nach Venedig zurückschicken, oder der Herzog brächte sie vielleicht gar selbst wieder in ihre Vaterstadt, da er doch die Absicht habe, in einem der kommenden Jahre den Karneval dort zu feiern. Dabei zuckt es kaum merklich in der Brust des Pagen, wie an einem gewitterschweren Himmel.

Nun begann Maria Mattérbo wieder zuversichtlicher in die Welt zu blicken. Stechinellis weiche, halblaute Stimme wirkte beruhigend auf ihre erregten Nerven. So war sie denn sogar beim Mittagsmahl, das im Parke einer Villa in Mira Taglio genommen wurde, außerordentlich heiter, freute sich kindlich über einen Savoyarden mit einem Murmeltier und trank gegen Ende des Mahles dem Herzog lachend zu, daß diesen die Leidenschaft packte und er seine Blicke nicht von Maria wandte.

Während der Weiterreise, am Nachmittage, sah Maria fortwährend voller Erwartung nach den Reitern aus, denn sie hoffte, daß Stechinelli wieder an die Seite ihres Reisewagens kommen würde. Der mußte jedoch an der Spitze des Zuges neben dem Herzog reiten, von dem er in ein langes Gespräch verwickelt wurde. Wo er reiten gelernt habe, fragte ihn der Herzog. Die Venezianer seien ja gewöhnlich des Reitens unkundig. Er sei mit dem edlen Herrn Manin in Holland gewesen, als dieser dort vertretender Gesandter war. Dann erzählte der Herzog von dem ehrenwerten Kanzler Herrn Hieronymus von Grapendorf, der ihm stets von neuem verzweifelte Briefe sende, daß er doch zurückkehren möge. „Als ob man mir keine Freude gönne“, meinte Georg Wilhelm und sprach weiter von der Stadt

Hannover; von dem grauen Schloß mit den grün gedeckten Türmen am Ufer der Leine; von der weiten, endlos weiten Heide, die jetzt blühte in der Farbe der Gewänder des Patriarchen von Venedig; von der Jagd in der Göhrde, wenn die Tannen ihre weißen Schneeröckchen tragen, und von seiner zurückgelassenen Geliebten, die zur Zeit im Kloster Lüne als Gast einer Chanoinesse weilte, buntfarbige Stickereien anfertigte und ihm jede Woche einen rührseligen, langweiligen Brief schrieb.

„Haha“, lachte er, „was sie wohl sagen wird, wenn ich diese Tizianstochter mitbringe. Ich freue mich ordentlich auf den Kampf. Die Doberthin ist nämlich so schwerfällig, daß ich sie auf andere Weise nicht los werde.“

Diese Worte bereiteten dem Pagen fast ein heimliches Entzücken. Wie er sich groß vorkam! Er wußte mehr als der Herzog. Er fühlte sich selbst als Vorsehung — er war stolz auf die großen Ereignisse, die er in die Welt bringen sollte.

Am Abendhimmel tauchten die Türme von Padua auf; im Norden der Stadt die Eremiti, im Süden die drei Flachkuppeln von San Giustina; beide Bauten wurden jedoch von den sechs gewaltigen Kuppeln der Antoniuskirche, die mitten in der Stadt lag, überragt.

Der Herzog ließ sich von Stechinelli die Bauten bei Namen nennen. Für die Fresken des Giotto, die der Page erwähnte, hatte Georg Wilhelm wenig Interesse; weit mehr fesselte ihn die Mitteilung, daß sich in Padua auch ein Reiterstandbild befände. Als Hannoveraner liebte er die Pferde, und es war sein Wunsch, dereinst selbst einmal zu Pferde verewigt zu werden, wie Colleone, Gattamelata oder Can Grande.

Der Amans Dux, der ab und zu nach einer Biegung des Weges seiner Geliebten zuwinkte,

dachte nicht im entferntesten daran, daß sie seinen Begleiter an die Seite des Reisewagens wünschte. Als sie dann sah, daß der Herzog sich den ganzen Tag mit Stechinelli weiter unterhielt, gab sie dann auch schließlich diesen Wunsch auf. Aber sie fühlte sich nicht mehr ganz verlassen und unglücklich. Wie reizvoll war dieser siebzehnjährige Jüngling! In ihr, die von allen Genüssen Venedigs ermüdet war, regte sich ein Gefühl der Mütterlichkeit für den Pagen. Sie hatte das Empfinden, daß sie ihn beschützen müsse, daß sie dort im Norden ein wenig für ihn sorgen könnte. Sie dachte auch schon nicht mehr mit einer so grenzenlosen Freude an den Tag, an dem sie von Hannover nach Venedig zurückkehren würde. Sie begann, wie es ernsthaften Reisenden geziemt, das, was sie sah, ruhig in sich aufzunehmen, ohne daß sie freilich verhindern konnte, daß die Dinge wie Schatten an ihr vorübergingen. — Langsam rückte der Zug der Stadt Padua näher. Die Dämmerung huschte bereits über die Dächer, als er durch das Nordosttor bei der Kirche der Eremiten in Padua einrückte.

Am Tore empfing eine Deputation den Herzog. Durch die engen holperigen Straßen ging der Weg zum Palazzo del Capitanio, vor dessen Portal Fackelträger zum Empfang bereit standen. Als Georg Wilhelm vom Pferde gestiegen war, kam der venezianische Gouverneur, ein junger, lebhafter Mann, Neffe des Dogen Morosini, langsam die Treppe herab und bewillkommnete den Herzog im Namen der Republik. Das Gefolge zog sich sogleich in die Gemächer zurück. Seine fürstliche Gnaden würden allein mit dem Gouverneur speisen, hieß es.

Das waren die Eindrücke, die Maria an dem Tag der Ausreise noch geblieben waren. Eine kleine Paduanerin war ihr als Zofe zugewiesen worden, und sie war fast erstaunt, als sie plötzlich dieses halbe

Kind mit ihren Sachen umgehen sah. Sie ließ die Kleine aber weiter arbeiten und ging zu Bett. Sie sah noch vom Bett aus, wie das matte Licht der beiden Kerzen auf dem Kamin das große, gekalkte Zimmer größer erscheinen ließ, und wie die Kammerzofe durch ihre Kleinheit und Beweglichkeit diesen Eindruck noch verstärkte.

Dann sank sie in eine Art von Halbschlaf, aus dem heraus sie die Mitteilung der Zofe, daß die Lichter gelöscht seien, und daß sie der Herrin eine gute Nacht wünsche, nur mit ein paar unverständlichen Tönen beantwortete. Sie sah sich im Geiste in Venedig, in der Markuskirche, wo ihr ein junger Mann allerlei Artigkeiten sagte. Der Edelmann trug die Züge Stechinellis. Sie lächelte. Dann wachte sie plötzlich auf. Sie hörte den Fußboden knarren. Der Herzog war ins Zimmer getreten.

Da empfand sie zum erstenmal eine Abneigung gegen ihn und sie erwiderte seine Küsse nicht. Rechenschaft über dieses Gefühl wußte sie sich nicht zu geben, und sie schob es schließlich auf ihre Müdigkeit. Der Herzog bemerkte es nicht. Als er sie verlassen hatte, sank sie in einen tiefen Schlaf mit wirren Träumen, in denen Stechinellis Bild immer wiederkehrte.

Am nächsten Morgen reisten sie in der Frühe nach Verona weiter, wo sie zum letzten Male Gäste der erlauchten Republik sein sollten. Wieder ging der Weg durch die braune Ebene Norditaliens, und wieder saß Maria Matterbo in ihrem Reisewagen, aber trotzdem sie so schwer und wirr geträumt hatte, war doch alle Trübsal von ihr gewichen. Sie sang leise vor sich hin, kleine Kanzonen, und ihr Blick suchte in der Ferne immer wieder die weiße Feder, deren Leuchten ihr wie ein Gruß war. Diese Feder hatte etwas Fesselndes. Ihre Weiße, die schmeichelnde Elastizität, das Reizvolle, was in der schönen

Schwingung lag, und dennoch die Zügelung durch die Agraffe — all das ließ sie mit dieser Feder ihren Träger vergleichen. Wie weich, wie zart er war in seinen Worten! — So ganz anders als der Herzog, der starr sein konnte wie sein Reiherbusch auf dem Reisehut. Der konnte häßliche Worte brauchen und sie beiseite schieben, wenn ihm ihre Zärtlichkeiten nicht behagten. Sie gedachte der jugendlichen Trostgründe, die ihr Francesco am ersten Reisetage gesagt hatte. Sie hatte sich getröstet gefühlt, nicht, weil sie die Gründe als stichhaltig erachtet hatte, sondern weil seine kräftige, reizvolle Begeisterung ihr die innere Heiterkeit wiedergegeben hatte. Und nun sehnte sie ihn herbei. Immer stärker wurde dieses Sehnen bei der langen Einsamkeit der Fahrt, und immer lebhafter beschäftigte sich ihr Geist mit dem Pagen. Das Bewußtsein, daß sie auf lange Zeit hinaus keinen der eleganten und feinen Venezianer wieder sehen würde, ließ sie sich immer mehr an den Pagen anklammern. Stechinelli, Francesco Maria Capellini Stechinelli! Der Name umgab sie zuletzt wie ein Schleier. Sie sah die Welt, übersonnt und strahlend, aber sie sah sie jetzt nur noch durch Francesco Stechinelli.

Sie merkte selbst, daß sie anfangs zitterte, wenn er eine Gelegenheit ausfindig gemacht hatte, um neben ihrem Reisewagen ein Stück des Weges zurücklegen zu können: allmählich überließ sie sich ganz dem Genuß des Zusammenseins. Wie ein Strom junger Lava floß der Reiz seiner Gegenwart durch ihren Körper; sie hätte sich winden mögen vor zitternder Erregung. Die Worte quälten sich von ihren Lippen, wenn er sie etwas fragte, und sie ihm zögernd Antwort gab.

Dann sah er sie wohl lange, lange an, mit den großen, abgrundtiefen Augen, daß sie die Blicke in den Schoß senkte und rot wurde, wie die großen

Rosen von Jaffe, die an den Fenstern der venezianischen Paläste blühten. Nun blickte auch Francesco Stechinelli beiseite; er sah zwischen den Ohren seines Pferdes hindurch auf die gelbbraune, staubige Landstraße und biß sich auf die Lippen.

Des Abends in Verona verschloß Maria Mattérbo ihr Zimmer, und als der Herzog ungeduldig klopfte, sagte sie ihm, sie könne nicht öffnen, sie sei krank. Sie sah in der Tat am nächsten Morgen bleich und übernächtig aus, so daß Georg Wilhelm, der spät in der Nacht noch in ein verrufenes Spielhaus gegangen und selbst ermüdet war, den Befehl gab, man wolle noch einen Tag in Verona bleiben und erst am nächsten Morgen die Weiterreise antreten.

Gegen Mittag beschloß Maria Mattérbo einen Spaziergang zu machen. Sie verließ den Palazzo de Consiglio, den der Herzog samt seinem Gefolge bewohnte, und ging langsam durch die belebten Straßen über den Domplatz. Dann schlenderte sie an dem Ufer der Etsch entlang und setzte sich nach einiger Zeit auf die Steinbrüstung. Sie starrte auf den gelben, mageren Fluß, und ihre Gedanken wanderten ohne aufzuhören in demselben, gleichen Kreis.

Es war ihr ganz klar geworden, daß sie Stechinelli liebte, liebte mit der ganzen, großen Leidenschaft ihrer dreiundzwanzig Jahre, liebte mit einer Glut, die sie erschreckte, einer Glut, die d e n Frauen eigentümlich ist, die die wahre Liebe erst kennenlernen, wenn der Genuß schon längst den Reiz der Neuheit verloren hat. — Eine furchtbare, bleiige Trauer zerriß ihr Herz, als sie an dem kahlen Ufer der Etsch hockte und die dünnen Wasser an ihren Blicken vorbeiziehen ließ. Ja, ja, ja — sagte sie sich dort — ich lebe nur dadurch mit ihm zusammen, daß ich die Geliebte dieses albernen Herzogs bin. Wenn

ich davonlaufe, dann verlasse ich auch ihn, ohne den ich nicht leben kann.

Wenn man jung ist, glaubt man leicht, daß man ohne einen bestimmten Menschen nicht mehr leben kann. Sie sind zu bedauern, die Kühlen, Allzuweisen, die das nie geglaubt haben. Deshalb sind sie auch sehr nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft geworden, und als solche konnten sie die Ausdehnungsmöglichkeit der menschlichen Seele nie begreifen. Sie sind nie „über die gewellten Hügel des Hochgenusses gewandert"; die Ölschicht, die auf ihrer Seele lag, hat die Wogen der Leidenschaft niemals sich auftürmen lassen. Sie sind stets hochgeachtete Mitbürger gewesen, sie haben hochgeachtete Mädchen geheiratet, als ihre Haare spärlich wurden. Und sie haben für dieses Bedauern ein wohlwollendes Lächeln, das Lächeln der Leute in „gut bürgerlicher Stellung". Sie werden ein hochgeachtetes Begräbnis bekommen mit vielen Kränzen und Reden, daß ihre Frauen von diesem großartigen Begräbnis noch ihr ganzes Leben lang sprechen werden, ohne zu bedenken, daß es in jeder Stadt täglich so ein Begräbnis gibt.

Wie konnte sich aber die dreiundzwanzigjährige Maria Matterbo das alles sagen? Sie ging nach einiger Zeit langsam weiter, an der Riva San Lorenzo entlang, an den kleinen Geschäften vorbei, bis sie endlich, ohne es selbst recht zu wissen, vor der Auslage eines Goldschmiedes stehenblieb. Sie achtete selbst erst darauf, als der alte Meister heraustrat und höflich fragte, was die Signora zu kaufen wünschte.

An Schmucksachen hatte Maria übergenug. Die kleinen italienischen Höfe, die Venezianer und nicht zuletzt der Herzog selbst hatten sie mit Kostbarkeiten überschüttet. Da sie nun aber schon einige Zeit lang vor den Schätzen gestanden hatte, schämte sie sich,

wegzugehen; nicht etwa, weil es eine Schande gewesen wäre, nichts zu kaufen, sondern weil sie Geld in der Tasche hatte. Sie fühlte sich verpflichtet, dem Ärmeren von ihrem Überfluß zukommen zu lassen.

Ihre Augen glitten über die Kästen der Auslage. Plötzlich blieb ihr Blick an einem Stück hängen. Es war ein kleiner Dolch, dessen Silbergriff eine Venus darstellte, und dessen dreieckige Klinge fein ziseliert war. Die Scheide hatte die Gestalt einer nach unten ein wenig verlaufenden, jonischen Säule, um die sich Festons und Girlanden schlangen. Maria wurde mit dem Alten bald handelseinig. Sie zahlte die geforderte Summe, ohne zu feilschen und steckte den erworbenen Dolch in ihren Gürtel.

Als sie weitergehen wollte, legte sich leise eine Hand auf ihren Arm.

„Wozu kauft Ihr einen Dolch, schöne Maria Mattérbo?“ — Maria schrak zusammen, als ob sie bei der Begehung eines Verbrechens abgefaßt sei. Ihre Knie zitterten, und die Waren des Juweliers begannen vor ihren Augen zu kreisen.

„Warum kauft die schöne Maria Mattérbo einen Dolch?“ fragte die Stimme wieder. Maria wußte, wer sie fragte. Sie kannte die weiche, schmeichelnde Stimme, die Stimme des Francesco Stechinelli.

„Quält mich nicht, Don Francesco“, sagte sie plötzlich, und dann stürzten aus ihren Augen die Tränen, unaufhörlich.

Francesco bot ihr den Arm. Sie stützte sich auf ihn und ging langsam mit dem Geliebten am Ufer entlang, bis zum Castel Vecchio. Ein alter Wächter sonnte sich im Hofe und ließ das Paar ungehindert den Turm besteigen.

Der Mittag träumte über Verona. Über den flimmernden Dächern der Stadt lag die noch lichter, silbriger flimmernde Luft. — Die Etsch, die zwei Seiten dieses Stadtdreiecks umzieht, blitzte schmerz-

haft hell durch die Türme und Mauern. Nicht allzuweit unterhalb des Kastells dämmerte das gewaltige Amphitheater.

Stechinelli ergriff die Hand Marias. „Warum habt Ihr Euch den Dolch gekauft, Maria?“

Da war es mit der Fassung Marias vorbei. Sie sank auf die Steinbank hin und schluchzte so unaufhörlich, daß Francesco, von einer augenblicklichen Gutmütigkeit getrieben, den Arm um sie legte, um sie zu trösten und zu stützen.

Als er das Zittern ihres weichen Körpers an seinen entblößten Unterarmen spürte, kroch die Begierde in sein Herz. Seine kalten Erwägungen, mit denen er bis jetzt ein kurzweiliges Spiel getrieben hatte, traten gegen sie völlig zurück. Er gab sich dieser Woge der Leidenschaft mit jugendlichem Entzücken hin; er schob den Gedanken an seinen Eid beiseite, und genoß nur noch das stolze Empfinden, daß er seinem eigenen Herrn die Geliebte abspenstig gemacht habe.

„Liebe, liebe Maria! Sei nicht traurig“, flüsterte er.

Voll von Zärtlichkeit küßte er die Unglückliche immer wieder. Er beobachtete, wie seine schönen Worte und Beteuerungen auf sie wirkten; er beobachtete sich selbst, wie man einen Schauspieler beobachtet, sich von ihm hinreißen läßt und trotzdem sein Spiel kritisiert.

Maria wurde von Francescos Liebesgeständnis wie von Blütenflocken umfangen. Sie hatte sich nie so fern allem Irdischen gefühlt, nie so erhaben über die Dinge dieser Welt. Eine Jugenderinnerung flatterte ihr durch den Kopf, aus der Zeit, als ihr Vater, der Seidenhändler, noch lebte. Da hatte sie sich einmal in Mestre unter die Mauer eines Gartens gelegt, über die blühende Rosenbüsche lugten. Ein weicher Wind war durch die Rosen gestrichen,

schmeichelnd, berauschend, und die Blätter waren niedergesunken und bedeckten mit duftender Kühle ihr heißes Kindergesicht. Sie hätte sich hinlegen mögen, mit weitausgebreiteten Armen und hätte flüstern mögen: „Neige dich über mich, Geliebter, und sprich mir von deiner Liebe."

Er sprach und flüsterte, er fand Sätze voller Phantasie und Begeisterung. Er berauschte sich an der Schönheit der Frau, an der Weihe der Stunde, an der Gewalt seiner eigenen Worte. Schließlich glaubte er selbst, was er sagte — und Maria genoß seine strahlenden Worte, wie eine Gefangene, die nach langer Leidenszeit zum erstenmal die Sonne wieder sieht.

Spät in der Dämmerstunde, als das Abendrot in der Richtung über Venedig stand, verließen sie den Turm. Das ist die Stunde, in der das weiße Licht des Tages und das blaue Licht der Nacht sich vermählen. Der goldene Abendstern gibt sie zusammen.

Sie wanderten still durch die dämmerblauen Straßen von Verona. Die Paläste, die von der Vergangenheit sprachen und von der Gegenwart schwiegen, horchten dem Liebesgeflüster dieses jungen Paares. Es sprach lange und lebhaft. Schließlich hatte Maria sich von dem, was Francesco sagte, überzeugen lassen. Er holte sofort zwei Männer aus einer Spelunke, denen er je eine Zechine gab, und die er bat, mitzukommen. Die vier betraten ein Seitenhaus der Kirche San Giovanni di Fonte, in dem der Vikar, Don Chrisostemo, wohnte.

Don Chrisostemo saß an seinem Arbeitstische bei einer Öllampe und hatte das kurzsichtige Auge über ein gemaltes Manuskript gebeugt. Er entzifferte eine Urkunde aus der Hohenstaufenzeit und sah sich nicht um, als seine alte Schwester einige Menschen in das Arbeitszimmer hineinließ. Bett-

ler aus der Vikarie, dachte er, und versuchte mit Hilfe eines Vergrößerungsglases zu erkennen, ob das Wort, das halb verlöscht war, „capitaneo" oder „capitolio" geheißen habe.

„Was wollt ihr, meine Freunde?" sagte er, während er den Hals lang reckte und suchte, ob er Spuren der L-Schleife finden könnte.

„Ich erkläre meine Eheschließung mit der hier gegenwärtigen Maria Matterbo", sagte Francesco hastig.

„Ich erkläre meine Eheschließung mit dem hier gegenwärtigen Francesco Maria Capellini Stechinelli", schloß sich Maria an.

Der Vikar hatte sich langsam erhoben. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen. So erkläre ich euch nach den Vorschriften unserer heiligen Mutter, der Kirche, die sie auf dem Konzil zu Trient gegeben, als rechtmäßig vermählte Eheleute."

Die zwei Zeugen sahen sich starr an. Dann grinsten sie. „War das rechtmäßig?" fragten sie den Vikar, nachdem Francesco eine Münze auf den Tisch gelegt und das Paar nach kurzem Gruß das Zimmer verlassen hatte.

Der Vikar nickte. „Es ist zwar seltsam, aber sie sind rechtmäßig vermählt nach dem Rechte unserer heiligen Mutter, der Kirche."

Nun begannen für Francesco die Tage höchsten Reizes. Genuß und Begehren, Begehren und Genuß wechselten in süßer Gleichmäßigkeit, und der Gedanke an seinen Eid blieb unter ihnen verborgen. Francesco lachte heimlich, wenn er den Herzog sah. Du Narr, dachte er wohl, du begreifst es freilich nicht, warum deine Geliebte dich beiseite geschoben hat! Und er fühlte sich vom Schicksal ausgezeichnet, wenn er seinen Herrn beobachtete, der mit verbissenem Gesicht durch die langen Korridore der Reise-

quartiere wandelte und mit Blumen oder Schmuckstücken versuchte, die Gunst der Maria Mattérdo zurückzuerlangen.

So ging es einige Tage. Ganz langsam, nach wildester Verzückung, überkam ihn aber wieder der Gedanke an seinen Eid. Wenn das Schicksal dich so ausgezeichnet hat, wird es dich nicht fallen lassen, wenn du seine Bedingungen nicht einhältst? Und diese Erwägung nahm ihn mit immer stärker werdender Heftigkeit gefangen, je mehr seine Sinnenglut gestillt wurde. Als der Zug Rovereto erreicht hatte, stieg er langsam und müde vom Pferde. Er schlich ebenso traurig wie der Herzog durch den Säulenhof des Stadthauses, und die Gedanken kreuzten sein Hirn, wie jagende Schwalben. Schließlich suchte er mit Gewalt diese Gedanken zurückzudrängen, aber sie kehrten wieder, mit sicherer Gleichmäßigkeit, so sehr er auch dagegen anging.

Maria war dieser Zustand Francescos nicht entgangen. Als man ihm sein Zimmer angewiesen hatte, trat sie plötzlich in den Raum. Sie sah, daß er am Fenster stand und hinausstarrte auf die Straße. Als er sie eintreten hörte, wandte er sich jedoch mit einer plötzlichen Anstrengung um und versuchte zu lächeln.

Seine Frau ging auf ihn zu und legte ihm die Hände auf die Schulter.

„Francesco, nur Ehrlichkeit will ich. Wenn zwischen uns beiden keine Ehrlichkeit herrscht, dann sind wir verloren. Sag mir, was dich quält."

Er schüttelte den Kopf. „Nichts, Maria, was von Bedeutung ist."

„Bitte, Francesco, ich will es wissen. Du marterst mich mit diesem stillen Leiden."

„Laß nur, Maria."

„Nein, ich lasse es nicht. Du mußt es sagen."

Sie führte ihn an der Hand, setzte sich in einen

großen Stuhl, und er kauerte sich wie ein Kind dicht an sie.

„Nun sag es mir, mein lieber Junge."

Da konnte er nicht widerstehen. Leise, ruckweis, brachte er das Geständnis vor. Er erzählte von seinem Ehrgeiz, von seiner Sehnsucht, mit dem Herzog nach Norden zu ziehen, um dort Ehre und Ansehen zu erwerben, von dem furchtbaren Eid, den ihre Mutter ihm abgenommen hatte, und schließlich von seinen Qualen, die sein Dasein verdüsterten.

„Du gutes Kind", sagte Maria leise.

Francesco lebte wieder auf, als er ihre Stimme hörte, und er begann, neue Pläne zu entwickeln. Er sprach davon, daß beide zum Protestantismus übertreten wollten.

Aber Maria schüttelte den Kopf.

„Nein, Geliebter. Wenn du auch der Madonna entfliehen kannst — der Fluch des Meineides wird dir doch in den anderen Glauben folgen."

„Laß mich meineidig sein, ich liebe dich — ich liebe dich", schluchzte er und preßte seine Lippen an die ihren.

Maria schlang ihre Arme um seinen Hals und schwieg.

Am nächsten Tage war der Zug bis nach Trient gelangt. Der Herzog wollte dem Fürstbischof Grafen Lerma keine Aufwartung machen; er haßte den Kleriker, weil dieser seit langem versuchte, den zweiten Bruder des Herzogs, Herzog Johann Friedrich, für die katholische Lehre zu gewinnen. Georg Wilhelm hatte daher seinen Leuten strengstes Schweigen über seine Person auferlegt; er reiste als Herr von Calenberg und stieg im Gasthaus am Domplatz ab. Am folgenden Tage sollte die Reise sogleich weitergehen.

Francesco hatte an diesem Morgen durch sein

Bekenntnis für kurze Zeit ein Gefühl der Ruhe erlangt. Er hatte Maria auf dem Marsch freundlich angesehen, ihr zugenickt und war dann wieder an die Spitze des Zuges geritten. Während des ganzen Weges waren die Gedanken wieder über ihn gekommen, mit einer quälenden Heftigkeit. Er sah sich vorläufig außerstande, den Befehl des Schicksals auszuführen. Er hatte mit sich gerungen wie ein Verzweifelter, daß ihm selbst Georg Wilhelm seine Verstörtheit anmerkte. Und schließlich war er zu der Überzeugung gelangt: Dann muß ich eben scheitern, wie ja vor mir schon so viele gescheitert sind. In Trient hatte er sich bald in sein Zimmer zurückgezogen und die Nacht in Grübeln zugebracht.

Am nächsten Morgen wollte die Kavalkade früh aufbrechen; aber Maria fehlte. Der Herzog, der bereits im Sattel war, schickte Francesco hinauf, er solle Maria zur Eile antreiben. Francesco hoffte, von den Lippen seiner Gattin den Morgenkuß zu erhalten, und eilte die Treppe hinauf. Aber niemand antwortete auf sein Klopfen — er klopfte heftiger. Kein Laut. Schließlich riß er die Tür auf.

Da lag Maria Mattérbo tot in ihrem Bette. Sie hatte sich den Dolch, den sie damals in Verona gekauft hatte, ins Herz gebohrt.

Francesco fühlte, wie Eiseskälte ihn erfaßte. Er stürzte an das Fenster und rief die Nachricht in den Hof hinunter. Trotz alles Schauers, trotz aller Verzweiflung sah er sich rasch im Zimmer um. Ehe der Herzog oben anlangte, vermochte er noch einen Zettel an sich zu nehmen, in dem Maria ihn mit rührenden Worten ihrer Liebe versicherte. Aber, so schrieb sie, da sie erkannt habe, daß seine Liebe zu groß sei, als daß er den Befehl der Madonna ausführen könne, wolle sie ihm helfen; damit sei sein Eid hinfällig geworden, und er könne glücklich werden.

Nachdem Francesco diese Zeilen gelesen hatte, glaubte er, daß sich die Trauer wie etwas Furchtbares auf ihn niederließ. Sein ganzer Körper war davon erfaßt und er weinte an der Leiche, bis ihm die Tränen versiegten.

IV

Am Mittage des Tages, an dem Maria Matterbo freiwillig von dieser Welt gegangen war, hatte sich der Herzog doch endlich zur Abreise entschlossen. Er war durch den plötzlichen Tod seiner Geliebten erschüttert; ihn quälte der Gedanke, daß er schuld sein möchte an ihrem tragischen Ende. Er dachte immer wieder an ihre plötzliche Zurückhaltung, und er vermutete einen ursächlichen Zusammenhang zwischen ihrer merkwürdigen Scheu in der letzten Zeit und ihrem gewaltsamen Tode. Aber er war ein Mann in der Hochblüte der Jahre, ein Mann, der den Tod weniger fürchtete, wenn er sich an *ihn selbst*, als wenn er sich an einen der *ihm Nahestehenden* heranmachte. Insonderheit hatte er eine Abneigung vor Leichenfeiern und Bestattungen, eine Abneigung, wie sie gesunde Menschen häufig in ausgesprochener Weise gegen diese Epikrisen des Lebens zu haben pflegen.

Und so nahm der Herzog das Anerbieten seines Pagen Stechinelli, für eine würdige Bestattung sorgen zu wollen, gern an und gab ihm Vollmacht, alles auf das Glänzendste zu bestellen. Stechinelli sollte dann in München den Zug wieder einholen, wo dieser eine dreitägige Rast machen wollte.

Francesco war von anderer Gemütsart als der Herzog. Nicht etwa, daß er die Leiche seiner Gattin durch abstoßende, pompöse Feierlichkeiten schleppen wollte. Aber er war jung, und er empfand in dem völligen Auskosten eines Unglücks ein Gefühl der Befriedigung. Er wunderte sich schließlich über sich selbst, daß er mit völliger Ruhe den Dolch aus dem

Herzen der über alles geliebten Frau gerissen und mit Umsicht für die Beisetzung Sorge getragen hatte. In ihm war die öde Größe einer Winternacht, die kein Sternenlicht durchleuchtet. Als er mit dem Küster in der Kirche Santa Maria Maggiore den Platz aussuchen wollte, wo der Körper der Geliebten ruhen sollte, fiel ihm ein großes Grabmal auf, in den edelsten, klassischen Formen gehalten, das in die Wand eingelassen, aber nicht benutzt war. Auf seine Frage, welche Bewandtnis es mit diesem Grabmal habe, erwiderte der Küster, der Fürstbischof Graf Lerma habe es errichten lassen. „Für wen, weiß man nicht; jedenfalls nicht für sich selbst. Die Fürstbischöfe werden alle im Dom beigesetzt."

„Das ist ja sonderbar", antwortete Francesco, um irgend etwas zu sagen, denn im Grunde fesselten ihn die Ausführungen sehr wenig.

„Ja", fuhr der Küster fort, „die Leute sagen, es sei für seinen Vater. Wenn er ihn in die Hände bekommt, will er ihm den Kopf abschlagen lassen."

„Warum?"

„Ja, sie beide stammen von Turin; beide waren am Hofe, und beide liebten die Prinzessin Adelheid von Savoyen. Der Sohn mit weltlicher, der Vater mit geistiger Liebe. Aber die Prinzessin wurde die Geliebte des Sohnes, unseres Fürstbischofs. Das hat den Vater tief geschmerzt, denn er ist ein treuer Sohn der Kirche. Er ist außer Landes gegangen. Aber die Prinzessin ist ja auch nach Bayern verheiratet."

Francesco nickte nur; seine Gedanken waren bei Maria. Er suchte mit großer Sorgfalt den Platz in dem östlichen Chor aus, unter dem Bilde des Konzils. Von einem prunkhaften Epitaph nahm er Abstand. Nur seine Liebhaberei, überall sein Wappen anzubringen, trat hier zuerst zutage. Vielleicht schien es ihm auch eine Schmach, ganz zu verleugnen, daß Maria seine ihm rechtmäßig angetraute

Ehefrau gewesen war. Er beauftragte daher den Steinmetzen, den er zu einer Besprechung hatte kommen lassen, auf die große Schlußplatte das Wappen der Capelli, den breitrandigen Hut zu meißeln, mit der Unterschrift: MARIA: HIC. JACET, QUAE. AMABAT. ME.

Die irdischen Überreste der Maria Mattérbo waren mit dem Pomp beigesetzt worden, dessen Entfaltung sich in der Zeit der Renaissance entwickelt hatte, und der dann entartet war. Stechinelli, der hinter einem verschnörkelten Barockepitaph stand, verfolgte die Handlung, und er machte sich bittere Vorwürfe, daß er all das, was dort am Altar vorging, mit einer kalten Aufmerksamkeit begleitete, wie man etwa ein Schauspiel zu beobachten pflegt. Er suchte sich durch innere Vorwürfe zu einer tiefen Trauer zu zwingen; aber die sinnlich wahrnehmbaren Dinge leiteten ihn immer wieder ab. Er sah die schwarzen Gewänder der Priester und Knaben, die sich wie Schatten in dem weichen, gelben Lichte der dicken Kerzen bewegten; er hörte das Klappen der Weihrauchschalen, die vor dem Altare gefüllt wurden, und er sog den süßlichen Duft des Räucherwerkes ein, das die große Müdigkeit eines alten, zu alten Kults bekundete. Niemals war er sich so klar geworden, wie die Kirche einzig und allein auf die Sinne wirkt: auf das Gesicht, den Geruch und das Gehör; daß man da, wo man mit Vernunftsgründen nicht trösten kann, durch ein weitaus bequemeres Mittel zu trösten versucht, durch die Ableitung der Sinne.

Er sah den Prunksarg, mit den silbernen Füßen und Beschlägen, den Sarg, auf dem das Wappenschild der Capelli-Stechinelli lag. Er beobachtete, wie die Trabanten den schweren Sarg auf die Bretter über der Gruft setzten, und wie die Bretter, während die Last auf den straffgezogenen Tauen schwebte, rasch weggenommen wurden. Dann sah

er, wie diese schwarze Masse auf den Tauen schaukelte und die Diener sie langsam in die Tiefe hinabließen.

Als sein Blick nur noch das Wappenschild umfaßte, trat er vor. Er ging stolz und aufrecht durch die Reihen und er hörte nicht auf das leise Geflüster der Umstehenden. Langsam beugte er das Knie und umfing den Sarg mit seinen Blicken. Dann durchzuckte ihn das Weh plötzlich wieder mit großer Heftigkeit. Große Tränen rannen über das junge, schöne Antlitz. Sein Leid war jetzt weit ausgespannt. Er glaubte, daß es bis zu den Sternen reichte, und daß nur die eine Frage es begleitete: Warum hast du mir das getan?

Nun stand er auf. Er hörte noch den Segen des Priesters, aber es klang wie von fern, aus einer anderen Welt. Er verließ die dämmerige Kirche und trat hinaus auf den Platz, der in der grellen Sonne des Mittags vor ihm lag. Noch nie war ihm die schauerliche Einsamkeit so entgegengetreten, wie auf dem von der brennenden Sonne beschienenen Platze. Die Fenster der Häuser waren mit grünen Jalousien dicht verschlossen; erbarmungslos prallte das Sonnenlicht auf die weißen Kalkwände, aber es fand keine entgegenkommende Farbe, die geneigt gewesen wäre, die zitternden Wogen aufzusaugen, sondern nur das eintönige Weiß dieser Mauern. Daher wichen die Strahlen nach diesem vergeblichen Angriff zurück und irrten in flimmernder Helligkeit über dem öden, menschenleeren Platze.

Francesco ging in dieses Gewirr von Glut und Sonne, planlos, gedankenlos, ohne Ziel. Er schritt am Dom vorbei, durch dieselbe trostlose Einsamkeit der Piazza Grande und schlich schließlich zum Castello del Buon Consiglio, in dessen Hof er aber nicht eingelassen wurde, weil der Fürstbischof Graf Lerma gerade eine Ausfahrt unternehmen wollte. So kehrte er dann wieder in der Hitze um und achtete

nicht darauf, daß die goldene Kalesche des Kirchenfürsten mit den vier kostbaren Isabellen an ihm vorüberjagte, daß sich ihm der schöne Kopf des Purpurträgers einen Augenblick neugierig zuwandte und daß die feinen Lippen dem Begleiter etwas Eiliges sagten.

Abends in stiller Abgeschlossenheit des Zimmers blätterte Francesco ein wenig im Dante. Er ging dann noch in später Stunde, als die Abendkühlung sich Bahn gebrochen hatte, durch die hohen weißen Straßen, in deren Häusern die Hitze noch hockte, zu den Priestern und zu all denjenigen, in deren Schuld er für ihre Beihilfe zu dem traurigen Liebesdienst stand, der den irdischen Resten seiner Gattin erwiesen war. Er beglich diese Schuld. Er trieb die Steinmetzen zu rascher Arbeit an; diese versprachen ihm auch, bis zum nächsten Morgen die Grabplatte, die jetzt schon fast beendet war, fertigzustellen.

In der folgenden Nacht erschöpfte sich sein Schmerz. Wohl hatte er schon drei Nächte hinter sich, in denen die Tränen seine Augen gerötet, drei Nächte, in denen die Hölle alle Teufel der Einsamkeit auf ihn losgelassen hatte. Noch aber hatte er Wache halten können an dem Körper der Geliebten, noch hatte er sich in bitterstem Schmerz über diese schönen Überreste gebeugt. Nun aber war er allein. Der Schmerz irrte umher wie ein Kind, das sich verloren hat; und wie ein Kind in seinem Irren immer wieder auf denselben Punkt zurückkehrt, so kehrte auch der Schmerz auf seinen verzweiflungsvollen Irrfahrten wieder zu dem Ausgangspunkte zurück, immer gesteigert durch die offensichtliche Zwecklosigkeit.

Dieses Umherirren brachte ihm aber allmählich eine schwere Müdigkeit. Der Schlaf nahm von seinem Körper Besitz wie durch einen Handstreich und traumlos führte er ihn dem jungen Morgen entgegen.

In früher Stunde war er bereits in der Kirche, wohin er auch den Steinmetzen und seine Gesellen mit der Grabplatte bestellt hatte. Die Leute grüßten ihn still und zurückhaltend, als ob sie sich nicht in sein Leid drängen wollten. Er ließ die flüchtige Holzverkleidung von dem Grabe nehmen und bat die Leute, noch einmal zurückzutreten.

Francesco hatte seit lange nicht mehr gebetet. Aber hier quollen ihm die Worte empor. Er mußte beten. Er wußte nicht, was er sprach — es waren Worte, Worte — er wußte nur, daß sie in tiefer Glut aus dem Herzen kamen. Und dann empfand er, daß er etwas sagte. Er stockte und wiederholte:

„Ich seh es deutlich: hastend jagt das Leben.
Nur einmal sind wir, werden wir geboren.
Und in mir tönt ein Wort, ein ernstes, leise,
Ein Wort von ihr, die sich jetzt Gott ergeben,
An der die Erde einen Schatz verloren:
Daß hart zerrissen meines Ruhmes Kreise!“

Er hatte das berühmte Sonett Petrarcas gesprochen — das hohe Lied der Resignation.

Nun stand er aufrecht da. Er gab klare und kurze Weisungen, und bald schloß sich der Boden über der Gruft.

Er neigte sich noch einmal und machte das Kreuz. Hic jacet, quae amabat me. Dann schritt er durch die Kirche, ohne sich umzuwenden. Am Portale entlohnte er die Arbeiter, dankte ihnen, schwang sich auf sein Pferd, und bald lag Trient hinter ihm.

Das Pferd stieg langsam den Bergabhang hinauf, über den der Weg nach Lavis am Ufer der Etsch entlang führt. Francesco sprach leise das Sonett vor sich hin, das er am Morgen in der Kirche geflüstert hatte:

Der Spiegel sagt die Wahrheit mit Gewalt,
Es sagt's der Geist des Körpers fahlen Blässen,
Den Knochen, die einst Mark und Kraft besessen:
Du kannst nicht heucheln, Freund, nun bist du alt.

Gehorche der Natur, sie heißt Gewalt.
Dich straft die Zeit, willst du dich mit ihr messen. —
Es wird mir vorgeführt, was ich vergessen:
Ich bin ein Feuer, das die Flut umkrallt.

Ich seh es deutlich: hastend jagt das Leben.
Nur einmal sind wir, werden wir geboren,
Und in mir tönt ein Wort, ein ernstes, leise,

Ein Wort von ihr, die sich jetzt Gott ergeben,
An der die Erde einen Schatz verloren:
Daß hart zerrissen meines Daseins Kreise.

Und dann ging ein leises Lächeln über seine Züge. Nein, alt wurde er noch nicht. Durch seine Adern jagte noch das rote, heiße Blut, das Blut, dessen Schäumen die Menschen eindämmen möchten, die Menschen, die zu befehlen haben. Das Blut, das erntet, wo es nicht gesät hat, in stillen, umrankten Lauben, in einem einsamen, freundlichen Zimmer, auf dessen Fensterbänken rote Geranien stehen und an dessen Tür sich ein zitterndes Mädchen lehnt, das seine Hände an das heiße Gesicht gepreßt hat. Dieses Blut tobte in ihm und lachte ob aller Trauer.

Die Straße überschritt einen Höhenrücken, von dem aus man Trient noch zum letztenmal erblicken konnte. Francesco wandte das Pferd. Auf den Dächern der Konzilienstadt lag das erbarmungslose Licht der italienischen Sommersonne. Und dieses Leuchten, dieses fast schmerzhafte Strahlen barg sein Glück — — sein alles . . .

Sporen! — Keine Sentiments . . . sagte er halblaut. Er nahm sich fest vor, den traurigen Gedanken keinen Raum mehr zu geben. Seine Blicke folgten

der schönen Linie der Berge, und er freute sich an dem lebhaften Rauschen der Etsch, da er nur in seiner frühesten Jugend, in Rimini, ein sprudelndes Wasser gesehen hatte. Ab und zu hielt er wohl und starrte auf den Fluß, der einige Felsen in der Mitte des Wasserlaufes umbrandete, daß durch seine Kraft weiße Schaumflocken nach den Seiten geschleudert wurden.

Je mehr der Weg talaufwärts führte, je mehr Roß und Reiter auf die Höhe kamen, desto freier fühlte sich Francesco. In sich hatte er ein Gefühl, das ihn trieb: vorwärts, vorwärts! Dort hinauf, auf die Höhen, wo die frische Luft weht, — wo man tief Atem holen kann, daß die Lungen bersten möchten unter den tiefen Zügen. Wie wohl das tut, dieses Pumpwerk Herz einmal wieder in kräftige Bewegung zu bringen! Und dieser kristallklare Äther, in dem die Berge wie hinein gerissen stehen. Diese Durchsichtigkeit der Luft, die auf den höchsten Höhen Felsen und Steine erkennen läßt ... und immer an der Seite das lustige Klatsch — Klatsch ... dann wieder dieses Kichern der kleinen, beiseite gedrückten Wellen. Herr Gott, ich Francesco Maria Capellini Stechinelli recke die Fäuste zum Himmel und schreie: Ich selbst soll leben ... hoch!! —

Prrrr ... ein kalter Strahl ... die Erinnerung taucht auf wie eine Nebelkrähe. Die Schwermut umhüllt ihn wie ein Gewand aus Abendfeuchtigkeit. Aber lange dauert das nicht. Das Wasser plätschert so hell, die Sonne steht im Rücken und brennt dem Reiter zeitweilig erbarmungslos auf den Pelz; die ganze Luft ist mit flatternder Hitze gesättigt.

Gegen Mittag machte er halt. Ein kleines Haus am Wege, das in der Bauart die Mitte zwischen deutschen und italienischen Häusern hielt, streckte das Zeichen des Wassers und des Feuers, die ineinander geschobenen Dreiecke mit den parallelen Seiten, ein-

ladend dem Reiter entgegen. Er stieg ab und warf einem kretinösen Jungen die Zügel hin. Die Wirtin trat aus der Tür. „Der Herr will speisen?"

„Ja." Stechinelli lehnte sich in dem Holzstuhl, der am Tisch vor der Tür stand, weit nach rückwärts, und streckte die Beine von sich, wie man es gewöhnlich tut, wenn man lange im Sattel gesessen hat. Die Wirtin war eine dumm aussehende Person mit großen, roten Händen; sie setzte ihm eine Schüssel mit Polenta vor und brachte einen Krug mit rotem Wein. Dann ließ sie ihren Gast allein und ging in das Innere des Hauses zurück.

Stechinelli ärgerte sich über die Zurückhaltung der Frau. Er hätte sich gern unterhalten. Er war deshalb recht froh, als er auf der Straße von Trient einen Reiter kommen sah, der zwar ein scharfes Tempo ritt, aber der beim Näherkommen doch nicht so aussah, als ob er an einem Wirtshaus vorüberginge. Es war ein beleibter Mann in einem dunkelroten Rock mit reicher Goldverbrämung. Der Reiter hielt auch wirklich an und warf schon vom Sattel aus einen fragenden Blick auf Stechinelli. Dann hob er sich langsam und mit Würde aus dem Bügel, ging auf Francesco zu und verneigte sich. „Ist der Herr von der Begleitung des Herzogs von Hannover?" fragte er höflich.

„Ja", erwiderte Stechinelli, „ich bin der Page des Herrn Herzogs."

Der Rote nickte. „Das ist mir erfreulich zu hören. Ich bin der Kurier des hochwürdigen Herrn Fürstbischofs von Trient. Er hat dieses Schreiben dem Herrn Herzog zugedacht, und er hat bedauert, daß er Seine Fürstliche Gnaden nicht persönlich gesehen hat."

Der Kurier setzte sich an den Tisch zu Stechinelli, nachdem er ihm das Schreiben übermittelt hatte und unterhielt sich angeregt mit ihm. Er erzählte von Trient, insonderheit von seinem Geschäft. Er

sei Tuchfabrikant, aber da jeder Tridentiner im Nebenamte Bedienter oder Soldat des Fürstbischofs sein müsse, so habe er die Stelle eines Kuriers angenommen. Sein Name sei Carlo Berti, und wenn der Junker einmal einen Posten seines Tuch nötig habe, so könne er, Carlo Berti, dieses Tuch weitaus besser und billiger liefern, als jeder Handelsmann der Republik Venedig. Man könnte es ja versuchen.

Francesco dankte und sagte, er wolle das Anerbieten im Auge behalten.

Carlo Berti nickte lebhaft und ließ seinen Nachbarn die Feinheit des roten Tuches fühlen. „Und von diesem Tuch", setzte er mit hochgezogenen Brauen hinzu, „kosten fünfzig Ellen nur einen Goldgulden. Ist es nicht geschenkt? Gefunden?"

Francesco bestätigte das. Es sei direkt gefunden. Carlo Berti war befriedigt. „Wenn man so etwas findet, Junker, dann hebt man es auf. Denkt daran."

Und noch, als Stechinelli im Sattel saß und grüßend von dannen ritt, stand der Kurier Seiner Fürstlichen Gnaden auf der Straße, hatte mit zwei Fingern einen Zipfel seines roten Gewandes gefaßt und machte ein Gesicht dazu, wie ein Trinker, der eine Sonderauslese eines Sonderweines aus einem Sonderjahrgange vorgesetzt erhält.

Das Pferd hatte gefressen und ging frisch vorwärts. Gegen Abend wollte Stechinelli noch in Bozen sein. Dort beabsichtigte er die Nacht zuzubringen, um am nächsten Tage den Paß hinaufzureiten.

Er trabte und ritt wechselweise Schritt, so daß er auf der gutgehaltenen Landstraße rasch vorwärts kam und um die Stunde der Dämmerung in Bozen einritt. Nun war das Pferd freilich müde geworden. Die Eisen klapperten auf dem Pflaster, und das Sattelzeug war bestaubt.

Am Wirtshaus zum heiligen Markus kam ihm schon an der Tür der Wirt entgegen. Er verbeugte

sich und sagte, daß es ihm eine besondere Ehre sei, wieder einen Gast aus der hohen Republik zu empfangen. Diese Gäste seien ja gottlob nicht selten, da Bozen ein Hauptstapelplatz für den Warenverkehr nach dem Norden sei. Der Herr würde schon genug von Venediger Herren vorfinden.

Francesco dankte flüchtig und trat die Steinstufen hinauf, die von zwei nach außen gebogenen, auf dicken Steinkugeln endenden Eisenstangen begleitet wurden. Im Hausflur war es dunkel und rauchig; aus einem Schenkzimmer tönte Gewirr und Lachen. Der Wirt ging dienernd hinter dem vornehmen Gaste her und führte ihn mit vielen Verbeugungen die Treppe hinauf in den ersten Stock. „Hier, das große Zimmer sollen der Herr beziehen." Der Raum war behaglich, bis zur halben Höhe mit dunklem Holz getäfelt, von da ab bis zur Decke mit spanischen Ledertapeten bespannt. Die Decke selbst zeigte die schwere, drückende Kassettierung, wie wir sie heute wohl an den Türen der Barockschränke bewundern. Ein Viertel des Raumes wurde von dem riesigen Bett eingenommen, dessen Pfosten gewundene Säulen trugen, die wiederum ein breites Dach stützten. Tisch und Stühle waren aus schwerem Eichenholz.

Francesco dankte dem Wirt und bat, er möge ihm den Mantelsack vom Pferde schicken. Dann unterzog er, wie die Venezianer der Zeit es im Gegensatz zu den Deutschen und Franzosen gern taten, seinen Körper einer gründlichen Reinigung; von einer leichten Müdigkeit befangen, legte er sich schließlich ins Bett und nickte sacht ein.

Als er nach etwa zwei Stunden aufwachte, war es im Zimmer völlig dunkel. Er hörte aber Stimmen vor der Tür, und dann klapperte jemand am Türgriff. Francesco lockerte den Degen, den er neben sich auf seinem Stuhle liegen hatte und zog die halb entblößte Klinge auf die Bettdecke hinauf.

Alle Gasthäuser waren damals unsicher. Dann horchte er aus der Tiefe dieses Riesenbettes heraus und verhielt sich still.

Die Tür zu seinem Zimmer wurde geöffnet, so daß der Strahl eines Lichtes von dem Vorplatz in den Raum fiel. Francesco hatte blitzschnell gesehen, daß ein schönes, etwa fünfundzwanzigjähriges Mädchen sich mit einem etwa ebenso alten Mann sehr lebhaft unterhielt; jetzt schob der Mann die Frau mit sanftem Druck in das Zimmer und folgte selbst nach.

„Hier wohnt niemand", sagte er, „hier sind wir ungestört."

Dann ist mein Degen allerdings überflüssig, dachte Francesco, ich selbst freilich auch. Ich werde husten, dachte er weiter.

Inzwischen aber hörte er die ersten Worte des Gespräches, so daß er diese Absicht sofort vergaß und nur mit lebhaftem Eifer lauschte.

Beide Eindringlinge waren Italiener und sprachen lebhaft, schnell und überzeugend.

„Was willst du?" fragte der Mann, „warum willst du weg? Gut, gehe nächstes Jahr mit den anderen Komödianten nach Hannover an den Hof des berühmten Herzogs. Aber dieses Jahr bleibe bei mir."

„Was soll ich hier?" erwiderte sie. „Mich langweilen? Eine Vorbereitung sein für die deutschen Kavaliere, die nach Venedig gehen, eine Entwöhnung für die, die zurückkommen? Ich danke. Ich habe mehr Talent, Altar zu sein als Kirchentür."

Der Venezianer hatte eine Zote auf den Lippen, die er aber unterdrückte, weil seine Partnerin heftig fortfuhr: „Der Herzog von Hannover ist ein feiner Mann, ein liebenswürdiger Mann."

„Du scheinst nicht verwöhnt zu sein."

„Jedenfalls nicht, was die Männlichkeit anlangt. Liebenswürdigkeiten sind im Geldverkehr der Liebe

Schuldscheine. Die Hauptsache ist, daß sie auch eingelöst werden. Und was das anlangt, so scheint der Herzog ein solides Bankhaus zu sein."

„Das kannst du nicht beurteilen. Du hast noch nicht in weiterem Geldverkehr mit ihm gestanden. Mag es auch noch so sehr dein Wunsch gewesen sein."

Die Schauspielerin lachte. „Aber kein äußeres Anzeichen der Insolvenz. Und starke Schuldverschreibungen seinerseits. Nein, mein Freund: Wir geben heute abend noch die ‚Arbeiten des Heracles', und morgen machen wir uns über den Paß auf nach Deutschland. Im Herbst wollen wir in Hannover sein."

Der junge Mann wurde dringlicher. „Geliebte, geht nicht. Ihr müßt bleiben. Ihr könnt es bewirken, Ihr, die Tochter des Carlo Buccolini, des Direktors dieser Truppe! Bleibt bei mir in Bozen."

Aber die Signorina schien sehr wenig Lust dazu zu haben. „Nein, nein", sagte sie, „ich bin für Hannover."

„Ihr werdet nicht nach Hannover gehen", antwortete der Venezianer kurz.

„Und warum nicht?" entgegnete die Schauspielerin mit leichtem Trotz.

„Ich werde es zu verhindern wissen, als Sohn des venezianischen Geschäftsträgers in Bozen."

Die Signorina lachte. „Dazu müßte wohl ein Grund vorliegen, sonst wird der Rat uns die Abreise schwerlich verweigern.

„Der liegt vor."

„Nun?"

Der junge Mann sprach halbleise. Stechinelli fühlte, daß er seine Lippen ganz nahe an die des Mädchens gebracht haben mußte.

„Ich werde sagen", zischelte er, „daß heute in der Probe der ehrenwerte Herr Direktor Buccolini eine goldene Halskette als Heracles getragen hat, die auf der Schaumünze das Wappen des Herzogs

von Hannover zeigte. Seit wann verschenkt ein Herzog an Komödianten schwere, goldene Ketten mit seinem Wappen?“

Ein leiser Schrei flatterte wie ein irrender Vogel durch das Zimmer.

„Schuft“, stöhnte das junge Mädchen, „der Herzog hat mir die Kette in Venedig geschenkt.“

„Oder“, fuhr der Venezianer, ohne auf diese Worte zu achten, fort, „wird die Signorina vor dem Richter sagen, daß der Herzog diese Kette etwa ihr als Bezahlung ... Ihr wißt, daß in Bozen Dirnen härter gestraft werden, als in Venedig! Nun überlegt, ob Ihr bleibt. Wehe Euch, wenn Ihr mir nicht innerhalb einer Stunde erklärt habt, daß Ihr in Bozen zu verbleiben gedenkt.“

Stechinelli hörte, wie der Mann im Dunkeln nach der Tür tastete; er hörte das Knacken des Schlosses, und er zuckte zusammen, als der Lichtstrahl von draußen in das Zimmer drang. Dann schlug die Tür wieder ins Schloß.

Kaum hatte Francesco gehört, daß das junge Mädchen noch schluchzend an der Wand lehnte, als plötzlich sein Degen, der auf der Bettdecke gelegen hatte und durch sein Zusammenzucken ins Rutschen gekommen war, mit lautem Gepolter zur Erde stürzte.

Er griff eilends danach — aber vergeblich. Er faßte ins Leere. Der Degen lag auf dem Boden.

Ein Augenblick der Stille. Stechinelli horchte angespannt und fühlte auch, daß das Mädchen den Atem anhielt und zu Tode erschrocken horchte. Dann brachte sie ein paar unartikulierte Laute vor und versuchte, die Tür zu erreichen. Sie zitterte aber so heftig, daß sie vergebens nach dem Griff faßte und schließlich mit einem leisen Klagelaut gegen die Mauer sank.

Stechinelli empfand ein lebhaftes Mitleid für das arme Geschöpf. Er sagte ganz leise: „Mein ver-

ehrtes Fräulein, ich bitte Euch, erschrecket nicht. Ich bin der Leibpage des Herzogs von Hannover. Ich will Euch helfen.“ Ein Schluchzen kam als einzige Antwort von der Wand. „Versteht Ihr mich, mein Fräulein?“ flüsterte Francesco weiter.

„Um Gottes willen, laßt mich gehen“, schluchzte die Schauspielerin, „o mein Gott, Ihr habt alles gehört. Oh, ich schäme mich zu Tode. Ich will gehen.“

Francesco war erstaunt. Noch kannte er die Frauen nur aus Büchern.

„Ich halte Euch ja gar nicht“, sagte er kühl. „Die Tür steht ja offen.“

Stille. Die Signorina Buccolini sagte kein Wort. Dann hustete sie leise und bewegte sich ein wenig, daß ihr seidenes Kleid raschelte. Sie holte tief Atem und seufzte schließlich: „Ja, dann ist es wohl besser, ich gehe.“

Nun war die Reihe an Francesco. „Ihr braucht ja nicht zu gehen, wenn Ihr nicht wollt“, sagte er. „Ich glaubte nur, daß Ihr Euch vor mir fürchtet.“

„Fürchten? Ich fürchte mich überhaupt nicht.“ Die Stimme klang trockener und klarer. Jetzt lag etwas Trotziges und Kampfeslustiges darin.

„Nun, denn also. Ich weiß nicht, wer Euer Liebster soeben war. Ich weiß nur, daß er Euch unrecht tun will.“

Aus der Dunkelheit klang die Entgegnung zitternd und erwartungsvoll: „Ihr sagtet, Ihr seid der Page des Herzogs von Hannover. Ist das wirklich wahr?“

Francesco lächelte: „Ja, das bin ich.“

„Ihr braucht gar nicht zu lachen, — woher kann ich denn wissen, ob Ihr nicht ein uralter Greis seid. In dieser elenden Dunkelheit kann man ja kein Fünkchen sehen.“

„Dann müßt Ihr schon auf meine Stimme

hören“, schlug Francesco vor. „Klingt die so gebrochen, wie die eines Greises?“

Die Signorina lachte klingend und hell. „Nein, sie klingt schön und melodisch, wie die Glocken von San Salvatore. Wenn Ihr ebenso schön seid, wie Eure Stimme, dann will ich dem Esel gern verzeihen, daß er mich in dieses Zimmer gelockt hat.“

Francesco überhörte diese entgegenkommende Schmeichelei. Eine gewisse Keuschheit, ein Schamgefühl, hielt ihn davon ab, in demselben Ton zu antworten. Er sagte ruhig und gemessen:

„Signorina, der Zufall spielt sonderbar. Ihr wohntet in Venedig am Rio San Martino, im Hause des Küsters von San Salvatore?“

„Das ist richtig. Zwei Treppen hoch. Man geht durch einen kurzen Kreuzgang nach links; der Gang ist bemalt mit Bildern, weil dort einstmals ein Maler gehaust hat. Die Tür hat große Eisenbeschläge.“

„Und Ihr wart die Sängerin, die im Winter als Tochter des Lysippos beim Fest des Herrn Donati sang? Bei dem Fest, bei dem die schöne Maria Mattérbo den geschliffenen Smaragd als Pokal erhielt?“

Die Sängerin tastete sich in der Richtung auf das Bett zu. „Junger Herr“, sagte sie, „Ihr waret ...“

„Ich war der Page, der Euch am folgenden Tage vom Herzog die goldene Kette brachte.“

„O mein Gott ... Ich habe Euch so gebeten, wiederzukommen ... und Ihr habt versprochen ... und seid nicht gekommen.“

Francesco war beschämt. Das war freilich richtig. Aber ihn hatten so viele Frauen in Venedig gebeten, er möge wiederkommen, und er hatte jedesmal „ja“ gesagt, um sich keine Möglichkeit abzuschneiden. Ihm tat das junge Mädchen in der Seele leid, die nun vergebens auf ihn gewartet hatte. Er bat sie, das Zimmer zu verlassen. Er

wolle sich erheben und heute um neun Uhr im Schauspiel sein. Das weitere könne nach der Aufführung verabredet werden. Die Signora möge sich nur auf ihn verlassen. Sie flüsterte ein paar Worte des Dankes und huschte aus dem Raume.

Der Gedanke, daß sie wahrscheinlich noch eine ganze Anzahl junger Männer aufgefordert habe, wiederzukommen, kam Francesco nicht in den Sinn. Und daß sie sich für den Herzog begeisterte, daß sie zwischendurch aber auch mit dem Sohne des venezianischen Bevollmächtigten zarte Beziehungen angeknüpft hatte, störte ihn noch nicht. Das schien ihm vorläufig selbstverständlich.

Noch hatte Stechinelli keinen Begriff von der Bedeutung des Thespiskarrens. Er war in ein Erlebnis hineingedrängt worden, das er bis jetzt noch nicht zu werten verstand. Dem verwöhnten Venezianer waren kleine Theater Schmieren und alle Schauspielerinnen käufliche Weiber. Vorläufig hatte er auch nur wenig Lust, sich mit der ganzen Sache näher zu befassen. Nur wollte er das Ereignis wie es war, ruhig erleben, an sich vorüberziehen lassen, wie die Schiffe auf dem großen Kanal an ihm vorüberzuziehen pflegten.

War es seine Trauer, die ihn zu diesem Entschlusse bestimmte? Nun begann er, sich schwere Vorwürfe zu machen. Heute morgen hast du die Steinplatte auf das Grab deiner Frau gelegt, die dich so sehr geliebt hat, daß sie für dich in den Tod ging. Du hast auf ihr Grabmal die herrlichen Worte meißeln lassen: hic jacet, quae amabat me. Du glaubtest, dein Leben sei beendet, du könntest ohne sie nicht mehr auf Erden weilen. Und nun? Noch hat die Sonne nicht ihren halben Kreislauf beendet, da lachst du mit einer Schauspielerin, die du kaum gesehen hast.

Francesco versuchte, sich mit diesen Vorwürfen bis auf das Blut zu quälen. Er versuchte, sich das

Bild seiner verstorbenen Frau ins Gedächtnis zu rufen; er sah sie schreiten, lächeln. Er versuchte zu erinnern, wie sie aussah. Es wurde ihm schwer, sich ein klares Bild von ihr zu machen.

„Es liegt an der Müdigkeit, an der Anstrengung des Tages“, dachte er. „Pfui Teufel, bin ich so ehrlos, daß ich am Abend bereits die am Morgen noch über alles geliebte Frau vergesse, die Frau, deren Grab ich heute früh geschlossen habe?“

Francesco Stechinelli, du kennst nicht die Macht, die die Gegenwart, das Wirkliche auf solche empfindsamen Künstlerseelen ausübt, wie die deine es ist! Noch willst du nicht zugeben, daß Maria Matérbo in Wahrheit für dich gestorben ist, als du ihre Gruft geschlossen hattest. — Vielleicht, daß sie nach Jahren in deinem Geiste eine Auferstehung feiern wird ... Jetzt aber ist deine Seele wie ein Spiegel: das Bild, das sie gestern noch auffing, ist heute verflogen.

Durch Francescos Körper ging ein Schaudern. Das war das erstemal, daß er Furcht vor sich selbst bekam.

„Nein, nein“, sagte er halblaut, „weg mit Grübeleien. Die taugen zu nichts.“

Er machte sorgfältig Toilette; zwei weiße Spitzenkragen verwarf er, weil sie ihm nicht festlich genug erschienen. Dann schritt er die Treppe sporenklirrend hinab und setzte sich im Gastzimmer an einen Schenktisch. Der Wirt selbst bediente ihn mit ausgesuchter Höflichkeit und versuchte aus ihm herauszulocken, ob er wohl der Pagé des Herrn Herzogs von Hannover sei, von dessen Durchreise der Herr Herzog vorgestern noch gesprochen habe. Francesco gab auf diese Frage keine Antwort. Er hatte seinen Blick auf einen eben eingetretenen Herrn gerichtet, in dem er den Venezianer zu erkennen glaubte, der vorhin ahnungslos mit der Signora Buccolini in seinem Zimmer geweilt hatte.

Der junge Mann war begleitet von etwa zehn fragwürdigen Erscheinungen, die am Schenktisch von ihm bewirtet wurden.

Francesco horchte gespannt auf die leise Unterhaltung, die sich um die Signorina Buccolini drehte.

„Habt ihr verstanden?“ fragte der Venezianer.

„Und ob wir verstanden haben“, erwiderte einer von den Kerlen, „wir sind alle Venezianer, und das Lärmmachen sind wir gewohnt; vier von uns haben Topfdeckel mitgebracht, der Carlo und ich haben Raketen, und wir können alle auf den Fingern pfeifen; laßt sie nur auftreten, die Diebin, die dem Gast der erlauchten Republik, dem Herzog von Hannover, die goldene Kette gestohlen hat; wir werden sie nicht zu Worte kommen lassen.“

Francesco hatte genug gehört. Er nahm den Wirt beiseite und begann ganz leise mit ihm zu reden. Gleichzeitig holte er seinen großen, von dem einen Prokurator des heiligen Markus unterzeichneten Reisepaß hervor, in dem er ‚Sekretär und Ehrenkavalier des durchlauchtigsten Herzogs von Hannover‘ genannt war. Der Wirt knickte zusammen. „Und was befiehlt die Exzellenz?“ fragte er.

„Wie ich eben gehört habe, hat der Sohn des venezianischen Geschäftsträgers die Absicht, die Signorina Barbara Buccolini, die erklärte Freundin des Herrn Herzogs von Hannover, bei ihrem Auftreten auspfeifen und verächtlich machen zu lassen. Ein derartiges Vorgehen liegt aber niemals im Interesse der gefürsteten Grafschaft Tirol, noch in dem der hohen Republik, die später mit dem Herrn Herzog die allerwichtigsten Verträge abschließen muß. Wenn daher dieser Theaterskandal zur Ausführung kommt, seid Ihr jedenfalls der am meisten Geschädigte.“

Der Wirt krümmte sich. „Was soll ich tun, Exzellenz, was soll ich tun? Es ist nicht mehr mög-

lich, den hiesigen Herrn Geschäftsträger zu erreichen, daß er seinen Sohn zurechtsetzt. Es ist zu spät. Bis ich dort bin, ist der Skandal bereits hier geschehen."

Francesco zog seinen Degen halb aus der Scheide und warf ihn mit kräftigem Ruck wieder hinein, daß der Korb mit einem Knall auf die Mündung der Scheide aufschlug. „Sind diese zehn Venezianer beliebt, die in der Schenkstube warten?"

Der Wirt schüttelte den Kopf. „Sie nehmen den Deutschen die Arbeit weg."

„Gut", entgegnete Francesco, „dann beschafft mir zwanzig deutsche Arbeiter, die an der Rückwand des Saales warten sollen; das weitere wird sich finden."

Der Wirt versprach, sein Bestes zu tun und beschwor den jungen Mann, alles anzuwenden, daß das Gasthaus zum heiligen Markus nicht in Verruf käme.

Stechinelli betrat den Theatersaal, den großen Festsaal des Hauses. An der Tür saß eine Schauspielerin und nahm das Eintrittsgeld ab. Sie benutzte die Gelegenheit, um Francesco einen aufmunternden Blick zuzuwerfen; dieser aber sah nur, daß die Lichter bereits brannten und der Saal fast gefüllt war. Er schritt langsam durch die Reihen auf seinen Sessel zu, der sich direkt vor dem Orchester befand. Als er sich zufällig nach rechts wandte, bemerkte er das fahle, gelbe Gesicht des Venezianers, der in der Seitenloge Platz genommen hatte.

Das Orchester begann sich zu füllen; die Musiker unterhielten sich und stimmten ihre Instrumente. Durch den Saal ging ein leises Summen, und es herrschte die erwartungsvolle Stimmung, wie sie stets vor dem Beginn der Ouvertüre über dem Zuschauerraum zu liegen pflegt.

Dann erscholl ein Klopfen; der Dirigent bestieg das Pult, und nun begann das Vorspiel zu der mythologischen Oper „Die Arbeiten des Heracles".

Die Musik war süßlich und gefühlvoll; und in diesem Falle hatte das Publikum recht, wenn es sie benutzte, um sich lauter unterhalten zu können, im besten Falle, um bei ein paar banalen Melodien mitzusummen.

Nach dem Schluß der Ouvertüre trat eine kleine Pause ein. Stechinelli wandte sich um und sah, daß sich der Wirt mit etwa zwanzig großen Männern am Ende des Saales aufgestellt hatte. Das beruhigte ihn, und er folgte mit Aufmerksamkeit der ersten Szene des Stückes, die von der Jugend des Herkules handelte, und die ohne weitere Störungen vorüberging.

Die zweite Szene „Herkules am Scheidewege“ hatte begonnen. Herkules, der dicke Direktor Buccolini in Trikots und großer Allongeperücke, saß auf einem Felsen, als das Laster, die Schauspielerin, die anfangs an der Kasse saß, aus den Wolken trat und eine Arie über ihre eigene Schönheit anhub. Herkules schien ihr aber wenig Achtung zu schenken, sondern wies mit der fetten Hand auf die Wolken, aus denen jetzt die Tugend hervortrat: Barbara Buccolini.

In demselben Augenblick, als Barbara den ersten Ton ihrer Arie schmettern wollte, erhob sich im Parkett ein ohrenbetäubender Lärm. In das Pfeifen und Johlen mischte sich Bellen und Miauen; Kochdeckel prasselten aneinander, und Raketen stiegen zur Decke empor. Francesco war auf seinen Stuhl gesprungen und hatte dem Dirigenten zugerufen: „Den Vorhang herunter!“ Das war auch befolgt worden, zum größten Ärger des Venezianers in der Seitenloge, der dadurch seinen Plan, die Buccolini öffentlich bloßzustellen, erschüttert sah.

Mittlerweile waren der Wirt und die zwanzig Arbeiter nicht müßig gewesen; sie hatten zu je zweien immer einen der Lärmenden gefaßt und sie ganz kurzerhand aus dem Saal getragen. Es trat

eine Stille ein, während der sich alle Blicke plötzlich auf die Seitenloge richteten, an deren Brüstung der Venezianer stand. Er winkte mit der Hand und sagte laut und durchdringend folgendes: „Meine Freunde, der Protest jener Männer, die eben in so roher Weise aus dem Saal befördert sind, war durchaus berechtigt. Die Person, die sich hier fast entkleidet als Tugend auf der Bühne zeigte, ist im Leben das personifizierte Laster. Habt ihr bemerkt, daß Herkules eine goldene Kette mit einer Schaumünze trägt? Dieses Stück hat jene Tugend vor einigen Tagen einem Gaste unserer Stadt, dem Herzog von Hannover, gestohlen."

Die meisten der Anwesenden waren des Italienischen mächtig, und so konnte diese Rede ihren Eindruck nicht verfehlen. Francesco zitterte vor Scham und Wut: Scham für den Mann dort oben, der sich nicht entblödete, seine bisherige Geliebte zu erniedrigen, indem er sie eines ehrlosen Verbrechens zieh — Wut, weil sich das Gerechtigkeitsgefühl in ihm empörte gegen diese grundlose Verleumdung. Nichts schien ihm widerwärtiger, als wenn jemand seine Stellung zu Mißhandlungen Tieferstehender benutzt. Stechinelli hatte den Wirt herbeigewinkt. Er war mit diesem auf eine Bank gestiegen und rief mit lauter Stimme in den Saal: „Hört hierher, meine Freunde! Ich kann euch beweisen, daß die ganze Geschichte, die der Herr uns soeben erzählt hat, von Anfang bis zu Ende erlogen ist." Er zog seinen Paß aus der Tasche und reichte ihn dem Wirt. Dieser faltete das Pergament mit dem großen Siegel vorsichtig auseinander; dann sagte Stechinelli zu ihm: „Teilt aus diesem Dokument den Herrschaften mit, wer ich bin."

Der Wirt warf den Kopf zurück und rief in den Saal hinein: „Dieser Herr ist der Sekretär und Ehrenkavalier Seiner Fürstlichen Gnaden des durchlauchtigsten Herzogs von Hannover, Herr Fran-

cesco Maria Capellini aus dem edlen Hause der Stechinelli."

Ein Murmeln der Erwartung ging durch den Saal. „Meine Freunde", begann Stechinelli von neuem, „ein Zufall hat es mit sich gebracht, daß ich hier ein bitteres Unrecht verhüten kann. Es ist nicht wahr, daß die Signorina Buccolini die goldene Kette gestohlen hat. Ich selbst habe sie im Auftrage meines gnädigen Herrn in Venedig der Signorina überbracht, da mein Herr, entzückt von den Reizen ihrer Stimme, ihr eine Freude bereiten wollte." Beifallklatschen und Bravorufen lohnten diese Rede.

Der Venezianer stand wie von Marmor in der Seitenloge; er hatte den Kopf weit nach vorn gestreckt und die Augen starr auf den Redner gerichtet. Stechinelli bemerkte das wohl, und als er seine Rede geendet hatte, trat er an die Loge heran und sagte leise: „Ich stehe zu Eurer Verfügung."

„Ich warte darauf", knirschte der Venezianer.

„Wo?" fragte Stechinelli.

„Der einzige freie Platz ist auf der Bühne", antwortete der Venezianer.

„Gut, dann können wir es dort sogleich ausfechten."

Francesco erreichte den Kampfplatz über eine Seitentreppe. Der Venezianer hatte von der Loge aus eine direkte Verbindungstür zur Bühne.

Das Publikum wartete indessen auf den Fortgang des Stückes; es wurde unruhig und begann zu klatschen. Von der Bühne her drang Stampfen und Klirren in den Zuschauerraum; heftige Ausrufe, wie sie beim Florettfechten üblich sind, mischten sich in das Geräusch der Waffen. Plötzlich zitterte ein langhallender Schrei durch den Saal. Stimmen wurden laut; im Publikum stieß jemand den Ruf aus: „Vorhang hoch!" und dieser Ruf pflanzte sich von einem zum anderen fort. Das Gefühl des Ungewissen, die Neugier war unerträglich.

und nach kurzer Zeit ging nur ein Gebrüll, ein Schreien durch die Masse dort im Saal: „Vorhang hoch, Vorhang hoch!“

Der Direktor Buccolini erschien in seinem Herkuleskostüm vor dem Vorhang. Seine großen Nasenflügel bebten, aber er versuchte, der Angelegenheit eine scherzhafte Wendung zu geben und sagte: „Geliebte Erdenbürger! Zwei Menschlein sind in den Olymp eingedrungen.“ Aber das Geschrei, das lawinenartig angeschwollen war, ließ ihn nicht zum Weiterreden kommen. „Der Vorhang, der Vorhang ...“

Buccolini trat zurück. Wie es geschah, ist nie aufgeklärt, — man hat nachher behauptet, der Direktor habe es selbst getan, weil er eine Zerstörung seiner Requisiten befürchtete — jedenfalls hob sich plötzlich der Vorhang. Und es war ein ungewohntes Bühnenbild, das sich dem Publikum zeigte.

Der Venezianer wurde von zwei Göttern in Pantherfellen gestützt; er ließ den Kopf nach vorn hängen und vor seinen Lippen stand schäumendes Blut. Die Arme mit den langen, spachtelförmigen Händen hatte er um die Schultern der Götter gelegt. Ein Chirurgus war bei ihm beschäftigt und untersuchte die Wunde, während Göttinnen, Amoretten, Helden und Nymphen neugierig durch die grünen Bäume sahen. Francesco hatte sich an den Pfeiler der Seitentür gelehnt und bog seine Klinge in der Hand. Er beobachtete mit einem wohlabgemessenen Interesse, ob dieser Stich, den er seinem Gegner beigebracht hatte, tödlich sei.

Und er dachte: Ob er wohl stirbt? Seine Augen verfolgten das schmerzhafte Ringen des Gegners. Neben Francesco kniete Barbara Buccolini. Sie bedeckte seine Hände mit Küssen und nannte ihn „Retter“.

„Mein Retter“, flüsterte sie, „Retter meiner Ehre.“

Plötzlich ging ein Zucken durch den Körper des Venezianers. Er bog sich nach rückwärts wie im Krampf, die Augen traten quellend vor, und der Schaum vor seinem Munde formte sich zu einer großen, luftgefüllten Blase. Als er versuchte, zu sprechen, zerplatzte die Blase in kleine Teilchen, die ihm als Blut den Unterkiefer hinabliefen.

Er fiel ein wenig nach vorn. Die beiden Götter hielten ihn mit der ganzen Kraft ihrer Arme. Wieder wanden sich die Worte ringend von seinen Lippen. Er richtete die glasigen Augen auf die Schauspielerin, als ob er sich mit den Worten nicht zurechtfinden könnte.

„Du Närrin ...", lachte er mit dem scheußlichen Lachen der Sterbenden, „Retter deiner Ehre ... was ist da noch zu retten, wo du alles verkauft hast ... du hast hier mit noch besseren Karten gespielt, als ich ... Deine waren noch falscher ... Und alle Weiber sind Bestien ... sinnliche Bestien ... und alle Männer sind Bestien ... sinnliche Bestien ... und alle Worte sind Kupplerinnen ... und das Leben wird beherrscht von der Brunst ... Ich sag ihm gern leb wohl." Er griff einige Male in die Luft, dann röchelte er und stieß einen Ton aus, als ob etwas in ihm zerbrochen wäre. Der Körper fiel noch mehr nach vorn. Durch den Körper ging ein Zucken. Die Götter legten ihn langsam auf den Boden. Der Venezianer war tot.

Langsam fiel der Vorhang.

Das Theater leerte sich rasch. Die Menschen hatten für ihr Geld genug gesehen. Der Saal lag öde und verlassen da; die Lichter in den Leuchtern waren abgebrannt, und der Direktor blies sie aus, um an der Beleuchtung zu sparen.

Francesco schritt langsam durch den Saal und stieg die Treppe zu seinem Zimmer hinauf. Er gehörte zu den Menschen mit starker Phantasie, die im

Augenblick, wo die Wirklichkeit eine Forderung an sie stellt, von erstaunlicher Kälte zu sein pflegen. Aber jetzt, wo diese Vorgänge ihm nur noch ein Erinnern waren, da überdachte er, ob alles, was er getan habe, richtig gewesen war, ob er nicht anders hätte handeln müssen.

Aus diesem Sinnen weckte ihn ein leises Klopfen an seiner Zimmertür. Er rief „Herein" und erschrak fast, als Barbara ins Zimmer trat. Sie lächelte und zog den Mantel, den sie trug, über die Schulter. Sie blieb an der Tür stehen. Francesco sah sie an.

„Nun?"

„Junker?"

„Ja?"

„Erinnert Ihr Euch, was der Venezianer sagte? Ihr habt meine Ehre gerettet. Jetzt gehört Euch, was davon noch da ist. Der Venezianer hat gesagt, es sei nichts mehr. Gut. Dann nehmt die Liebe dafür."

Francesco taumelte. Er ging auf das schöne, strahlende Geschöpf zu und küßte ihr die Hände.

„So wollte ich einmal ausruhen", sagte sie und lehnte ihren Kopf an seine Brust. Er trank den Duft des venezianischen Haares, und sein Körper blühte auf unter der Wärme ihres Leibes.

Francesco Maria Capellini Stechinelli, der am Morgen das Grab seiner inniggeliebten Frau geschlossen hatte, trank am Abend die Glut von den Lippen einer jungen Schauspielerin. Kein Selbstvorwurf schlich durch sein Herz. Er fühlte sich von seiner eigenen Kraft berauscht, von der Vergangenheit erlöst, vorwärts getragen. Er glaubte, daß das Schicksal ihm wieder gütig lächelte — er glaubte, wieder emporzusteigen. Er fühlte, daß er die Starrheit, die ihm drohte, überwunden hatte.

Am nächsten Morgen ritt Francesco vor dem Aufbruch der Theatergesellschaft ab und überschritt den Brenner. Die Thespiskarren ließ er weit hinter sich.

V

Francesco Stechinelli war den Inn entlang geritten und sah in der Ferne schon die Türme der Münchener Frauenkirche, die beiden Kugelköpfe, die allmählich zum Wahrzeichen der Isarstadt geworden sind. Wer ihn gesehen hätte, den Pagen des Herzogs von Hannover, der würde vielleicht gestaunt haben. Francesco hatte dem Pferde die Zügel über den Hals geworfen und sah glücklich vor sich hin.

Über der braunen Heide tanzte der Sonnenstaub. Und der blaueste süddeutsche Himmel, so blau wie er in Norddeutschland nie zu sein wagt, hing über ihm in einer Weite, die nur dem Gefühl der Unendlichkeit zu vergleichen ist, das man in einer sternenlosen Nacht in der Ebene erlebt.

Francesco sah es nicht. Er sah nicht den Zug von Reihern, der durch diese Weite segelte, in scharfen Bogen über seinem Haupte dahinzog und sich nach Süden wandte.

In der Einsamkeit durchdachte er, was er in den letzten Tagen erlebt hatte. Es ist klar, sagte er sich, daß die Menschen, die von diesen Erlebnissen hören, mich herzlos schelten werden. Sie werden nicht verstehen, warum ich so gehandelt habe. Und wenn mich jemand danach fragen sollte, dann werde ich ihm auch nicht antworten können.

Diese Liebesnacht mit der Barbara Buccolini bedeutete für Francesco das Finden seiner selbst. Es war die Krönungsfeier des Sichganzgehörens. Und er konnte, durfte es. Maria Matterbo hatte ihn durch ihren Tod vor einer Veruneinigung mit sich

selbst bewahrt — er brauchte sie nicht mehr zu betrauern. Er konnte sie vielleicht bewundern und ihr danken, daß er durch sie begonnen hatte, sein „Ich" zu finden.

Und in Wahrheit hatte er ihr ja nie angehört. Was er erlebt hatte, war ein Ereignis in seiner Phantasie gewesen, das sich um die Maria Matérbo gerankt hatte. Niemals hatte er Maria selbst erlebt, sondern nur ein flüchtiges, verändertes Abbild in seinem Gehirn. Jetzt hatte die Wirklichkeit diesen Bann gebrochen — er hielt zum ersten Male sein eigenes „Ich" in der Faust.

Diese Erkenntnis machte ihn stark und heiter. Er streckte die Arme aus, als ob er den Falken greifen wollte, der ihn seit einiger Zeit umkreiste. Die Welt schien ihm unendlich schön und ausdrucksvoll; alles um ihn hatte Formen und Farben, wie er sie nie zu sehen geglaubt hatte.

Die fernen Berge schienen zu rufen: Wir grüßen dich; du bist ebenso stolz und frei wie wir; der Falke, der über ihm kreiste, schien zu rufen: Ich grüße dich, du Freier; und das Wasser lachte: So klar, so ungebändigt bist du wie meine Wellen. Es war, als ob die ganze Welt ihm zuriefe: Heil dir, du Glücklicher, du bist stark und kühn. Hier bin ich. Erobere mich! Du bist es wert, mich zu besitzen!

Seine ehrgeizigen Gedanken erwachten mit neuer Heftigkeit. Er malte sich aus, wie er reich und glücklich werden würde, und der Gedanke, daß es kein Hindernis des Schicksals mehr gäbe, erfüllte ihn mit einer reichen Befriedigung. Alles, was ihn gehindert hatte, war hinter ihm versunken: die Bahn war frei!

Vorwärts! Vorwärts!

So ritt er weiter, während die Sonne mehr und mehr an seine linke Seite sank. Er hatte sich über

die neue Erkenntnis beruhigt und wollte gerade antraben, als eine Kugel ihm zischend am Gesicht vorbeifuhr. Ehe er nach seiner Pistole oder nach seinem Degen greifen konnte, war er rückwärts vom Pferde gerissen, und drei wild aussehende Leute knieten auf ihm und fesselten ihm die Arme. Ein hagerer, großer Mann stand daneben, stützte sich auf seinen Degen und sah gelangweilt zu, als ob ihm eine solche Szene kein ungewohnter Anblick sei.

„Da scheinen wir ja den Vogel zu haben“, lachte einer der Schwarzbemalten.

„Führt ihn durch das Ried beiseite“, befahl der Alte und ging voran. Francesco verstand ein wenig Deutsch, er sah aber ein, daß es Torheit sei, hier zu unterhandeln oder gar sich zu widersetzen; er hoffte, daß er sich auslösen könne, indem er Geld und Pferd den Straßenräubern überließ.

Nach kurzer Zeit gelangte der Zug an ein von Schilf umstandenes Wasser. Einer der Schwarzbemalten nahm Francescos Armbinde und legte sie ihm um die Augen. Dann führte man ihn einige Schritte weiter. Er hörte, wie aus dem Schilf ein Boot gezogen wurde, in das man ihn einsteigen ließ. Nach einer kurzen Fahrt mußte er das Boot wieder verlassen und mit verbundenen Augen noch etwa hundert Schritt weit gehen. Er hörte bereits vom Boot aus Musik und Lachen, und als ihm die Binde von den Augen genommen war, befand er sich in einer Art von Feldlager.

Der Befehlshaber der Straßenräuber wandte sich an eine Frau, die in einem Kessel Fische kochte und sagte zu ihr auf italienisch: „Jetzt haben wir aber den Richtigen.“

„Ich glaube noch nicht“, lachte die Alte. „Dreimal habt Ihr es heute schon gesagt.“

„Aber er muß doch kommen“, erwiderte der Hauptmann. „Wartet es ab.“

Francesco hatte die Unterhaltung gehört. Er saß auf einer Holzbank vor einer Erdhütte und musterte die Ausrüstung des Postens, der vor ihm auf und ab schritt.

Ein paar Kinder prügelten sich unter einer Eiche, durch deren Blätter das rötliche Licht der Abendsonne floß, um ihnen die bräunliche Farbe des alten Weines zu geben. Die drei Landsknechte spielten Karten auf einem Felsblock in der Nähe des Eichbaumes und kümmerten sich nicht um das Kindergeschrei.

Der Befehlshaber kam nach etwa fünf Minuten auf Stechinelli zu und verbeugte sich höflich.

„Ich hoffe, der Herr hat sich von seinem Schrecken erholt", sagte er in leicht akzentuiertem Deutsch.

„Ich verstehe kein Deutsch", antwortete Stechinelli kühl. „Sprecht ruhig, wie Euch der Schnabel gewachsen ist."

„Der Junker ist erregt und heftig und spricht deshalb mit Mißachtung. Es ist unklug, einen Menschen zu reizen, in dessen Gewalt man sich befindet." Der Alte sah ihn ernst an und lächelte darauf. „Aber Ihr seid von gutem Schlag."

„Was wünscht Ihr von mir?" fragte Stechinelli nach einiger Zeit.

„So leid es mir tut, ich muß Euch durchsuchen."

Stechinelli warf den Kopf verächtlich zurück. „Mein Geld ist in der Satteltasche. Ich habe nichts weiter bei mir als ein paar Notizen ..."

„Und den Brief Seiner Gnaden des Herrn Fürstbischofs an den Herrn Herzog von Hannover." Der Alte sah den Pagen durchbohrend an.

„Was an mir liegt, so erhaltet Ihr den Brief nie." Francesco hatte kaum mehr an diesen Brief gedacht, fühlte aber in sich die Pflicht, ihn bis zum äußersten zu verteidigen.

„Das ist auch nicht nötig, Junker, da es an Euch hier sehr wenig liegt. Glaubt mir: wir sind keine Banditen, und wir wollen Euch weder Geld noch Waffen rauben. Wir wollen den Brief."

Der Alte riß den Rock des Pagen auf und griff in dessen Brusttasche. Er stieß einen Schrei aus, langanhaltend und jubelnd. „Der Brief, der Brief!" Die Lagerbewohner stürzten zusammen. Francesco sah etwa fünfzehn jüngere und ältere Leute, die alle wohl noch im Kriege mitgekämpft hatten, wüste Gesellen, mit vernarbten, vertrunkenen Gesichtern.

„Ist es wahr?" riefen sie voller Erstaunen, als ob sie ungeahnt mit geringer Mühe an ein Ziel gelangt seien, dessen Erreichung sie mit weit größeren Schwierigkeiten verknüpft geglaubt hatten. Sie ließen sich das Siegel zeigen, das große, schwarze Siegel mit dem Fürstenhut auf der einen Ecke des Wappenschildes und mit der Bischofsmütze über der anderen. Sie konnten sich nicht satt sehen an den gekreuzten Bischofsstäben, auf die der Schild gelegt war und drängten sich zusammen, als der Hauptmann sein Messer nahm, um den Brief zu öffnen.

Was soll dieser tolle Freudentanz, dachte Stechinelli. Er hatte sich über den Inhalt des fürstbischöflichen Briefes bis jetzt keinerlei Gedanken gemacht — er hatte geglaubt, daß es eines jener nichtssagenden Handschreiben sei, deren Abfassung bei bestimmten Gelegenheiten zu den Pflichten eines Fürsten gehört: sei es, daß ein benachbarter Potentat seinen Geburtstag feiert oder, daß ein alternder Staatsminister in den Ruhestand tritt.

Francesco verfolgte die sonderliche Erregung mit wachsender Neugier. Bei den Landsknechten schien es in der Tat nur die Freude an dem Erfolg zu sein, daß sie endlich den gesuchten Boten erwischt hatten. Nicht so bei dem Alten. Er hatte den Brief geöffnet, hatte sich abgewandt und las ihn mit gro-

ßer Aufmerksamkeit. Dann ging er in seine Erdhütte, wo er eine Viertelstunde verweilte. Schließlich trat er wieder ins Freie. Er hielt den Brief noch immer in der Hand und sah wie nachdenkend über das wogende Schilf weg auf die Spitzen und Zacken der blauen Berge, die sich aus dieser grünen Flut emporhoben, wie die italienische Steilküste aus dem erregten Mittelmeer.

Um die Augen des Alten ging ein Zwinkern. Francesco bemühte sich zu ergründen, ob er wohl hinter seinem grauen Barte lachte. Aber er konnte darüber nicht ins klare kommen.

„Ich bedaure sehr“, meinte der Führer nach einiger Zeit, „daß wir einen falschen Brief aufgegriffen haben. Dieser Brief hat für uns keinerlei Wert. Es handelt sich in dem Schreiben um ein höchst gleichgültiges Bedauern, das der Fürstbischof über die eilige Durchreise Eures Herrn durch Trient ausdrückt. Hattet Ihr keine anderen Briefe?“

„Nein“, sagte Francesco.

„Auch nichts Geschriebenes bei Euch?“

„Außer meinen Notizen, nein.“

„Auf Euer Wort nicht?“

„Nein.“

Der alte Führer gab Francesco das Schreiben. „Hier ist der Brief, Junker“, sagte er. „Bittet den Herrn Herzog von mir um Entschuldigung, daß ich das Schreiben geöffnet habe. Und wenn er fragt, wer ich wohl sei, so antwortet: es war der Wächter der öffentlichen Moral.“

Er verbeugte sich, reichte Stechinelli die Hand und ging in die Hütte zurück.

Einer der Schwarzbemalten kam auf den Pagen zu. „Laßt Euch bitte die Augen wieder verbinden. Wir wollen Euch auf die Straße zurückführen. Euer Pferd werdet Ihr auch dort antreffen.“

Das hatte Stechinelli nicht erwartet. Fast tat es ihm leid! Der Wächter der öffentlichen Moral! Wie sonderbar.

Er ließ sich die Binde um die Augen legen und folgte dem Landsknecht. Als sie im Boot saßen, fragte er: „Wie kommt Euer Führer zu dem seltsamen Namen?"

Der Landsknecht lachte. „Er ist ein sonderlicher Mann. Woher er stammt, wissen wir nicht. Viele sagen, er sei ein Franzose; ich glaub' es nicht. Vielleicht ist er ein Italiener, denn er hat nur Italiener im Dienst; es mag aber auch sein, damit wir nicht verstehen können, was er mit den Gefangenen verhandelt. Er hat uns zusammengeholt, als der Krieg beendet war. Wir haben uns mit heiligen Eiden verpflichten müssen. Er nennt sich ‚Wächter der öffentlichen Moral', weil er jedes Unrecht, was Staaten und Fürsten tun, zu hindern sucht. Wir haben ungerecht Verurteilte befreit, wir haben Schufte aufgehängt, die Geld aus öffentlichen Kassen gestohlen haben, und wir haben geknechtete Bauern beschützt. Der Alte zahlt uns gut. Er soll sehr reich sein. Manche sagen, er sei ein Fürst."

Ein leichter Abendwind ging durch das Schilfrohr. Die Wachtel schlug in der Ferne.

„Er ist wohl ein kluger Mann?" meinte Francesco nach einer Weile, als sie auf dem Fußweg weiter schritten und der Landstraße zustrebten.

„O gewiß. Er ist auch gelehrt. Es gibt nichts, das er nicht weiß. Er hat ein Buch aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt, das Ihr besser kennen werdet als ich. Die göttliche Komödie."

Francesco erschrak. Wie jedem Italiener war ihm die göttliche Komödie etwas Heiliges. Und sie so zu verstehen, daß man sie in eine fremde Sprache übertragen konnte, das hieß für ihn, einen hohen

Grad der Vollendung erreicht haben. So wurde ihm die Trennung von dem Manne schwer. Er hätte gern noch einmal mit ihm gesprochen.

„Wir sind auf der Landstraße, Junker", sagte der Führer nach einiger Zeit. „Ich werde Euch helfen, in den Sattel zu kommen. Ich muß Euch ein Stück geleiten und bitte Euch, die Binde vor den Augen zu behalten."

Zwei Pferde wurden vorgeführt. Der Landsknecht lenkte den Fuß des Pagen in den Bügel, daß dieser sich ohne Schwierigkeit in den Sattel schwingen konnte. Während des Rittes verwickelte der Soldat seinen Begleiter geschickt in ein Gespräch, so daß die Absicht Francescos zunichte wurde, die Anzahl der Schritte zu zählen, von dem Ort des Aufstieges an bis zum Ort, wo er die Binde von den Augen nehmen durfte. Auch schien es ihm, als ob der Ritt kreuz und quer ginge, aber darüber vermochte er sich keine genaue Rechenschaft zu geben.

Nach einem etwa einstündigen Ritt meinte der Landsknecht: „Nun, Junker, muß ich Euch verlassen. Behaltet die Binde solange vor den Augen, bis Ihr von ferne dreimal den Ruf der Rohrdommel hört. Und dieses hier läßt Euch der Führer geben. Es soll der Ausdruck des Bedauerns über die Unbehaglichkeit sein, die wir Euch zugefügt haben." Er drückte dem erstaunten Pagen ein Päckchen in die Hand und galoppierte davon. Sehr bald vernahm Stechinelli den Ruf, er löste die Binde und erkannte, daß er nicht weiter als etwa eine halbe Stunde von den Toren Münchens entfernt war. Er warf einen erstaunten Blick auf die Gabe des Alten. Es war ein in Pergament gebundenes Manuskript mit schönen silbernen Schließen. Neugierig schlug er das Buch auf. Deutsche Worte waren auf das Vorblatt geschrieben. Francesco gab sich Mühe, den Sinn dieser großen, eckigen Buchstaben zu erfassen.

Da standen die Worte:

„Auf Erden leben, nicht auf goldenen Sternen.
Grenzen schaffen — und lachen lernen.“

Unterschrieben waren sie: „Ein Gedenken an den Wächter der öffentlichen Moral.“

Das Manuskript war eine lateinische Abhandlung von „Aliquid: Cust: Mor: Publ:“, über die öffentliche Moral in ihrem Verhältnis zur privaten. Auf der ersten Seite fand Stechinelli von der Hand des Alten vermerkt: „Möge Euch diese Arbeit helfen, die Welt zu verstehen, die Welt, die ich bald verlassen muß.“

Welch ein Sonderling! War es eine der Erscheinungen, die das dreißigjährige Morden in Deutschland hervorgebracht hatte? Die an allen Zäunen lagen, um die armseligen Dörfer, wenn sie sich aus dem Schutt neu erhoben, noch einmal auszuklopfen? Nein. Schon, was der Landsknecht von ihm gesagt hatte, widersprach dem. Der Mann war zu ernst. Er war eine strenge, gefestigte Natur, ein Rechtsfanatiker — und was er wollte, darüber würde dieses Buch ja vielleicht Auskunft erteilen können. —

Gegen acht Uhr langte Francesco vor dem Schlosse in München an. Die Herrschaften seien noch bei der Tafel, meinte der Kammerdiener des Kurfürsten Ferdinand Maria. Francesco bat aber, man möge seine Ankunft dem Herrn Herzog von Hannover doch melden. Der Herr Herzog könne ja selbst entscheiden, ob er ihn sehen wolle.

Es war ein großer Saal, in dem man Stechinelli warten ließ. An den hohen Wänden, zwischen den Säulen, waren Gobelins gespannt, die aus dem savoyischen Kronschatz stammten und von der prachtliebenden Kurfürstin mit in die Ehe gebracht waren. Sie war seit dem vergangenen Jahre, bis zu dem

ihre Schwiegermutter, die deutsche Kaisertochter, die Regentschaft geführt hatte, der eigentliche Regent des Landes geworden. Ihr war es zu verdanken, daß eine berückende Pracht in den kurfürstlichen Schlössern herrschte — daß aber das vom Kriege hart mitgenommene Land schwerer als unter dem Krieg unter der Last eines solchen Friedens trug.

Die Wandteppiche stellten Bilder aus der Geschichte des Hauses Savoyen dar; der Page musterte die einzelnen Kunstwerke, wie es junge oder naive Menschen immer tun, mit einem größeren Interesse an dem Dargestellten als am Künstlerischen.

Ein Flimmern beunruhigte seine Augen. Auf dem Waffenarrangement der Marmorsäulen, die zwischen den Gobelins emporschossen, flackerten Lichtstreifen. Stechinelli wandte sich um und suchte nach der Quelle dieser Beleuchtung. Zwei Pagen mit großen Silberleuchtern waren in den Saal getreten. Die zarte Dämmerung schlängelte sich durch die weißen Kerzen und legte sich wie ein Mantel von blauer Gaze über die roten Gewänder der Edelknaben.

Der ältere der beiden kam höflich auf Stechinelli zu und begrüßte ihn mit der freundlichen Zurückhaltung, die den Söhnen vornehmer Familien eigen ist. „Seine Fürstliche Gnaden, der Herzog, läßt Euch bitten zu speisen", sagte er auf italienisch zu ihm. Francesco dankte und nahm an einem Tischchen Platz; die beiden Pagen setzten sich an seine Seiten.

Diener trugen die Mahlzeit auf. Stechinelli aß wenig — wenn er satt war, konnte man ihn nicht einmal mehr zu einem Höflichkeitsbissen nötigen. Dafür unterhielt er sich desto angeregter mit den Pagen, denen er auch von seiner Begegnung mit dem „Wächter der öffentlichen Moral" erzählte.

Schwerlich hätte er etwas anderes finden können, was eine gleiche Erregung bei den Pagen erregt hätte.

„Ist es wirklich wahr, Ihr habt ihn gesehen? Nein, Ihr verhöhnt uns."

Francesco schüttelte den Kopf. Ihm sei dieser Mann bis jetzt ganz unbekannt gewesen, und er habe nie geahnt, daß er überhaupt existiere.

In diesem Augenblick wurde eine Seitentür geöffnet. Zuckendes Licht von Fackeln drang in den Saal und irrte wie eine Schar von Goldfischen auf dem Parkett. „Der Herzog von Hannover mit den hohen Herrschaften", rief eine kräftige Stimme. Stechinelli vernahm bereits das heitere Lachen des Herzogs von Hannover, in das sich eine müde Männerstimme und ein klarer, schöner Alt mischten. „Da ist ja unser lieber Page", rief Georg Wilhelm mit freundlichem Winken, und reichte Francesco die Hand. „Es ist gut, daß Ihr wieder hier seid", sagte er leise. „Nun müssen wir das alles abschütteln wie einen Traum."

Ob er tiefer fühlt als ich? dachte Stechinelli. Vielleicht, weil er älter ist. Weil er nicht mehr weiter schreitet, sondern eine feste Lebensanschauung hat.

Der Herzog stellte ihn dem kurfürstlichen Paare vor. Der Kurfürst war erst zwanzig Jahre alt, aber über seine Person war eine laue Müdigkeit gegossen. Die Augen mit den schweren Lidern sahen mißtrauisch und zurückhaltend in die Welt. Das Gesicht hatte unzweifelhaft Habsburger Züge; es hatte die große Nase, die über der breiten Unterlippe stand, wie das Rauchdach über einer offenen Feuerstelle. Dabei nagte der Kurfürst mit seinen breiten Vorderzähnen beständig an der Unterlippe, die sich dann aus dieser Umfassung häufig mit leichtem Knall zu lösen pflegte und wieder ihre vorgeschobene

Stellung unter dem schützenden Dach der Nase einzunehmen suchte.

Die Kurfürstin Adelheid sprach lebhaft und herzlich auf ihren Landsmann ein. Warum er ihr keine Spitzen mitgebracht habe, meinte sie lächelnd; sie hätte sie gut brauchen können. Und ob er genug gegessen habe; und ob schließlich auch die beiden Pagen ihn unterhalten hätten.

„Das haben sie", sagte Stechinelli und sah die beiden befriedigt an.

„Er hat den Wächter der öffentlichen Moral gesehen", platzte der jüngere der Pagen heraus.

Der ältere stieß den Vorlauten unter dem Tisch. „Du hast nicht ungefragt zu reden."

Aber die Kurfürstin war blaß geworden. Sie klammerte sich an den kleinen Eichentisch und bog sich über die Schüsseln.

„Ist es wahr?" sagte sie zitternd.

Francesco nickte. Die Kurfürstin sprach kein Wort mehr.

Durch diese Unterredung und durch das sonderliche Gebaren der Kurfürstin erinnerte sich Stechinelli schließlich an den Brief. Er nahm ihn aus der Brusttasche und überreichte ihn dem Herzog, indem er dazu seine Erlebnisse erzählte.

„Wieder ein neuer Fall", sagte der Kurfürst, und seine Blicke glitten über die Gobelins. Er erwartete voller Unruhe den Wutausbruch der Kurfürstin. Denn er fürchtete alle lauten und heftigen Auftritte.

Die Kurfürstin war diesen Blicken gefolgt. „Es ist unerhört", sagte sie zischend, „diese Frechheit, unsere Briefe aufzufangen. Ich hoffe, daß Euer Kurfürstliche Gnaden morgen ein Regiment zu Pferde aussenden, um das Nest auszuheben." Sie ging erregt auf und ab und trommelte mit den Fingern auf der Fensterscheibe.

„Wenn Euer Kurfürstliche Gnaden es wünschen", entgegnete der Kurfürst unsicher.

„Ja, ich wünsche es. Das habe ich wohl klar genug zum Ausdruck gebracht."

„Dann werde ich Oberst von Reuth aussenden. Morgen."

„Es wird Zeit, daß diesen Landstreichern, die sich bis an die Tore der Residenz wagen, recht bald das Handwerk gelegt wird."

„Das soll ja auch morgen stattfinden."

„Ich werde den Obersten heute noch absenden", sagte die Kurfürstin heftig und drückte die gepreßte Faust auf den Tisch.

„Euer Kurfürstliche Gnaden", wagte der Kurfürst zu erwidern, „das ist gegen jede Etikette. Ich werde den Obersten schon selbst zurechtweisen."

„Der Teufel hole die Etikette, wenn man in diesem verwahrlosten Lande nicht einmal vor Straßenräubern sicher ist!"

Adelheid von Savoyen, dein Haß beginnt aufzufallen. Sage es doch deinem langweiligen Gatten ins Gesicht, daß der Mann, den du mit der ganzen Glut deines Feuerherzens liebst, dir häufig genug durch galante Gäste Briefe zukommen ließ — daß du vermutest, der Fürstbischof von Trient habe dir auch dieses Mal ein Briefchen eingelegt in das offizielle Schreiben, mit dem Seine Fürstliche Gnaden von Hannover sich jetzt fortwährend auf die wildledernen Stulpen schlagen, daß der schwarze Lack des Siegels abbröckelt. Du könntest diese neugierige Bestie zerreißen, die sich Wächter der öffentlichen Moral nennt — diesen Strauchritter, der unter der heiligen Maske eines Wächters der Sitte es wagt, die glühendsten Liebesbriefe abzufangen, die je über die Alpen getragen sind.

Deine Blicke verfolgen gierig den schönen Zug der Buchstaben auf dem Kuvert an den Herzog. Wie

elegant ist das S gezogen „Seiner Fürstlichen Gnaden", und dieses F, weit aus der Tiefe geholt, wie seine Gedanken, und zart und schlank umgebogen, daß es den blendenden Reiz der Verbindung von Geschmack und Kultur bekommt; wie prunkvoll sind die Schnörkel, und doch wie schön, wie ebenmäßig! Adelheid von Savoyen möchte dem Herzog das Kuvert aus der Hand reißen, und diese Buchstaben küssen, die Buchstaben, die ihr Geliebter, der Fürstbischof von Trient, auf das Papier gebannt hat.

Dann richtet sie sich hoch auf und sagt kurz zu dem älteren Pagen: „Ich lasse den Oberst von Reuth bitten."

„Kurfürstliche Gnaden", wagt der Kurfürst zu sagen.

„Ich lasse den Obersten von Reuth bitten", befiehlt sie laut und scharf und wendet sich ab. Das Knistern ihrer Schleppe lacht noch aus dem Halbdunkel des Saales. Dann verschwindet sie durch eine Seitentür.

Am folgenden Abend wurde der Wächter der öffentlichen Moral gefangen in München eingeführt. Er hatte sich gewehrt wie ein Löwe und hatte versucht, im letzten Augenblick Gift zu nehmen. Oberst von Reuth hatte das Glas zertrümmert und den Alten entwaffnet. Der Zug ging durch das Stadttor, an der Frauenkirche vorbei und zog in den ersten Schloßhof. Dort machte man halt.

Adelheid von Savoyen stand am Fenster und sah sich den Gefangenen an. Auch er sah sie und verneigte sich. Als er das Gesicht voll zu ihr wandte, wurde die Fürstin aschfahl. Er aber ließ sich ein Blättchen Papier geben und schrieb ein paar Worte darauf. Das sandte er der Kurfürstin.

Adelheid von Savoyen lachte, lachte, daß ihr Kammermädchen die Hände rang und der Page, der

den Zettel gebracht hatte, sich nur mit Mühe das Grinsen verkniff. Ihr Lachen wandelte sich allmählich in Schreien. Zitternd stand sie am Fenster und riß die Flügel auf.

„Oberst von Reuth“, schrie sie hinunter, „den Kopf ihm ab!“

Aus dem Hofe klang das Getrappel der Pferde. Der Gefangene wurde in ein Gefängnis gebracht.

Die Kurfürstin fluchte und schrie, dann hockte sie sich in eine Ecke und weinte.

Der Page hatte den Zettel gelesen, ehe er ihn hinaufgegeben hatte. Es stand darauf: „Schloßpark Turin 1640, am 10. Mai nachts. Graf Lerma der Vater.“

Der Page wußte nicht, daß sie in dieser Nacht hinausgeschlichen war, um den alten Grafen Lerma, den Kammerherrn ihres Vaters zu treffen. Aber sie wurde enttäuscht. Sie erhoffte Glut und fand stille Zurückhaltung. Sie wollte sinnlose Leidenschaft und fand Ethos. Sie fühlte sich verachtet und haßte den Alten. Dafür liebte sie den Sohn. Bei ihm fand sie Gegenliebe.

Um Mitternacht schickte die Kurfürstin noch einmal einen Boten an den Obersten. Ob ihrem Befehl Folge geleistet sei. Sonst möge der Oberst auf seine Belohnung verzichten.

Um halb eins klang von dem Hofe ein Tuscheln und Rufen halblauter Stimmen. Fackeln wurden in die Ringe an den Säulen gesteckt. Der Kaplan wurde in das Gefängnis gelassen. Dann schleppten drei Leute einen Block in die Mitte des Hofes. Der Glanz der Fackeln huschte über die Säulen und hüllte den tiefen Raum in ein unsicheres Licht. Nur die Kurfürstin, die am Fenster stand, konnte über dem Qualm der Fackeln die Sterne sehen.

Um ein Uhr wurde der Gefangene auf den Hof geführt. Der Henker stand an dem Block und hatte

sich auf sein Schwert gestützt. Der Wächter der öffentlichen Moral verbeugte sich gegen das Fenster der Kurfürstin. Sie merkte, daß sie blaß vor Ärger war. Sie wußte zwar, daß er sie nicht sehen, sondern nur vermuten konnte. Aber daß diese Vermutung richtig sein würde, das wurmte sie.

Der Hergang war kurz. Ehe der Gefangene aber an den Block ging, wandte er sich gegen das Fenster und sagte laut auf italienisch: „Adelheid von Savoyen, Graf Lerma der Vater liebt Euch wie immer.“ Dann fiel sein Haupt.

Um halb zwei klopfte Oberst von Reuth an die Tür der Kurfürstin. Eine Dienerin öffnete und fragte ihn, was er wolle. Er wolle zu der Frau Kurfürstin. Das sei unmöglich. Die Frau Kurfürstin schliefe. Die Frau Kurfürstin wisse Bescheid, sagte der Oberst unruhig, sie habe ihm erlaubt, zu ihr zu kommen. Da lachte die Kammerfrau und schlug die Tür zu.

Am nächsten Tage wurde Oberst von Reuth für seine treuen Dienste zum Kommandanten der kurfürstlichen Truppen in der Pfalz ernannt und erhielt den Befehl, sofort abzureisen.

„Weiberlaunen“, knurrte der Oberst, „gottlob, daß der Wein dort gut ist.“

Am nächsten Morgen hörte Stechinelli von der Hinrichtung des Alten. Er war wie betäubt. Das Buch lag auf dem Tische neben ihm, und er stützte die Faust darauf, als der ältere der Pagen ihm den Hergang berichtete. Der Edelknabe hatte die langen Beine weit ausgestreckt, die Ellenbogen auf die Lehne des Sessels gestützt und preßte die mageren, dünnen Finger gegeneinander, als er die Geschichte erzählte.

„Die Sache mit der Frau Kurfürstin und ihm stimmte nicht“, meinte der Page. „Er hieß übrigens

Graf Lerma, ebenso wie der Fürstbischof von Trient. Es stand auf dem Zettel, den ich der Frau Kurfürstin von ihm überbrachte."

„So", sagte Stechinelli und sah sein Gegenüber von der Seite an. Und er erinnerte sich unbestimmt an das, was ihm der Küster in Trient erzählt hatte. Ich will die Sache ganz ergründen, dachte er. Aber diesen arroganten Pagen will ich lieber nicht ausfragen. Er ist mir zu schlau.

Er gelangte über eine große Wendeltreppe in das Zimmer, das an die Gemächer der Kurfürstin stößt. Die Wände waren mit Teppichen behängt; denn die Kurfürstin liebte es, jeden Schall zu dämpfen. Ihre italienische Kammerzofe stand am Fenster und sah auf die leichten, blauen Wolken, die über den Himmel segelten.

„Verzeiht, schönste Jungfer", sagte Stechinelli, und tat, als ob er erschrocken sei.

„Um Gottes willen, Junker, wenn Euch hier jemand trifft."

„Die Frau Kurfürstin ist in der Messe."

„Kann aber gleich zurückkehren." Er näherte sich dem Mädchen und zog sie an sich. „Die Frau Kurfürstin kann kommen ...", flüsterte sie und hoffte im Innern, daß er es nicht glaubte.

Sie versuchte sich zu wehren — der Form halber. Aber seit dem vorigen Tage hatte Francesco viel gelernt. Auch, daß es Widerstände gibt, die nur überwunden sein wollen.

Als er nach einer Viertelstunde den Raum verließ, hatte er Kenntnis von dem Zettel des Alten und von den Worten, die er der Kurfürstin zugerufen hatte.

Durch seine Seele zog eine Verbitterung. Er hatte die feste Empfindung, als ob brutaler Instinkte wegen hier ein feiner Geist vernichtet sei.

Er vermerkte sich das, was er gehört hatte, in das Buch des Alten; er hatte es noch nicht gelesen, aber er bewahrte es wie ein Kleinod.

Nach einigen Tagen verabschiedete sich der Herzog von Hannover von dem strahlenden, heiteren Hofe. Nach einer Reise von acht Tagen, gegen Nachmittag, langte der Zug endlich in Hannover vor dem alten Schlosse an; der Jubel einer schaulustigen Menge umbrauste den rückkehrenden Landesvater.

VI

Francesco hatte die Zimmer im großen Turme des Schlosses angewiesen erhalten, und allmählich hatte er sich die Räume behaglich eingerichtet. Seit Wochen wohnte er nun im Schloß und fühlte sich wohl in dem bewegten Leben des Hofes.

Eines Abends blätterte er bei einer Kerze in Platon, als ihm nach längerem Grübeln der Gedanke durch den Kopf schoß: all das Schwere, das Elend, was du gesehen hast — durch wen kam es? Durch die Frauen, die Liebe.

Über seine Seele zog ein Wolkenschatten. Die Seele ist wie ein Garten. In der Jugend blüht und knospet alles in ihr. Die Wege sind geordnet und vorgezeichnet. Reizvolle Tulpen stehen auf den Beeten, und ein süßer Frühling der Hoffnung streift durch die Bäume. Die zittern in einem blühenden Meer, in einer gebannten Woge von Duft. Es sind weiße, lichte Kuppeln und Bogen, durch die der blaue Frühlingshimmel guckt. Dann kommt der Sommer, die Zeit der Hochglut. Die Blumen blühen nicht mehr, nur die „roten Rosen der Leidenschaft"; und in den Winkeln des Gartens, wo kein Fremder hinkommt, wird viel Unkraut zusammengetragen. Die Gewitter prasseln durch die Bäume, und die Schloßen zerschmettern die jungen Früchte, die angesetzt sind. Die Zeit der Ernte naht. Da blüht keine Blume mehr, bestenfalls ein paar elende Astern; nur die Zweige hängen voller nützlicher Früchte; aber die Ecken des Gartens sind gefüllt mit Unkraut und Schmutz. Eine milde Sonne lacht mit feinem

Humor dem schönen Sohne der Resignation. Dann naht der Winter. Die Erde ruht. Eine Schneedecke breitet sich aus — und in ihrer Öde reizt sie zum Traum von dem, was einst blühte …

In Stechinellis Seele zog der junge Sommer. Die feinen Blumen waren zerbrochen, weggeharkt und aufgehäuft als Erinnerungen. Er empfand einen Schmerz über das Scheiden des Frühlings, der ihn fast physisch quälte. Er empfand es als einen Verlust, daß die Zeit des Sehnens dahinging; ihn peinigte die Bestie „Realität", die hinter allen Büschen lauerte, die von dem großen Kachelofen seines Zimmers herablachte, die aus allen Büchern lugte, und die aus jedem Frauenauge ihn ansprach. Die Zeit des Duftes und des Blühens verflog; die Tulpen zeigten den kahlen, grünen Stempel, an dem ein paar zerfetzte Staubgefäße hingen — und die rote Rose Leidenschaft war erblüht.

Aus Stechinellis Seele war das phantastische Sehnen geschwunden. Er war reifer und männlicher geworden. Er hatte sich selbst gefunden. Nun kam er in die Zeit, in der der Mann die Frau meistens nur als Gefäß seiner Lüste betrachtet. „Nichtswürdig sind sie alle." Ihm, als Kind der galanten Zeit, an einem lockeren Hofe, war es vom Schicksal besonders schwer gemacht worden, zu der Erkenntnis zu gelangen, daß die Frau in ihrer wertvollsten Offenbarung mehr ist als etwas, das überwunden werden muß.

Nur seine große Kinderseele sagte es ihm unaufdringlich, wie durch leise Harfenbegleitung. Immer wieder klang diese Empfindung durch und formte sich zu einer neuen Sehnsucht. Er konnte durch die Straßen von Hannover wandern, die vorübergehenden Frauen ansehen, und sich bei jeder einzelnen zitternd fragen: Ersehnt sie die große Leidenschaft — oder wie man damals sagte: die wahren Senti-

ments? Kann ich ihr helfen? Ich habe ja so viel zu geben.

Er hätte sich hinstellen, die Arme ausbreiten und schreien mögen: Seht mich, ihr Frauen, mein Herz ist ja so übervoll, ich kann ja so viel verschenken. Ich kann eine Welt beglücken.

Aber keine der Frauen las das aus seinen heißen Blicken. Man hielt ihn für einen sonderlichen Jüngling, man bewunderte seine schöne Statur, die tiefen Augen, den geschweiften Mund und die weißen Hände.

Wenn er auf die Briefe antwortete, die ihm in Mengen zugesandt wurden, wenn er zu einem Rendezvous eilte, dann hoffte er jedesmal: jetzt, jetzt endlich kommt das Ereignis — die wahren Sentiments. Und wenn er dann hinkam, stand dort eine lächelnde Zofe, eine verschämte Bürgerstochter, aus denen er nicht drei Worte herausbringen konnte. In seiner Verzweiflung küßte er sie, und sie hielten still, als ob ihnen das Haar frisiert würde. Sie wehrten sich nicht, wenn er sie umfaßte und mit sich nahm.

Jedesmal, wenn er ein solches Geschöpfchen spät abends die Wendeltreppe von seinem Zimmer wieder hinunterschickte, dann war er um ein Erlebnis reicher — aber er hatte wieder einen Baustein zu dem großen Bau des Skeptizismus erworben, der so oft das Resultat eines Lebens zu sein pflegt. Und er fühlte dann wohl, daß hochbegabte Menschen nicht g l ü c k l i c h, sondern nur r u h i g werden können.

Dieses neue Sehnen, das sich in ihm geformt hatte, trat aber, gedrängt durch die äußeren Ereignisse, bald wieder zurück. Er verheimlichte es sich nicht, daß im Garten seiner Seele viel Schmutz aufgehäuft wurde. Das sinnliche Begehren wurde bei ihm langsam zum Selbstzweck, und es reizte ihn schließlich, spröde und zurückhaltende Frauen und

Mädchen gefügig zu machen. Er verpuffte seine schöne, künstlerische Begabung nur für alberne Sonette auf irgendeine Chloë oder Tisbe, daß er schließlich immer Verse in der Tasche trug, um sie passenden Falles anzubringen. Er führte wochenlange Kämpfe mit irgendeiner starrköpfigen Frau, nicht ohne gleichzeitig drei bis vier andere zu vergöttern, und oft mußte er von einem zum anderen Stelldichein reiten, damit er niemanden versäumte.

In den Stunden der Einsamkeit, die er dann in seinem Turmzimmer zubrachte, überkam ihn der Ekel. Wozu das alles? Es war nur eine unsagbare Eitelkeit in ihm, von so vielen geliebt zu werden — und er wäre rasend geworden, wenn er gehört hätte, daß eine seiner Geliebten ihm untreu sei.

Seine kräftige Natur hatte eine Freude an dieser Jagd: rein physisch war ihm ein solches Leben eine Befriedigung. Aber der Garten der Seele — da lagen die verdorrten Zweige und Blüten.

Dann konnte er wohl wieder flehen: Götter, Götter, gebt mir die eine, die Frau, die ich liebe — dann will ich den ganzen Plunder lachend beiseite werfen. Aber er erhielt nur die törichten Liebesbriefe, und die Frau, die er ersehnte, kam nicht.

Zu tun hatte er wenig. Der Herzog ließ ihn ausbilden, das heißt: ab und zu kam ein Lehrer, mit dem Stechinelli die Alten las. Daran hatte er Freude, und die beiden Sprachen waren ihm geläufig von Venedig her.

Im übrigen ritt er mit dem Herzog auf die Jagd und ging seinen eigenen Vergnügungen nach.

Eines Tages im November des folgenden Jahres 1657 sagte ihm sein Lektor: „Wir werden eine sonderliche Freude haben. Komödianten sind diesen Morgen eingezogen und geben heute die erste Vorstellung.“

Francesco, der in einem hohen Eichenstuhle, mit dem Gesicht vom Fenster abgewandt, saß, fühlte, daß er errötete. Aber er machte sich die leichte Dämmerung, die von draußen in das Zimmer drang, zunutze und legte das Buch hin, in dem er soeben gelesen hatte. „Laßt uns plaudern, Meister“, sagte er, „Zwielicht verdirbt die Augen, und der göttliche Platon darf feiern. Welcher Art ist die Truppe, die kommt?“

„Es ist eine Venediger Opera“, meinte der Gelehrte und strich sich mit den langen Fingern über die Stirn, daß die Perücke sich verschob, „der Direktor heißt Buccolini.“

„Aha, der“ — Francesco trommelte auf den Tisch, „den kenne ich. Das ist ein bekanntes Ensemble. Ihr solltet einmal ihre klassischen Stücke sehen. ‚Die Arbeiten des Heracles‘ beispielsweise. Das ist ein bedeutendes Werk.“

Der Lehrer lächelte. „Schaubühnen sind nichts für mich. Die edle Kunst braucht keine Interpretation durch Dirnen und leichtfertige Männer. Glaubt mir: wenn ich meinen Homer lese, dann ist mir wohler, als wenn mir eine leichtgekleidete Weibsperson vorzutäuschen sucht, sie sei die Tugend oder die Liebe.“

Francesco lachte. „Nicht das Kind mit dem Bade ausschütten“, meinte er nur.

Der Lehrer schloß seinen Platon. „Müßte eine gar törichte Mutter sein, die das tut“, antwortete er. „Aber in diesem Sündenbade ist gar kein Kind, was auszuschütten wäre.“ Dann gab er seinem Schüler die Hand und ging langsam die Treppe hinab. Francesco sah ihn, wie er über den Platz ging, während der Herbstwind die Locken seiner Perücke durchwirbelte und den seidenen Mantel eng an den mageren Rücken preßte.

Dann trat Stechinelli ins Zimmer zurück, suchte sich unter seinen Degen eine besonders schöne Waffe aus, nahm Hut und Mantel und verließ das Schloß.

Er ging langsam durch die Straßen, die von Schmutz starrten. Der Novemberwind rattelte an den Fensterläden, und eine gleichmäßige Dunkelheit machte den Weg nicht ungefährlich. Aber sein Streben ging dem Kirchplatze zu. Seinen Körper umfloß es wie Musik. Etwas unsagbar Großem glaubte er entgegenzugehen. „Zenobia Barbara Buccolini — ja, du wirst mir die Erfüllung meines Sehnens geben. Du Gruß der schönen Venezia. Du hast mich aus der Phantasterei befreit, die mich umfangen hielt. Du wirst auch das letzte Sehnen stillen. Vor dir will ich knien, dich sollen meine Verse preisen. Ich will mich dir weihen, wie sich die Ritter auf Malta dem heiligen Kreuz geweiht haben."

Francesco war trunken vor Glück. Er trug alles, was er an Hoffnungen in sich hatte, auf diese Frau, diesen Namen zusammen. Sie sollte, mußte so sein, wie er sie erträumte. Alle Sehnsucht seines zuckenden Herzens war wieder wach geworden; er warf sie in die kleine Theaterbude, neben der Marktkirche, durch die der Novembersturm pfiff. Er hatte seiner Seele Segel gesetzt, und sie schoß ihm voraus, dem Theater zu.

Noch war das Zelt dunkel. Francesco irrte um den sorglos aufgebauten Musentempel und suchte vergeblich, irgendein menschliches Wesen aufzutreiben. Ein kleiner Junge saß vor dem größten Wagen und spielte mit einer Katze. Stechinelli ging auf ihn zu; trotzdem es ein Kind war, mit dem er sprach, fühlte er sich befangen. Er glaubte, ein jeder müsse ihm die Leidenschaft am Gesichte ablesen. Daher schlug er den Degen wie spielend gegen die schönen, geraden Beine und fragte mit möglichst gleichgültigem Ton: „Wo sind denn die Komödianten?"

Das Kind trieb die Katze im Kreise umher und hörte nicht auf die Frage. Es lachte, wenn das prächtige weiße Tier sich ängstlich um eine Pfütze drückte und einen Buckel machte. Stechinelli sah diesem Spiel einige Zeit zu. Dann wurde er ungeduldig, als er immer noch keine Antwort erhielt und sagte schließlich: „Höre mal, mein Sohn, ich bin nicht gewohnt, daß man mich warten läßt. Ich bin vom Hofe des Herzogs.“

Das Kind unterbrach sein Spiel nicht. „Wäret Ihr wirklich vom Hofe des Herzogs“, meinte es nach einiger Zeit, während es in seiner geduckten Stellung verharrte und nur den Kopf hob, „dann würdet Ihr mich nicht fragen, sondern dann wüßtet Ihr, daß die Komödianten im Schloßtheater spielen, wozu der Herr Herzog ihnen die Erlaubnis gegeben hat.“

Stechinelli lachte ein wenig verärgert. „Du scheinst auch nicht bei der Bescheidenheit in die Lehre gegangen zu sein“, erwiderte er und verließ eiligst den Platz, mit dem Gefühl der nicht gelösten, sondern noch weiter gesteigerten Spannung.

Seine Erwartung hatte sich in körperliches Zittern gewandelt. Sein Herz arbeitete lebhaft, die Brust war ihm zu eng und der Atem schwer. Er merkte, daß er durch den Mund atmete und die Luft heftig aus und ein führte.

Er hatte dasselbe Gefühl, als wenn er im Sattel saß und hinter dem Sechzehnender herjagte, dieses Empfinden, daß sich der Pferdeleib nicht genug strecken, der Körper nicht weit genug vorlegen könne.

Das ist ein Gefühl, das noch verstärkt wird, wenn ein Hindernis genommen, das Pferd über die Hürde geschoben ist, und nun die Bahn wieder frei vor einem liegt. Da vorn rast der Hirsch, den Kopf weit zurückgelegt, er rennt hastiger, kürzer als das Pferd,

wie die verzeichneten Rosse auf den Kupfern von Riedinger.

Als Francesco durch die engen Straßen zurückeilte, stockte er plötzlich. Eine Frau saß am Wege. Er hätte sie in der Dunkelheit fast getreten. Die Frau hatte ein Kind im Arme. Francesco griff in die Tasche und wollte ihr ein Geldstück hinreichen. Er war mildtätig aus Schamgefühl.

Aber die Arme lachte rauh. „Nicht so, Junker", sagte sie. „Ich wollte Euch nur etwas sagen." Sie hatte sich aufgerichtet und hielt ihm das Kind entgegen. „Kennt Ihr das Kind?" kreischte sie. „Es ist das Eure."

Francesco schüttelte den Kopf.

„Erinnert Ihr Euch noch des Morgens im Zimmer der Kurfürstin in München? Es ist von Euch. Ich bin Euch nachgereist mit den Komödianten", knirschte die Frau. „Ich war die Zofe der Frau Kurfürstin."

„Laßt mich in Frieden", erwiderte Stechinelli unwillig. „Was geht mich das an?"

„Habt Ihr nicht mit mir die Stunde zugebracht?"

„Gewiß hab' ich das. Aber woher soll ich wissen ..."

„Ich weiß es", schrie die Bettlerin, und Francesco fühlte in der Dunkelheit die schmerzende Glut ihrer Augen. Sie richtete sich hoch auf, trat dicht vor den Pagen und hielt ihm das Kind hin. Da schrak Stechinelli zurück. Das Kind war tot. „Wißt Ihr, Junker", fauchte sie, „ich habe die Sterne gefragt. Das war kein gewöhnlich Kind, das ich im Arme hatte. Das sollte ein Held, ein Krieger werden, der Millionen von Menschen opfern mußte. In den Sternen stand es: durch Blut sollte er gehen, und viele Mütter würden durch ihn weinen. Oh, ich hörte sie stöhnen, alle, die jetzt in weichen Windeln liegen, während er frieren mußte. Dann aber

hat das Schicksal es anders beschlossen: das Kind starb in meinen Armen. Es verhungerte. Ihr wart schuld daran, daß es geboren wurde. Gott war gnädiger als Ihr. Er hat es sterben lassen." Sie küßte den kleinen Körper, wickelte ihn fest in ein Tuch und lief damit von dannen. Die Dunkelheit nahm sie auf.

Stechinelli schauderte. Unsinn. Tollheit. Und wenn es wahr gewesen wäre? Wenn sie recht gehabt hätte, wenn dieses Kind wirklich ein Bluthund — — —

Stechinelli ging langsam weiter. Er jagte den Hirsch nicht mehr.

Er wußte selbst nicht, daß er dem dritten Hofe des Schlosses zustrebte. Ein schwarzer Schmetterling hatte sich auf die purpurfarbene Rose Leidenschaft niedergesetzt und hatte seinen breiten Flügel über ihre straffen, duftenden Blätter gedeckt.

Was war diese Frau ihm gewesen? Ein Mittel zum Zweck, um etwas über Graf Lerma zu erfahren. Da sie hübsch war, machte er es durch die Sinne. Was war sie aber schließlich seinem heißen Sehnen gewesen? Ein Etwas, ein Fünkchen in seinem Ringen mit der Sehnsucht. Wie gern könnte sie fehlen in der Reihe derer, die ihm geworden waren... Und nun, nun kam dieses erschütternde Abenteuer, das er längst vergessen hatte und trat ihm entgegen als etwas Fürchterliches, Gewaltiges; nun formte sich dieses Samenkorn zu einem Ereignis von solch niederdrückender Größe, von einer Grausamkeit, wie er sie noch nicht kennengelernt hatte.

Warum gerade von ihr aus? Warum war es keine große, erschöpfende Leidenschaft, warum war es eine Tändelei gewesen? Es ist sinnlos, dachte er, daß sich aus solchem Nichts ein Gebirge erhebt, das sich mir als Erinnerung in den Weg legt.

Francesco Maria, die Größe der Folgen unserer Taten ist niemals im voraus zu berechnen. Ob groß oder klein, gewaltig oder jämmerlich: das ist würgender Zufall.

Und was ist geschehen, suchte Stechinelli zu überlegen. Ein Kind ist verhungert, ein Kind, das noch nicht leidet, weil es noch nicht denken kann. Leiden ist eine gedankliche Tätigkeit. Wem ist eigentlich ein Übel zugefügt? Mir, ihr, dem kleinen Bastard, der Welt?

Diese Gedanken beschäftigten ihn, als er durch das Ehrenportal in den großen Hof schritt. Das Gewirr von Stimmen, das Stampfen edler Pferde, die Unterhaltung der Diener und Sänfteträger brachten ihn auf andere Gedanken. Alles, was zur Gesellschaft gehörte, war persönlich von den Schauspielern eingeladen worden, der Eröffnungsvorstellung beizuwohnen. Auch in Stechinellis Wohnung hatte inzwischen irgend jemand eine Einladung gestammelt. Der hannoversche Diener hatte aber den italienischen Komödianten unsanft aus der Tür gewiesen, weil er glaubte, daß dieser fremde Gast doch nur stehlen wollte.

Das Theater, ein kleines Fachwerkgebäude in der Mitte des dritten Hofes, enthielt außer der Bühne und den dazugehörigen Räumen ein großes Logenhaus und das Parkett. Letzteres war eine Art von öffentlichem Platz, auf dem man lustwandelte, während des Schauspiels oder der Oper Freunde begrüßte, sich an die Brüstung der unteren Loge lehnte und mit den Insassen unterhielt.

Francesco kam zur rechten Zeit; der Herzog war soeben in seine Loge getreten, und die Oper begann. Man spielte wieder irgendein mythologisches Werk, und so sah Stechinelli die Frau, die er zu lieben glaubte und wünschte, zuerst in einem Kostüm wieder, in langer Perücke, mit einem Bogen, als Diana.

Francesco fühlte sich in der Loge der Pagen beengt. Er mischte sich unter die Lustwandelnden im Parkett und tauschte Grüße und Händedrücke.

Das Ereignis, das hinter ihm lag, sank bei diesem Glanz, bei dem Flackern der Kerzen, bei der Pracht der Kleider und bei der Schönheit der Sängerin in die Welt des Gegenstandslosen. Die Macht des Gegenständlichen trat wieder in Wirkung, und wenn Francesco den brennenden Blick irgendeiner Dame auffangen konnte, dann sog er ihn ein, daß seine Seele schauerte vor Entzücken. Zwischendurch aber nahte wieder die Qual der Selbstvorwürfe, dieses innere Fragen: „Bist du verdorben, oder ist es deine eigenste Natur, daß du so unberührt an dem allen vorüber schreitest?“ Er wußte es nicht. Und auf einmal lachte er laut, als er sich des furchtbaren Ereignisses erinnerte. Es war so unerwartet gekommen.

In der Pause schickte er einen Diener mit einem Billett an Barbara Buccolini. Er pries sich in dem Billett glücklich, daß dieser Stern aufgegangen sei über der Heide, ein Stern, der von der süßen Musik der Sphären noch Kunde gäbe, wie sie uns Platon schildert.

Sehr feinsinnig für deine Zeit, Francesco. Und wie gut gewachsen bist du dazu. Die Signorina mustert dich in der Pause durch das Loch im Vorhang. Sie wird deinen Worten wohl Geschmack abgewinnen.

Francesco hatte sich inzwischen wieder von den Gedanken einfangen lassen. Er quälte sich mit dem tollen Einfall: Warum ist dieses Kind kein Kind einer großen, tiefen Glut gewesen, warum nicht von Barbara Buccolini? Welch eine natürliche Fortsetzung der selbsterwählten und selbsterkämpften Liebesglut. Aber diese Kammerzofe . . . Ah —

Da setzte das Orchester wieder ein. Eine schwüle, sinnliche Musik, schwer und prunkend wie die Gewänder eines Kirchenfürsten. Die hellen Töne der Geigen blitzten wie der Edelsteinschmuck seiner Hände, und dann wurden sie aufgesogen von der purpurnen Glut der Trompeten.

Er ließ sich durch diesen Klang zurückführen zu dem Abend, an dem er dem Venezianer gegenüberstand. Er sah das purpurrote Blut zwischen den weißen Zähnen durchquellen, dieses helle Blut, das er aus dem kalten Herzen mit der Klinge geholt hatte. Wie das rieselte — dieses helle Blut, stoßweis, wie die Trompetenstöße, und dann ...

Der Vorhang rauschte auseinander. Zenobia Barbara Buccolini, in einen Schleier gehüllt, saß an einer Quelle und sang eine Arie. Von dem Geliebten, den sie erwartete, von der Nacht und den goldenen Sternen.

Sie sang für Francesco. Das „Herrlicher", das „Geliebter", all diese glücklichen Worte, die den Königsreif des Glücksboten tragen, diese Worte schmetterte sie hinaus, seufzte, schluchzte sie — und Francesco empfand, daß all das allein ihm gelte. Er fühlte, daß die Fortsetzung jenes Kampfes mit dem Venezianer sich wiederholte, er fühlte — was wir so oft fühlen, freilich meist ohne Möglichkeit einer Rechenschaftslegung über das „wo" und „wann" — daß er diese Situation schon einmal durchlebt habe, daß alles seinen vorgezeichneten Gang geht und wie ein Uhrwerk abläuft. Er glaubte aber auch, daß er es nicht nur in Bozen, sondern in längst vergangenen Zeiten schon einmal alles zusammen — auch diese Wiederholung von Bozen und Hannover — erlebt hatte, daß er schließlich eine Karte in dem großen Kartenspiel des Immerwiederlebens sei, einmal ein Atout, und dann wieder ein-

mal ein wertloses Blatt, das auf den Haufen geworfen wird, weil es nicht mitzählt.

Als er versuchte, während eines musikalischen Zwischenspieles sein Empfinden in Verse zu bringen — er dichtete gern, wenn er Musik hörte und nannte sie wohl scherzweise die Geburtshelferin der Poesie — da zupfte ihn jemand am Rock. Ein kleines Mädchen hielt ihm das Antwortschreiben der Buccolini hin. Er nahm hastig den Brief und las ihn beim Schein einer Kerze, die an der Tür brannte.

„Retter und Freund" nannte sie ihn und versprach ihm, als Stern um seine Sonne zu kreisen, daß die Welt staunen solle über diesen hellen, venezianischen Planetenhimmel. Er möge eine halbe Stunde nach dem Schluß des Theaters auf sie warten.

Francesco lächelte. Er wandelte in der Pause im Parkett auf und ab; er sprach verbindlich und höflich mit dem Hofmarschall von Grapendorf, lobte den feinen Geschmack des Herzogs und lächelte wieder, als der Hofmarschall über die Kosten stöhnte. „Denn der Herzog wird sich in seiner Güte ja doch dazu bereit erklären, für alles aufzukommen, was den Komödianten an Unkosten erwächst."

„Warum soll ein Fürst nicht großmütig sein?"

„Das darf er schon", meinte Herr von Grapendorf, „aber er soll ein wenig mit dem Gelde haushalten. Großmütig sein mag er gegen die hungernden Bauern."

„Mißgönnt dem Herzog die Freude nicht", entgegnete der Page. „Es wird ihm schwer genug, Venedig zu meiden. Nun macht es ihm nicht zu schwer."

Aber Herr von Grapendorf schüttelte den Kopf. „Hat nie Gutes gebracht, der Venusberg an der Adria, für unsere Fürsten. Pomp und Lockerkeit

bringen sie mit. Sie gehen jeder Empfindung nach. Das ist genau so, als wenn ich auf der Hühnerjagd jeder Fährte nachginge, die der Hund untersucht. Daß ich ein Narr wäre."

„Was hat Venedig sonst für Unheil gebracht?" meinte Francesco.

Grapendorf zog die runden Augenbrauen hoch und sah sein Gegenüber an. „Hat es nicht den vermutlichen Nachfolger des Herzogs in Hannover, seinen Bruder, Herrn Herzog Johann Friedrich, jetzt doch zum papistischen Glauben geführt? Wird Hannover nicht ein Pfaffennest, wenn der kranke Bruder in Celle stirbt, unser Herr die Regierung in Celle übernimmt und hier der Papist einzieht? Ist's nicht eine Schande, daß Herr Johann Friedrich konvertiert hat? Glaubt nicht, daß es Gewissensnot war. Prunk und Glanz haben ihn bestochen, Freude an den Dingen der Welt. Eitel Blendwerk, höllischer Plunder haben seine hochfürstliche Seele dem Antichrist in die Arme geführt. Und wenn er hier herrschen wird? Cujus regio, ejus religio. Wes die Gewalt, des der Glaube. Gott schütze dies Land."

Stechinelli sah sein Gegenüber an. „Wißt Ihr, daß ich katholisch bin, Herr Hofmarschall?"

Grapendorf schüttelte den Kopf. „Wollt Euch nicht beleidigen, Junker. Ist immer noch meine Meinung. Ich bin krank und fühle, daß es bald mit mir vorbei ist. Und wenn ich dann sterb, denn ich bin alt, dann werd ich im Himmel bitten für dies Land und für Euch." Er nickte, ging grüßend durch den Saal und schüttelte im Vorübergehen ein paar Bekannten die Hände. Bald setzte er sich in einen Sessel an der Wand und wischte sich die Stirn unter der großen Lockenperücke.

Francesco trat zu den Töchtern des Präsidenten von Bülow und scherzte mit ihnen. Er, durch dessen Kopf soeben noch die wildesten Gedanken jagten,

konnte jetzt heiter und kindlich lachen, er konnte mit seinen Blicken die tiefliegenden Augen der älteren Schwester streicheln und konnte die scharfen Worte entgegennehmen, die diese beweglichen, feingeschnittenen Lippen hervorschleuderten, während die Nasenflügel bebten und die Augen blitzten. Er entzückte sich an der flatternden Unruhe, die den Körper durchzitterte, wenn ein Wort der spöttischen Entgegnung aus dem Munde der Dame gefallen war. Sie war ein vornehmer rassiger Typ, während die jüngere kräftiger und bewußter als die Schwester wirkte. Francesco genoß den Reiz, der von den hochstehenden, verfeinerten Schwestern ausging, den Reiz unverfälschter Gesundheit, geruhigter Überlieferung und echter Bildung.

Eine halbe Stunde später stand er am Ausgang des Theaters und wartete auf Barbara Buccolini. Er ging langsam auf und ab, und zuckte zusammen, wenn er ein Rascheln an der Tür hörte. Ein paar welke Blätter hatten sich dorthin verirrt, und der Novemberwind preßte sie knisternd in die Ecke.

Endlich hörte er ein leichtes Knacken der Holztreppe im Theatergebäude. Bald öffnete sich die Tür, und Barbara Bucccolini sah hinaus. Francesco ging eilends auf sie zu. Sie reichte ihm ihre beiden Hände, die er mit tiefer Glut küßte. Dann nahm er sie sacht an sich. Sie legte sich in seinen Arm — er preßte seine Lippen auf die ihren.

Wolkenfetzen hingen über den Türmen und den zackigen Giebeln des Schlosses. Der Wind wirbelte die braunen, herzförmigen Lindenblätter durch den Hofraum. Es lag eine tiefe, weite Dunkelheit zwischen den Gebäuden. Durch den Torbogen flackerte ein kleines, fernes Licht aus einem Fenster des Mittelhofes.

Francesco führte seine Geliebte die Wendeltreppe hinauf. Die Schauspielerin schwankte auf den

flachausgetretenen Stiegen und klammerte sich fester an ihren Begleiter. Francesco sah ihre weißen Hände, die auf seinem dunklen Gewande lagen, er sah das klassische Profil, und er legte seinen Arm um ihren Nacken. Sie sank an seine Brust, als sie im Turmzimmer anlangten. Die Lichter des Kamins flackerten auf ihrem schönen Hals und ließen ihre zarte Haut von der Farbe matter Nelken in süßem Schimmer erglühen.

„Geliebter", flüsterte sie.

Er rückte den großen Wappenstuhl an das Feuer und nahm sie auf seinen Schoß.

„Geliebte", sagte er leise und preßte seine Wange an die ihre.

Das Feuer knisterte. Die Funken krochen wie Leuchtkäfer an den Eichenscheiten entlang, überschlugen sich, sprühten in den Kamin hinein, als ob sie hinaus in die Nacht wollten, zu ihren vornehmen Schwestern, den Sternen. Eine breite, blaue Flamme, schön wie ein Schlangenhaupt aus tropischen Ländern, zischte empor. Ihr Schein tanzte über die Schuhe des Pagen, über die weißen Strümpfe der Schauspielerin, er huschte über die gedrehten Beine des Eichentisches, und wie ein Wasservogel mit den Schwingen flattert, so flatterte er auf den dunkelen Hölzern der Wandbekleidung und irrte ruhelos über die blanken Zinnkrüge auf den Paneelen.

Barbara Buccolini starrte in den Kamin.

„Liebster, Geliebter", sagte sie leise.

„Geliebte", erwiderte Francesco. Und nun empfand er etwas Furchtbares. Er empfand, daß seine Seele emporglitt, weg, weit weg, über diese Frau, von der er die Erfüllung seiner Träume gehofft hatte. Er hätte schreien mögen: „Bleib, bleib. Wohin gehst du, meine Glut? Wohin, du zitternder Glanz, warum jauchze ich nicht? Sie ist ja die Herr-

lichste, das Ziel meines Sehnens." Aber seine Gedanken weilten bei den Sternen. Er sehnte sich nach etwas unsagbar Großem — nur nicht nach dieser Frau, die auf seinen Knien saß. Sie war ihm fremd, weltfremd.

Er sah nur dieses schöne Gesicht, wie es die Italiener malen, diese ein wenig zu beweglichen Lippen, die immer zitterten, er sah die Augen, die den Edelsteinen später Statuen glichen — aber er war irgendwo im Äther, nur nicht bei ihr.

Eine bleierne Trauer überkam ihn. Und eine andere Empfindung trat dazu. Er schämte sich. Er fühlte sich verpflichtet, ihr die Leidenschaft entgegenzubringen, deren Bestehen er ihr vorgejauchzt hatte. Und so küßte er sie denn von neuem, und die entflohene Glut seines Geistes ersetzte er durch die entfachte Glut seiner Sinne.

Die Flamme zischte hoch auf. Das Holz knackte. Francesco fühlte eine dörrende Hitze an den Füßen, aber er achtete ihrer nicht.

Wo ist deine Glut, Stechinelli, die Glut deiner Seele? Wo ist die olympische Größe, mein Freund, von der du träumtest —?

„Ihr seid so still geworden, mein Geliebter", flüsterte die Buccolini nach einiger Zeit des Schweigens und preßte ihre heiße Wange an die seine.

„Es ist mir so sonderlich", entgegnete der Page und zog endlich die Füße vom Feuer zurück.

„Wieso? Glaubt Ihr nicht an meine Liebe?"

„Warum sollte ich an sie nicht glauben?"

„Meine Liebe ist ein gar eigenes Ding — du mußt sie fein hüten und mußt vorsichtig sein. Sie ist wie ein junger Vogel, der der Sonne zufliegt. Irgendwo aus seinem dunklen Käfig hinaus, nur ins Helle hinein."

Francesco wußte nichts darauf zu sagen.

„Das sind wohl die wahren Sentiments, die Ihr habt für mich?“ meinte er nach einiger Zeit des Schweigens.

„Möglich, so wahr als sie bei mir sein mögen.“

„Was heißt das?“ fragte er ruhig.

„Meine Sentiments sind wie der Bogenschuß aus einem Mörser. Er ist abgegeben, und die Kugel fliegt hinter die Deckung. Wer in den Schuß läuft, oder wer dort steht, wird getroffen. Ihr seht: mit der Wahrheit der Sentiments ist es nicht viel besser als mit dem Zielen der Stückknechte.“

Francesco war aufgestanden und hatte aus dem hohen Wandschrank eine geschliffene Karaffe und zwei Pokale geholt. Der Feuerschein suchte das braunrote Glas zu durchbrechen, zu zersetzen, und der gelbgoldene Faden des Weines fiel trüb in die metallene Dunkelheit der Trinkgefäße.

Er hob einen der Pokale.

„Und ich bin in den Schuß gelaufen“, sagte er lachend. „Laßt uns auf ein gutes Treffen trinken.“

Als sie die Gläser hoben, klangen Tritte vom Vorplatz her. Es wurde an das Zimmer geklopft und eine Stimme fragte: „Seid Ihr zu sprechen, Junker?“

„Was gibt es?“ entgegnete Francesco.

„Man wünscht Euch.“

„Wer?“

„Der Herr Hofmarschall von Grapendorf. Der Herr Hofmarschall ist plötzlich schwer erkrankt. Er redet nur von Euch. Er möchte Euch sehen.“

„Ich komme sofort. Geht vor. Habt Ihr Fackeln?“

„Ja.“

„Gut, erwartet mich an der Schloßwache vor dem großen Hof.“

Diese Störung wirkte auf Francesco wie eine Befreiung; dennoch sagte er der Schauspielerin ein

paar wehleidige Worte und versprach ihr ein baldiges Wiedersehen.

Er geleitete sie die Treppe hinab und führte sie zum Theatergebäude, in dessen Räumen die Schauspieler jetzt nach dem Befehl des Herzogs hausten. An der Tür küßte er sie noch einmal und ging eilends über den Hof, durch den Bogen, in dem sich die Dunkelheit fängt, auf den großen Schloßplatz. Er sah die Windlichter, die am Wachtlokal schwankten — sah das scharfe Profil des Wachthabenden und hörte einzelne Worte aus seiner Unterhaltung mit dem Grapendorfschen Diener.

Francesco ging auf die beiden Männer zu. Der Wachthabende grüßte und sagte: „Wie ich höre, geht es dem Herrn Hofmarschall recht schlecht."

„Er liegt im Sterben", ergänzte der Diener.

„Ist zwar alt genug dazu", meinte der Offizier.

Stechinelli hüllte sich fest in seinen Mantel. Also zum Sterben lud man ihn. Der erste Abend der Leidenschaft zu der Buccolini sollte von zwei Toten eingerahmt sein.

„Laßt uns gehen", sagte er leise und grüßte den Offizier. Dann schritt er mit dem Diener in die Dunkelheit.

Das Grapendorfsche Haus lag in der Nähe des Gebäudes, das später Herr von Leibnitz bewohnt hat. Es war ein hoher, engbrüstiger Bau mit vergitterten Parterrefenstern. Das Eisenwerk der Gitter war nach unten weit ausgebaucht und trat oben sanft zurück, so daß die Vergitterung eine Profillinie bekam, wie sie den in Brokat geschnürten Frauen der deutschen Spätrenaissance eigentümlich war. Eine nach außen gebogene Steintreppe ging auf einen engen Vorplatz, der wieder in ein Treppenhaus mündete; dort führte eine Holzstiege mit flach geschnitztem Geländer in den ersten Stock. Gleich

linker Hand im ersten Stock befand sich das Schlafzimmer des Hofmarschalls, und hier lag Herr von Grapendorf in einem gewaltigen Himmelbett mit gedrehten Füßen und Säulen, die einen Baldachin trugen.

Herr von Grapendorf stöhnte leise und wandte sich an den Arzt, der neben ihm stand und seinen Puls hielt.

„Ist's bald vorbei?" fragte der Hofmarschall mit halber Stimme. Die Öllampe flackerte, und Grapendorf fuhr fort: „Bin wohl nicht mehr als ein Lichtlein, dem das Lebensöl fehlt."

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Gottes Güte ist allmächtig. Man kann nicht wissen, ob Ihr morgen nicht wieder ein gesunder Mann seid."

Aber Grapendorf lächelte. „Hab's gefühlt, schon heute abend in der Opera. Ist mir auch lieb, daß ich aus einer Welt gehen kann, wo nackte Weibsbilder das Szepter führen. Gott gnade dem Land Hannover."

„Ihr müßt Euch nicht so erregen, Herr Hofmarschall", beruhigte der Arzt.

„Erreg mich auch nicht. Seh nur eine böse Zukunft. Der lutherische Glaube ist bedroht, wenn des Herrn Herzogs Bruder Johann Friedrich hier ins Land zieht und seidene Soutanen an den Ufern der Leine rauschen. Herr Gott, schütze den lutherischen Glauben."

Die Treppe knackte. Vor der Tür wurden leise Worte gewechselt. Dann betrat der Hauptpastor zu Sankt Georgi, Herr Valentin Heeger, das Zimmer. Es war ein großer, hagerer Mann mit stolzen, kalten Augen und schönen, wohlgepflegten Händen.

Grapendorf hob sich ein wenig und sank dann in die Kissen zurück. „Ihr dürft Euch nicht überanstrengen, Herr Hofmarschall", mahnte der Arzt.

Grapendorf suchte wieder zu lächeln. „Tu ich nicht, wertester Freund. Aber Ihr müßt jetzt Euren Platz wohl dem hochwürdigen Herrn überlassen.“

Der Medikus stand auf und ließ mit einer kühlen Verbeugung den Hauptpastor zu dem Kranken.

„Ist gar bald zu Ende“, stöhnte der Hofmarschall.

Der Pastor setzte sich auf den Bettrand.

„Unser Herrgott ist groß, gewaltig und gütig, er ist die Gnade und Milde, und wer in seinem Namen stirbt, der wird leben ewiglich. Amen. Und so ermahne ich Euch ...“

In diesem Augenblick öffnete ein Diener die Tür. „Der edle Junker Stechinelli.“

Der Page trat ein. Er verbeugte sich tief und wartete am Eingange des Zimmers. Seine Augen flackerten in dem Gemach umher. Aber alle Dinge hatten nur Farbe und keine Form. Aus der Bettstatt leuchtete die hohe Stirn des Hofmarschalls, die nicht wie sonst von einer Perücke bedeckt war. Am Ende der Bettstelle erkannte der Page das Grapendorf-Bodendieksche Allianzwappen, das in breitem Schnitzwerk gearbeitet und mit leuchtenden Farben bemalt war. Durch diese unbestimmte Dämmerung klang die harte Stimme des Geistlichen, ohne daß er sich durch das Eintreten eines Menschen stören ließ.

„Seid Ihr nicht daran schuld, daß der Herr Herzog sich in Italien aufgehalten hat, im Lande der Papisten und Ketzer, daß er diesen Sündenpfuhl Venedig geliebt, daß er dort gebuhlt und gehurt hat?“

Der Hofmarschall schüttelte den Kopf.

„Hab' ihm gar oft geschrieben, er möcht zurückkehren, aber er hat mir geantwortet, wenn ich einmal hinkäm, würd ich nie wieder nach Deutschland begehren.“

Der Prediger streckte die mageren Arme in die Höhe und stöhnte. „Und das ist ein Fürstendiener?

Was wird der Herrgott sagen, wenn Ihr ihm antworten müßt: ‚Ich konnte ihn nicht zurückbringen?‘ Er wird sagen: ‚Daß der papistische Glaube das Land Hannover bedroht, daran seid Ihr allein schuld. Ihr hättet den Herzog zurückziehen müssen, ihn und seinen Bruder.‘“

Der Hofmarschall richtete sich halb auf.

„Hab' meine Pflicht getan, hab' geschrieben und wieder geschrieben. Hab' die Wahrheit geschrieben als ein Edelmann.“

„Das habt Ihr nimmer getan. Ihr habt dafür gesorgt, daß die Herren Herzöge fernblieben, auf daß ein aufrührerischer und gewinnsüchtiger Adel hier die Herrschaft an sich risse, um die Gewalt zu erlangen im hannöverschen Lande.“

Ein Zischen erklang vom Bett. Stechinelli fühlte, daß sich jetzt etwas ereignen müsse, was dem ganzen Leben dieses vornehmen Hofmannes widersprach.

Herr von Grapendorf hatte sich halb aufgerichtet. Er ballte die Faust und schrie: „Hinaus, du Bestie! Ich pfeife auf dein Gerede. Willst du die Ehre eines Edelmannes rauben? Hinaus!“

Der Hauptpastor sah, daß er sich in seinen Worten vergriffen hatte. Allem Groll, den er seit Jahren im Herzen trug, hatte er Freiheit gegeben. Er hatte gehofft, einen Reuigen zurücklassen zu können, um nachher der Welt zu sagen: „Der Hofmarschall von Grapendorf hat auf dem Sterbebett bereut, daß er nicht mehr für die lutherische Lehre getan hat.“ Und nun — wurde er hinausgeworfen.

„Edler Herr“, begann er leise.

„Hinaus, du Hund“, schrie der Hofmarschall, und seine Stimme zitterte. Der Arzt trat an das Bett und preßte den Kranken in die Kissen zurück. „Geht“, sagte er kurz zu dem Geistlichen.

„Daß dich die Pest. Junker, werft den Kerl die Treppe hinunter.“

Stechinelli trat an den Pastor. „Ich gehe", sagte dieser. „Ihr werdet bereuen. Und Ihr werdet vor dem Herrn, dem Allmächtigen, wimmern, im Staube liegen . . ."

„Zum Donnerwetter, Junker, ist der Schuft noch nicht unten?"

Der Platz neben dem Bett war leer. Man hörte das Knacken der Holztreppe, und dann fiel die Haustür ins Schloß.

„Junker", begann der Hofmarschall leise. „Hab' es gut mit Euch gemeint. Wollt Euch sagen, daß Ihr Euer Herz nicht verstocktet vor der reinen Lehre Christi. Sollte ein gewaltiger Sturm in Euer Herze ziehn, hatt' ich gehofft, wenn Euch ein Sterbender das sagt. Aber der Pfaff, der Zelot, hat alles verdorben. Ist nur wenig zu retten." Der kluge Herr von Grapendorf lächelte leise. „Worte nützen nicht viel mehr. Müßt selber sehen, wie Ihr zu reinem Christentum findet. Vielleicht nützt Euch einst die Erinnerung, daß ein Sterbender Euch darum bat. Dann seid Ihr nicht umsonst hier gewesen. Lebt wohl."

Stechinelli trat an das Lager. Er nahm die Hände des Hofmarschalls und küßte sie. „Ich will daran denken", sagte er. „Muß mich wohl noch durch vieles durchkämpfen."

Grapendorf nickte leise.

„Gott wird mit Euch sein. Lebt wohl."

Langsam verließ Stechinelli das Haus.

Gegen Morgen ließ der Hofmarschall seine Kinder an das Bett kommen. „Haltet fest am lutherischen Glauben", sagte er. „Laßt ihn euch nicht durch die Pfaffen rauben. Denn kein Dieb und Räuber ist schlimmer als im eigenen Hause."

Um sieben Uhr öffnete er die Arme und sagte leise: „Herr Jesu, nimm mich auf." Dann ging ein Zucken durch den Körper.

Hieronymus von Grapendorf, Hofmarschall und Kammerpräsident des Herzogs von Hannover, war verschieden.

Dieser Tod machte gar manchem das Herz schwer. Man wußte, daß der Herzog Johann Friedrich, ohne auf die Bitten seines Bruders Georg Wilhelm zu achten, in Assisi zum Katholizismus übergetreten war und wußte auch, daß Christian Ludwig, der jetzt in Celle regierte, nicht lange mehr leben würde. Kinder hatte er nicht. Dann würde der jetzige Herr Herzog von Hannover, Georg Wilhelm, Celle übernehmen und der Papist, der jetzt in Italien lebte, würde nach Hannover kommen. Dann gnade Gott dem Luthertum. Cujus regio, ejus religio — fahr wohl, Augsburger Konfession!

Und nun liegt der edle Herr von Grapendorf in dem gewaltigen Paradesarg aufgebahrt in der Kirche zu St. Georg. Zwölf große, silberne Kandelaber stehen an den Seiten des Sarges, und sechs Mann von der Leibwache haben den Ehrendienst. Die große Tür der Kirche ist geöffnet, und das Volk strömt am Sarge vorbei. Herr von Grapendorf hat sich im Tode nicht verändert. Das ist dasselbe vornehme Gesicht mit der Habichtsnase, mit den festen Backenknochen und den energischen Lippen. Die grauen Locken der Perücke rahmen dieses feine Antlitz ein, und das weiche Licht der Kerzen, das über dem Sarge schwebt, gibt ihm einen zarten Goldton.

Ein Rauschen geht durch die Kirche. Das Volk weicht zurück. Es folgt eine leise Bewegung. Stimmen am Tor befehlen lebhaft. Dann hält ein Wagen.

Der Herzog von Hannover betritt die Kirche. Hinter ihm schreitet der Geheime Rat und Kammerpräsident, Paul Joachim von Bülow, und der Präsident des Konsistoriums, der Geheime Rat Heinrich von Witzendorf. Der Leibpage des Herzogs, Fran=

cesco Maria Capellini Stechinelli, begleitet die drei Herren.

Das Volk verbeugt sich tief. Der Herzog hat den Kopf gesenkt. Er geht die Stufen zum Altar hinauf und tritt an den Sarg. Er kniet nieder und betet.

In dem weiten Raum herrscht lautlose Stille. Dann geht ein leises Summen durch die Kirche. Erst will es niemand hören. Allmählich aber schwillt es an. Plötzlich fällt die Orgel ein.

Der Herzog zuckte jäh auf.

Er ist aus seinem Gebet gerissen. Den Kopf hat er nach der Seite geworfen, daß die langen Locken ihm über die Schulter geflogen sind. Nun kniet er wie aus Bronze und horcht.

Alle Stimmen haben eingesetzt. Anfangs war es nur ein leises Tasten. Jetzt braust der Choral wie das Meer.

Es ist das alte Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser Gott."

Da erhebt sich Georg Wilhelm langsam. Man sieht, daß er die Bürde seines Standes, der Konventionen, der Pakten und Verträge, all der Maximen und Erwägungen einer wohlweisen Staatsraison trägt. Sein Gesicht ist schlaff und verfallen. Er wendet sich zu Witzendorf.

„Cujus regio, ejus religio". sagt er tonlos.

Witzendorf verbeugt sich steif und kalt.

Georg Wilhelm wendet sich an Bülow. „Das Volk muß einsehen lernen, daß das Sache meines Bruders sein wird."

Bülow verbeugte sich ebenso wie Witzendorf: „Euer Fürstliche Gnaden sind bekannt als strenger Hüter des Protestantismus", sagt er fest.

Georg Wilhelm wendet sich um und geht langsam mit gesenktem Haupte durch die Menge.

Der Herzog von Hannover schämt sich vor seinem Volke.

Stechinelli hat den Blick auf ein Mädchen gerichtet. Er kennt sie. Er kennt diese beweglichen, feingeschnittenen Lippen, diese fliegenden Nasenflügel und die blitzenden Augen. Diese Augen, die so zu flehen scheinen. Es ist Benedicte von Bülow, die Tochter des Geheimen Rates von Bülow, der dort neben dem Herrn Herzog schreitet.

Und Francesco fühlt die Tiefe dieser Bitte, er fühlt die Größe dieser Frauenseele. Nicht die Kraft lutherischen Glaubens bewundert er, nein, er bewundert die Seele dieser Frau, die so für einen Gedanken kämpfen kann.

Sie sieht ihn und er grüßt. Sie neigt das Haupt kaum. Sie senkt aber die Augen dabei nicht mit, sondern behält sie auf ihn gerichtet.

Senke deine Augen, Benedicte von Bülow. Es ist besser. Sei klug. Jetzt, wo du es nicht tust, bleibt dein Auge hängen an diesem würdigen Jüngling, um den sich eine romantische Sagenwelt gesponnen hat. Du hast ein Gefühl der Trauer um ihn, daß er so verkommen soll, in dem Getriebe des Hoflebens, und du gedenkest, ihn zu bessern, auf den rechten Weg zu leiten ...

Die vier Pferde rücken an. Der herzogliche Wagen rollt ins Schloß zurück.

Der Page des Herzogs, der mit Herrn von Witzendorf rückwärts fährt, hängt an dem Antlitz seines Herrn. Ist das wirklich Georgius Wilhelmus Amans Dux Hannoverensis? Ist das der Herzog, der in den venezianischen Palästen lachte, der die Hände der schönen Maria Matterbo küßte? Dieser Mann mit dem müden Gesicht und den irrenden Augen? Welche Kraft muß in dieser Lehre liegen. Wie hat ihn das Volk in der Kirche zu Boden gezwungen durch das Schlachtlied seines Glaubens. Da sprach der tote Herr von Grapendorf noch einmal zu seinem Herrn — er sprach aus dem Sarge mit

den zwölf Kandelabern und den Ehrenposten der herzoglichen Leibwache — er sprach im Tode zu dem Pagen, mit der Wucht, mit der er im Leben zu ihm sprechen wollte. Aber was hier ein Zelot vereitelt, das sagte und bekräftigte dort der ernsteste Prediger eines großen Gedankens, der Boden gefaßt hat: ein ganzes Volk.

Und diese Idee ließ ihn nicht los. Ein Sommersturm raste durch ihn. Es war der Kampf der Seele, wie ihn der göttliche Platon schildert. Er sagt, sie sei mit zwei Pferden bespannt, einem weißen, das mit ihr zum Himmel strebe, und einem schwarzen, das sie zur Erde reißen wolle. Göttlicher Platon! Wer kennt diesen Kampf nicht!

In Francesco wurde der Kampf mit vernichtender Heftigkeit gekämpft. Ihr wißt, welches diese Pferde waren.

Das schwarze Pferd war die Neigung zu Zenobia Barbara Buccolini. Ihr würdet schauern, ihr Tugendhaften, wenn ich euch Genaueres von den wilden Festen erzählen würde, die er feierte. Er formte ihre Brüste in Ton ab und ließ von einem kunstreichen Goldschmied einen Becher herstellen, in der Form ihrer Brüste, die mit den Spitzen gegeneinander gestellt waren. Feines Stabwerk verband die Ränder des goldenen Gefäßes.

Aus diesem Becher trank er bei den nächtlichen Gelagen im Turm. Er hatte die Wände mit wunderbaren Brokaten behängen lassen und er liebte es, der Freundin die Stellung berühmter Antiken zu geben. Dann hob er wohl den Pokal und trank der Frau Venus zu; dann sog er den schmeichelnden Reiz der Farbe, der Formen ein, dann berauschte er sich durch das süße Tasten seiner Augen.

Das weiße Pferd war die Neigung zu einem schönen, stolzen Mädchen, zu Benedicte von Bülow. Er sah sie oft, wenn sie durch die großen Korridore

des neuen Schlosses schritt, und man fühlte schon an der Würde, wie sie die weiten Räume durchquerte, daß sie gewohnt war, auf den Höhen der Menschheit zu wandeln. Er sprach sie an, unterhielt sich ernst und lange mit ihr, und wenn sie grüßend weiterging, dann hatte er die Empfindung: ein Stern.

Das schwarze Pferd war aber nicht nur die Neigung zu Barbara Buccolini. Es war eine aus gleicher Quelle stammende Passivität, die Bequemlichkeit des kirchlich-scholastischen Denkens. Das Formale, das nur den gemeinen Geist beruhigen kann. Der Mystizismus, der den von der Scholastik Gequälten behaglich bettet.

Das weiße Pferd war aber nicht nur die Neigung zu Benedicte von Bülow. Es war ein aus gleicher Quelle stammendes Ringen, ein herbes, reinigendes Bestreben; die Erkenntnis, daß es Größeres gibt, als Weihrauchzauber. Über all diese Dinge konnte er Stunden und Tage nachdenken, und dann flehte er Gott um Kraft an, daß er ihm den rechten Weg zeige.

Eines Abends hatte Francesco sich in seinen Wappenstuhl an den Kamin gesetzt. Es war im Februar 1658, und der Karneval stand vor der Tür.

Barbara Buccolini seufzte. „Ich möchte in Venedig sein."

„Es wird hier auch ein tolles Fest geben", sagte Francesco.

„Nein. Das wird nichts Großes. Ja, wenn ich könnte, wie ich wollte ..."

„Nun?"

„Ah, du darfst nicht böse sein, Francesco. Sieh, ich habe dich innig lieb. Aber der Herzog ... er hat ein Auge auf mich geworfen ... und wenn — du mußt verstehen, es ist ja keine Liebe von mir, aber ..."

Francesco fühlte sich, als ob er in einer eisigen Flut mit dem Ertrinken ränge. „Natürlich, ich verstehe“, sagte er.

„Aber du bist mir böse, mein Geliebter. Nicht wahr?“ Sie suchte neben ihm zu knien und seine Hände zu küssen.

Francesco entzog sich ihr.

„Ich bin dir gar nicht böse.“

Der Buccolini wurde angst. Sie konnte es nicht verstehen, daß das alles ohne jeden Streit abgehen sollte. Sie hätte am liebsten den Pagen gefragt, ob er sie auch richtig verstanden hätte.

Stechinelli hatte den Kopf in den Ellenbogen gestützt und sah in das Feuer.

„Aber“, fuhr die Buccolini fort, „laßt uns auf gute Freundschaft trinken. Ich komme heimlich wieder zu dir. Das merkt kein Mensch.“

Sie ging an den Schrank und holte einen neuen Krug mit Wein. Francesco stieß, wie aus Versehen, seinen Goldpokal vom Tisch, daß der rote Saft über den Teppich quoll, und die Fäden das Blut der Rebe von Veltlin aufsogen.

Er stand auf und nahm sich ein anderes Glas. Er trank ruhig und gab sich Mühe, ganz gelassen zu sein.

Bis zum späten Abend unterhielt er sich heiter und freundlich mit der Buccolini.

Als sie sich von ihm verabschiedete, wollte sie ihn noch einmal küssen und umarmen. Er wehrte es sanft aber bestimmt ab, und mit einem Seufzer ging sie aus der Tür.

Nach einer Viertelstunde ließ er sich sein Pferd satteln. „Jetzt, junger Herr?“ fragte sein Diener erstaunt.

„Es ist Vollmond und der Boden weich.“

„Der edle Junker wird stürzen.“

„Nein. Ich reite durch die Eilenriede und wende mich dann nach Celle zu."

Als Stechinelli sich umgedreht hatte, faßte der Diener sich an den Kopf. Dann führte er das Pferd vor, und Francesco ritt in die mondklare Nacht hinaus.

Er ritt stundenlang. Ganz in der Ferne, vom Lichte milchweiß beschienen, sah er die Mauern von Reddensen. Das war das Gut des Geheimen Rates von Bülow. Dort schlief Benedicte von Bülow . . .

Wenn heute ein Mensch den Kampf durchkämpfen müßte, den Francesco durchkämpfte, dann würde das Ende wohl ein anderes sein. Er würde sich schwerlich einer anderen Kirche zuwenden, nachdem er die seine verlassen hat. Aber jene Zeit kannte kein Leben außerhalb einer Gemeinde, nicht in politischer, in gesellschaftlicher oder religiöser Beziehung.

Francesco hatte das Gebundene der katholischen Lehre erkannt. Er strebte nach Freiheit. Er glaubte, sie im Protestantismus zu finden. Am Ostertage 1658 bekannte er sich öffentlich zur reinen Lehre des Evangeliums.

Zu Pfingsten ernannte ihn der Herzog zu seinem Privatsekretär und zum Direktor der italischen Kanzlei. Francesco war neunzehn Jahre alt; die Pagenzeit war zu Ende.

Benedicte von Bülow

VII

„Sa sacrée Majesté l'hasard." Ein König hat das Wort geprägt, der Urenkel des Amans Dux Hannoverensis, ein König, der die Krone in Wahrheit als König getragen hat: Friedrich der Große. „Die heilige Majestät, der Zufall" — man sieht das feine Lächeln des Philosophen von Sanssouci, man sieht, wie alles eitel ist, wie einer der Größten der Erde, eine Majestät, den Zufall „heilige Majestät" nennt...

Macht es euch schaudern? Begreift ihr, daß ihr nichts seid? Es wird Zeit. Zeit wird es, daß ihr von dem Piedestal des Hochmuts herabsteigt, daß ihr lächeln lernt über alles, was ist; daß ihr euch tragen laßt von dieser großen Woge „Zufall". Wie wenig bleibt euch zu tun übrig. Steuert das Schiff eures Lebens an den schlimmsten Klippen vorbei — das ist alles. Und seid zufrieden, wenn ihr die Macht über das Fahrzeug behaltet und nicht zerschellt.

Aber auch an schöne Gestade kann euch die Woge „Zufall" tragen, an Länder mit weiten Wiesen und großen Blumen, mit Edelsteinen und bunten Papageien. Oder an sonderliche Küsten mit lustigen Wassern und verborgenen Quellen, die euch einen neuen Lebenstrunk reichen, so daß ihr fröhlich weiter fahrt.

Sa sacrée Majesté, die Woge des Zufalls, trug eines Tages den Lebenskahn des Francesco Maria Capellini aus dem Hause Stechinelli an solch ein sonderliches Ufer, und er war recht erstaunt, als er plötzlich dieses Land betrat.

Es war eines Morgens im August des Jahres 1658, als Francesco in seinem Zimmer saß und im Ovid blätterte. Da klopft es an die Tür und auf den Ruf des Junkers trat der Geheime Rat und Kammerpräsident Paul Joachim von Bülow in das Gemach. Herr von Bülow war ein hoher, stattlicher Herr in den Fünfzigern, der sich noch spanisch trug und einen langen, geteilten Bart hatte wie Doktor Faustus oder der Italiener Leonardo von Vinci. Francesco erhob sich und reichte dem vornehmen Gast die Hand. Der Geheime Rat sah sich wohlgefällig in dem Zimmer um, musterte die Teppiche an den Wänden und trat dann an das Fenster, um einen Blick auf die Leine und den weiten Platz zu werfen.

„Wohnt gar schön hier, Herr", sagte er nach einiger Zeit. „Es ist ein wunderlich Begehren, das mich aber hierher treibt. Vor einigen Monden ist ein Weib aufgegriffen, das seit langem die Leiche eines Kindes mit sich herumtrug. Diese Person ist gestorben und hat nichts bei sich gehabt, woraus sich ihre Herkunft feststellen ließe. Nur diesen Packen Briefe. Da sich ein fürstbischöfliches Siegel auf einem der Briefe befindet, hat man mir die scripta übergeben. Ist aber alles nicht italisch, sondern, wie mir scheint, in Venediger Mundart geschrieben. Ich wollte Euch daher bitten, mir zu helfen, die Briefe zu übersetzen. Ist ja eigentlich das Amt Eurer Schreiber", setzte Herr von Bülow hinzu, „aber es könnten doch Sachen von politischer Bedeutung sein."

Sa sacrée Majesté l'hasard reicht dir ein Lehn, Francesco. Neige dich und nimm es entgegen. Viele verlangt man nicht von dem Lehnsmannen des Zufalls, nur ein bißchen Klugheit.

Francesco bat den Geheimen Rat, Platz zu nehmen. Der alte Herr dankte und schob seinem jungen

Gegenüber die Briefe hin. Es war ein kleines Paket, etwa zwanzig Handschreiben; die Adressen waren mit selten schönen, flüssigen Buchstaben geschrieben und waren sämtlich an die Kammerfrau der Frau Kurfürstin von Bayern gerichtet.

Stechinelli kannte dieses B, das so leicht aus der Tiefe herausgeholt war. Er kannte die schwungvollen, schwebenden Buchstaben, diese prachtliebenden, breiten Schnörkel. Er sah sofort, daß hier eine Irreführung vorlag: die Briefe waren zwar an die Kammerfrau adressiert. In Wahrheit war sie aber nur eine Mittelsperson gewesen, weil sich keine andere Gelegenheit zum Briefwechsel bot — gerichtet waren die Briefe in der Tat an die Kurfürstin von Bayern, und der Verfasser war der Fürstbischof von Trient.

Die Erkenntnis schoß Stechinelli wie ein Blitz durch den Kopf. Er nahm das erste Blatt — und er las die berauschende Glut der Worte. Er las von den süßen Abenden am plätschernden Wasser der Etsch, von den Stunden süßer Liebe im Pavillon des Taxusgartens. Er beschrieb die Weichheit ihrer Haut, die Schönheit ihres Gewandes — „und wenn ich das Kreuz im Dome schlage, denke ich nur an das Wappenkreuz des Hauses Savoyen."

Francesco legte sich weit zurück und sah den Geheimen Rat von der Seite an. Der starrte auf einen Degen und musterte die Ziselierung des Stichblattes.

„Können der Herr Rat ein wenig italienisch?" fragte Stechinelli.

„Drei Worte, nicht mehr."

„Das genügt. Seht die Adresse: Alla cameriera della principessa elettrice di Baviera a Monaco. Sie ist der prompten Besorgung wegen in reinem Toskanisch geschrieben. ‚An die Kammerfrau der Kurfürstin von Bayern zu München.'"

Herr von Bülow sah den Direktor der italienischen Kanzlei enttäuscht an. „Das ist alles?“

„Bitte.“ Stechinelli schob die Briefe hin. „Sie tragen sämtlich die gleiche Aufschrift.“

„Aber das Siegel des Fürstbischofs?“

„Ich kenne keinen Fürstbischof, der keine Liebesbriefe schreibt.“

Herr von Bülow lachte. „Dann gebt mir den Kram nur wieder her. Bin nicht neugierig auf klerikale Buhlschaften.“

Stechinelli, jetzt sei geschickt. Deine Handlung ist nicht ganz vornehm. Aber sie ist klug. Du bist kein Sohn des Landadels, du bist aus einer Handelsstadt. Zeige dich würdig des Schutzes Merkurs.

Francesco sagte daher wie gleichgültig: „Ich kann den ganzen Brast ja noch einmal durchsehen. Schließlich beruhigt es einen doch, wenn man seine alten Götter untersuchen und dabei ergründen kann, daß sie inwendig hohl sind. Euer Gnaden gestatten mir vielleicht, die Briefe nach meiner Einsicht ad acta zu legen, da ich vermutlich doch nichts von Belang darin finden werde.“

Der Geheime Rat hatte an diesen Schreiben kein Interesse mehr, als er sah, daß es die Liebesbriefe eines Fürstbischofes an eine Kammerzofe seien. Dazu braucht man nicht bis nach Italien zu gehen, wenn man von Liebesbeziehungen hoher Herren zu Kammerfrauen hören will, dachte er. Und er achtete gar nicht mehr auf die Briefe, sondern ließ sich von dem Sekretär die Herkunft der Degen erklären, die in einem Holzgestell an der Tür standen.

„Dies ist eine Stichklinge von Meister Marco Persano aus Toledo.“

„Nicht möglich“, rief Herr von Bülow entzückt und bog den zarten Stahl. „Aber ich habe in Redbensen eine Klinge von Paolo Torri aus Salamanca.“

Francesco lächelte. „Ich schätze Euer Gnaden unendlich hoch, Herr Geheimer Rat, und glaube dero Worten mit Freuden. Aber eine Klinge des Paolo Torri ...“

Der Geheime Rat ereiferte sich. „Könnt ganz sicher sein, Junker. Ist echt, kein Falsch.“

Stechinelli machte ein Gesicht, als ob er sagen wollte: „Ich möchte ja so gern glauben, daß es wahr ist, aber ich kann es nicht glauben.“

„Seid ein ungläubiger Thomas, Junker“, lachte Herr von Bülow. „Aber ich will Euch etwas sagen. Ihr habt Zeit. Begleitet mich, da ich heute auf zwei Tage nach Reddensen reite. Seid mein Gast dort. Dann mögt Ihr Euch überzeugen.“

Francesco neigte den Kopf, um seine freudige Röte zu verbergen.

„Ist mir eine besondere Freude, den Herrn Geheimen Rat nach Reddensen begleiten zu dürfen“, sagte der Sekretär verbindlich.

„Mea parte, mea parte“, entgegnete Herr von Bülow. „Ich muß noch in der Staatskanzlei ein wenig arbeiten, schicke Euch aber dann meinen Diener, wenn wir abreiten wollen. Kann in einer Stunde sein.“

Francesco geleitete den Gast an die Tür und verbeugte sich, als dieser den Raum verließ.

Dann horchte Stechinelli, bis die Tür des Vorraumes ins Schloß fiel. Und nun stürzte er sich auf die Briefe. Die Briefe des Fürstbischofs von Trient an die Kurfürstin von Bayern.

Francesco zitterte. Er hatte ein Geheimnis in der Hand, das ein bis ins Innerste vornehmer Mann vielleicht hätte in die Vergessenheit sinken lassen. Einer der Leute, die das Leben mehr von der betrachtenden Seite auffassen, ein Mann der alten Kultur. Ein um Erfolg kämpfender Sohn der Handelsstadt Venedig konnte jedoch nicht so

denken. Was er damit anfangen wollte, wußte er freilich selbst nicht. Aber das würde sich finden.

Er nahm irgendeines der Blätter, öffnete es und las. Feuerströme schossen über den Bogen — das war ebensosehr die Glut des zum Mystizismus neigenden Klerikers als des Vollblutmenschen, der mit beiden Beinen im Leben steht.

„Was sind mir diese einsamen Nächte ohne „Dich, Adelheid von Savoyen. Da glänzt kein „Stern am Himmel der Nacht, und keine Silber„welle der Etsch rauscht an den Marmorstufen „meiner Gärten. Ohne Dich lebt nichts mehr. „Ich ahne, daß der Mond den Siegelring mit dem „Wappen der Lermas küßt, das Wappen, dem ich „die Bischofsmütze in den Schild preßte. Dieser „Mondstrahl ist wie ein Segen Deiner Blicke. „Weil ich Dich liebe, ebenso wie mein alternder „Vater, deshalb bin ich mit Freuden Geistlicher „geworden. Ich wollte Fürst werden — mehr „als Graf Lerma, mehr als mein Vater. Jetzt „bin ich es. Ich lache seiner sittlichen Entrüstung, „daß ein Kleriker nicht lieben dürfe. Der eifer„süchtige Narr! Jetzt neigt sich alles vor mir — „und wir beide, Du und ich, stehen gleich im „Rang. Soll ich Dir tausendmal die Seelenqua„len wiederholen, die mir das Gelübde auferlegt? „Nein, meine ganze heiße Glut quillt wie ein „Strom über die Alpen, und ich danke dem Zu„fall, der mich nach Trient, Dir nahe genug „brachte, daß ich nicht durch eine Welt von Dir „getrennt bin. Drei lange Tage brauchen zwar „meine besten Boten, eine Qual für den, der in „jeder Sekunde den süßen Reiz Deiner Worte „atmen möchte. Sende Briefe, Geliebte, schreibe, „schreibe, überschütte mich mit Worten, mit „Grüßen. Ich lebe ja nur durch den Glanz Deiner „Seele.“

Francesco las die Briefe, einen nach dem andern. Es war ihm ganz klar: die Kammerfrau hatte diese Briefe, die dem Anschein nach ja auch ihr gehörten, mitgenommen, um mit Hilfe dieser Schreiben später Vorteile aus den Beteiligten zu erpressen. — Die menschliche Seele ist sonderbar. Vielleicht hatte diese arme, verstoßene Kammerfrau sich auch nur an den Liebesbriefen geweidet, die ein Fürst an ihre Adresse geschrieben hatte; sie mochte sich in sonnenzerfressener Mittagsstunde auf staubiger Landstraße ausgemalt haben, wie schön es sei, daß sie einen solch glänzenden Liebhaber habe ... eine Märtyrerin ihrer Phantasie.

Wie dem auch sei: Stechinelli hatte die Briefe in der Hand. Er nahm das Paket und ging damit über den Hof in die Kanzlei, die über dem Torbogen des Mittel- oder Ehrenhofes lag. Drei Schreiber langweilten sich dort und verfertigten Bittschriften und Gesuche in Rechtsstreitigkeiten. Damit verdienten sie sich ihren Lebensunterhalt, denn ihren Sold hatten sie seit Jahren nicht erhalten. Das Land Hannover war bis auf den letzten Heller ausgesogen und konnte nicht einmal mehr die Beamten bezahlen.

Francesco erwiderte den Gruß seiner Untergebenen flüchtig, ging in sein Arbeitszimmer und setzte sich an seinen großen Schreibtisch. Er wickelte die Briefe sorgfältig ein, versiegelte sie mit dem fürstlichen Petschaft und legte das Paket in die Schublade seines Schreibtisches.

Als der Geheime Rat und Kammerpräsident sein Dienstzimmer in der herzoglichen Kanzlei betrat, kam ihm der Doktor beider Rechte, Herr Justus Kipius, ebenfalls Geheimer Rat, entgegen und sagte: „Verehrter Freund, ich bitt' Euch um eine ernsthafte Unterredung.“

Herr von Bülow sah ihn an. „Wird doch nicht gar so feierlich sein?“

Aber Kipius ließ sich nicht aus der Förmlichkeit bringen. Er hatte eine mordende Genauigkeit, bei allem, was er tat. Wenn er hinter seinen Namen das mp. setzte, so geschah das mit einer solcher Überlegung, daß mancher, der eine dringende Unterschrift von ihm forderte, mit den Knien zitterte. Und so sprach er denn auch hier mit einer Langsamkeit, die den Herrn Kammerpräsidenten kribbeln machte, trotzdem Herr von Bülow selbst, wie alle alten Räte, ein wenig geschraubt zu reden pflegte. Aber Justus Kipius mp. ließ sich nicht bewegen, seinen Vortrag zu beeilen. Er merkte auch nicht, daß der Herr Kammerpräsident mit dem Herrn Direktor der italischen Kanzlei nach Reddensen abreiten wollte, er sprach ruhig, gemessen und überlegend. Es handelte sich um die frühere Geliebte des Herzogs, Martha von Dorberthin.

„Seine Fürstliche Gnaden haben geruht zu bestimmen, daß man der Person —“ Kipius hustete und hielt die Hand vor den Mund.

„Sprecht ruhig weiter“, entgegnete der Kammerpräsident mit leichter Ironie, „sie ist von schlechtem Adel. Ist nicht mit uns versippt.“

„Daß man also besagter Dorberthin ein Gütchen gäbe, wo sie ihre Tage verbringen könne.“

Der Präsident reckte sich und griff nach der Klingel. Er befahl dem eintretenden Schreiber, er solle zu dem edlen Herrn Stechinelli gehen und ihn bitten, vorauszureiten. Der Herr Präsident habe leider noch eine lange Besprechung mit dem Herrn Geheimen Rat Kipius.

„Also —“, fuhr der Kammerpräsident mit müder Stimme fort.

Herr Geheimer Rat Kipius empfand die Müdigkeit nicht. „Also habe ich“, sagte er, „die Beträge

der in Betracht kommenden Güter nebeneinander gesetzt."

Der Kammerpräsident, der die Verzeichnisse ansah, von der Roggenernte bis zu der Zahl der geschossenen Hasen, starrte auf ein großes H und dachte, was dieser Kipius doch für ein langweiliger Mensch sei. Nach einiger Zeit sagte er, indem er auf irgendein Gut wies: „Mir scheint dies hier geeignet zu sein."

Aber der Geheime Rat Kipius schüttelte den Kopf.

„Für diese Buhlerin", er hustete wieder und fuhr sich mit der Hand über den Mund.

„Bitte, bitte, fahret fort", sagte der Kammerpräsident, und ein lustiges Zwinkern ging um seine Augen, „sie ist von so schlechtem Adel, daß man sie fast als bürgerlich bezeichnen könnte."

Kipius setzte nun seine Ansichten auseinander. Wenn die Dorberthin nicht eine so furchtbare Szene gemacht hätte, als sie die Buccolini auf der Treppe zum Zimmer des gnädigen Herrn traf, und der Herzog, nur um sie zu beruhigen, ihr ein Gut versprochen habe, dann hätte man sie in ein adeliges Kloster stecken können. Nun habe der Herzog einmal das Versprechen gegeben, aber es sei zunächst aus dem corpus juris festzustellen, daß es sich pro primo um ein Schenkungsversprechen, pro secundo bei dem Versprechen nicht um eine Schenkung im eigentlichen Sinne, sondern nur um das Versprechen einer Leibzucht handeln könne. Insonderheit seien deshalb nicht allein die Abschnitte von der donatio, sondern auch die der fidejussio heranzuziehen, auch seien die feuda foeminia, zu deutsch Kunkellehen, der libri feudorum ...

Herr von Bülow gab die Hoffnung allmählich ganz auf, Stechinelli noch vor Reddensen einzuholen. Er zog mit der Feder große Kringel um die

Sonnenlichter auf der Tischplatte und ließ das Wortgeplätscher über sich ergehen. Der schöne Sommertag da draußen hätte ihn gereizt zu einem Nachmittagsritt ... nun konnte er bestenfalls um neun in Reddensen sein ...

Stechinelli war durch die Schloßstraße geritten, hatte die Leute, die ehrfurchtsvoll die Mützen vor ihm zogen, wieder gegrüßt und freute sich, als er die Tore der Stadt hinter sich ließ. Nun durchtrabte er die Eilenriede und wandte sich dann nach Norden zu.

Es war ihm nicht unlieb, daß er ein paar Stunden allein bleiben konnte. Er wußte, daß er einem neuen Ereignis entgegenging. Er wußte, daß Benedicte von Bülow durch sein Leben ziehen würde, als etwas ganz Großes, Gewaltiges. Er wußte, daß er in ihr Leben eingreifen würde, in dieses sonnenhelle Mädchenleben, das so licht dahinglitt, wie ein Bergstrom.

Es war ihm klar geworden, daß alles, was er hinter sich hatte, sein Sehnen nicht erschöpfen konnte. Er hatte es ja so oft erlebt, dieses Spiel mit Frauen. Er war stolz und von überzeugender Gesundheit. Er kam und siegte. Er wollte kämpfen, wollte Wirrnisse. Aber er war immer Sieger gewesen, ehe er es sich versah. Und dann gibt es keine Wirrnisse mehr. Wenigstens für das erste nicht.

Er wußte, daß die meisten Frauen Gefühlsergüsse lieben. Schöne Worte in sittlich ernstem Ton gesprochen. Wenn der Mann gesiegt hat, dann tut er das nicht mehr. Er ist ruhig, freundlich heiter. Wenn er gutmütig ist, heuchelt er wohl noch diesen ernsten Ton, der Frau zu Gefallen. Deshalb sind starke und gesunde Männer häufig solchen Frauen gegenüber Heuchler. Die blassen, schwächlichen, deren Stärke auf psychischem Gebiet ruht, haben es in der Be-

ziehung besser. Ihre Reden sind echter, denn ihre Kraft liegt nicht in der Tat. Auf die Dauer freilich sind sie nicht besser daran.

Stechinelli sah die wogenden Felder, die Dörfer, die sich aus dem Schutt des Krieges wieder erhoben, sah die Menschen, denen man noch den scheuen Blick, die Angst ansah, die sie dreißig furchtbare Jahre hindurch gequält hatte. Noch konnten sie es nicht verstehen, daß zehn ganze Jahre hindurch der Friede herrschte, daß zehn Jahre hindurch kein Soldatentrupp gekommen war, der den Männern den Schwedentrunk gab, der die Kinder aufspießte und die Frauen schändete. Diejenigen, die jetzt vierzig Jahre alt waren, kannten ja erst seit einem Kindesalter den Frieden.

Ein breites Dorf mit behäbigen Strohhäusern trat aus dem Grün der Obstbäume hervor. Die Stille des Sommernachmittages lag in den Gärten, in denen bunte Bauernblumen standen, Goldlack und brennende Herzen.

Francescos Gedanken gingen weit zurück, zurück zu seiner verstorbenen Frau. Etwas Schönes hatte sich inzwischen um diese Liebe gerankt; in der Erinnerung war sie klar und heiter. Eine Tollheit war es gewesen, und wie sie ausgefallen wäre, wenn Maria sich nicht das Leben genommen hätte, das war ihm unklar.

Warum aber trugen die Erlebnisse, die er mit anderen Frauen gehabt hatte, niemals diesen hehren Glanz, der über der Erinnerung an Maria Matérbo lag? War es das Neue gewesen, mordete jetzt Gewohnheit diese Reinheit? Oder gab es für ihn nur noch Reiz?

Es ist etwas Eigenes um die Länder der Liebe. Er hatte sie gestürmt auf rasendem Pferde und hatte eine Burg nach der anderen überrumpelt, weil keine so schnell das Tor verschließen konnte, wie er kam.

Und so war er Sieger geblieben, wo er erschienen war. Wenn er gesiegt hatte, ging sein Sehnen weiter. Ein neues Land, ein neues Schloß, und wieder derselbe kurze Kampf.

Francesco trabte an; das war also nichts. Nichts von Dauer, von Wert. Blumen des Genusses konnte er ja überall am Wege pflücken. Aber das Ziel seiner Sehnsucht durfte dieser Genuß nicht mehr sein. Er wollte dieses Sehnen anders fassen. Er wollte die Frau, die er mit ganzem Herzen liebte, nicht mehr erobern. In kluger Enthaltung wollte er die Süße des Begehrens festhalten — er wollte nach dieser Frau streben, wie man nachts dem Stern des Nordens zustrebt.

So näherte er sich wieder einem Dorfe. Zwei breite Bauernhäuser lagen sich wie zwei Sphinxe am Eingang gegenüber. Ein kleiner Platz mit elenden Fachwerkhütten schloß sich an. Unter den Buchen, deren Zweige bis zur Erde hingen, stand eine Gruppe von Menschen und lachte.

„Was ist denn hier los?“ fragte Stechinelli, und hielt bei der Gruppe an.

Ein junger Mensch trat vor. „Oh, wir lachen über Peter Röns, er ist hier oben ...“ Dabei tippte er an seine Stirn. Geisteskranke sah man damals häufig. Im Kriege hatte sich ihre Zahl vermehrt, und gesorgt wurde nicht für sie.

„Was redet er denn so Lächerliches?“ erkundigte sich Stechinelli.

„Er ist ganz vom Teufel besessen. Er ist über seine Liebe zu dem ältesten Fräulein auf Reddensen verrückt geworden.“

Francesco stellte sich in die Bügel und sah über die Menge weg. Der Irre saß auf einer Steinbank, starrte in das Blattwerk der Bäume und redete vor sich hin. Plötzlich schrie er auf und umfaßte die nächste Buche, die er wie verzückt küßte.

Die Bauern brachen in ein Gejohl aus. „Jetzt küßt er das gnädige Fräulein von Bülow."

Der Irre tastete den Stamm entlang und sah dann wieder in das Grün der Bäume.

„Wie schön sie ist", sagte er halblaut, „wie schön sie ist. Seht den Adel der Erscheinung."

„Peter Röns, sie hat heut das grüne Kleid an, das sie neulich in der Kirche trug." Die Bauern stießen sich in die Seiten und prusteten vor Freude.

„Ja, das grüne Kleid", seufzte Peter Röns, „oh, Ihr seid adorabel in diesem Kleide, verehrenswerteste Jungfrau", stöhnte er. Dann sank er vor dem Baum auf die Knie. „Jungfrau Benedicte, gewährt mir armen, vergessenen Magister nur eines: lasset mich den Rand Eures grünen Kleides küssen."

Der Irre sah wie erwartend in das Geäst des Baumes; dann ging ein Zucken der Freude über sein Gesicht. „Habt ihr's gesehen, sie hat genickt." Er rutschte wie ein Büßer auf der Erde weiter. Schließlich ergriff er einen der tiefer hängenden Zweige und drückte seine Lippen auf die grünen Blätter, während er die Augen wie im süßen Genusse schloß.

Ein Zucken ging durch seinen Körper. Dann warf er sich lang hin und stöhnte: „Mein Stern, Benedicte — mein Stern."

Die Bauern bogen sich vor Vergnügen und sahen mit einem gewissen Selbstgefühl zu dem fremden Herrn, daß sie ihm dieses Schauspiel bieten konnten.

Stechinelli wandte sich an den jungen Mann, der ihm zuerst Auskunft gegeben hatte.

„Wo kommt er her?"

„Er war Präzeptor des Junkers im Hause des Geheimen Rates zu Reddensen, bis vor zwei Jahren. Dort hat es ihn wohl gepackt. Er hat Lieder geschrieben und hat sie dann dem Fräulein auf das Zimmer gelegt. Manche sagen, er solle sogar ver-

sucht haben, sie zu küssen. Jedenfalls hat ihn der Herr Geheime Rat davongejagt."

„War er ein Student?" fragte Stechinelli.

Ehe er Antwort erhalten konnte, begann dieses klagende Schreien von neuem. Der Irre wälzte sich zu Füßen der Buche, beschwor sie, mit ihm nach Hispanien zu fliehen, und schließlich brüllte er: „Sei nichts, sei mir nur die Sonne meiner Tage und der milde, ferne Stern meiner Nächte."

Francesco dankte dem jungen Bauern für die Auskunft und ritt weiter. Das Gejohl und Geschrei klang noch einige Zeit aus der Ferne zu ihm, bis es sich langsam verlor.

Das war also ein Mensch, der an unerfüllter Liebe litt, so litt, daß er den Verstand verloren hatte und zum Gespött verrohter Bauern wurde. Das ist die Kraft der unerfüllten Liebe. Ganz richtig konnte es mit dem Präzeptor nie gewesen sein, denn sonst hätte ihn eine unerfüllte Leidenschaft nicht um den Verstand gebracht. Einen Augenblick packte ihn die Frage: Willst du dich nicht auch einer solchen unerfüllten Liebe weihen? Ist der Irre dir nicht eine Warnung? Aber er wies den Gedanken von sich. Was hier den Willen eines Schwachen vernichtet hatte, das sollte seinen Willen stärken, sollte ihn zur feinsten Erkenntnis der Liebe führen, zu einer Erkenntnis, wie sie der von ihm so geliebte Petrarca erlangt hatte.

So soll Benedicte von Bülow ihre Bestimmung haben, dachte er. Sie ist wie die Sonne, die verbrennt und neues Leben schafft.

Schloß Reddensen war ein Häuserviereck, am Hange eines waldigen Hügels, von Wasser umgeben. Erst im vergangenen Jahre hatte Herr von Bülow die Zugbrücke durch eine Steinbrücke ersetzen lassen. Er selbst konnte sich an einen jahrelangen Frieden nur noch aus der Jugendzeit er-

innern, wie sich der alternde Mann wohl noch einer frischen Liebe erinnert. Er hatte nicht daran geglaubt, daß es nun lange Frieden sein sollte, als vor zehn Jahren die reitenden Boten von Münster und Osnabrück ankamen. So war denn bis zum Vorjahr jeden Abend die Zugbrücke in die Höhe gezogen — „des Gesindels wegen“, wie Herr von Bülow zur Entschuldigung zu sagen pflegte. Das war freilich auch ein stichhaltiger Grund, denn Schnapphähne und Landstreicher machten die Gegend noch lange unsicher. Aber im Innern hatte Herr Bülow doch geglaubt, daß eines Tages oder Nachts plötzlich wieder schwedische Reiter vor Reddensen erscheinen und nach dem Familiensilber fragen würden.

Stechinelli ritt über die Brücke in den Hof und sprang vom Pferd. Ein kleiner, schmutziger Hofjunge kam auf seinen Zuruf näher, und Francesco erkundigte sich bei ihm, ob die Damen im Hause seien. Der Junge sah ihn starr an, so daß Francesco in Verlegenheit war, was er anfangen sollte. In diesem Augenblick öffnete sich eine Tür in dem Torbogen, den Francesco eben durchritten hatte.

Benedicte und Beate von Bülow traten in den Hof. „Das ist ein glücklicher Zufall“, rief Francesco den erstaunten Schwestern entgegen. „So werd' ich als Vorreiter Eures Vaters in Reddensen wenigstens würdig empfangen.“

Die Schwestern freuten sich sichtlich über den Gast.

„Das ist recht, daß Ihr Euch einmal bei uns in der Einsamkeit zeigt“, rief Beate. „Menschen sind rar hier, und die, die kommen, um den Vater zu besuchen, sind alt und langweilig. Auch der Vetter Wehrenholz.“

„Beate“, sagte Benedicte kurz. „Herr von Wehrenholz ist zweifelsohne sehr freundlich.“

„Sehr freundlich", lachte Beate, „so freundlich, daß er uns beide gewöhnlich verwechselt."

Stechinelli reichte den Schwestern die Hand. Beate hielt sie fest und schüttelte sie, Benedicte entzog ihm die ihre sogleich wieder.

„Wir wollen ein wenig ins Holz gehen", meinte Beate.

„Der edle Junker muß erst speisen", sagte die Schwester, „bis zum Abend ist es lang."

„Zumal, da der Herr Kammerpräsident erst gegen neun hier anlangen wird. Der Geheime Rat Kipius hält ihm Vortrag."

„Ach, du meine Güte. Nun, wenn Kipius auf ihn eingeredet hat, dann haben wir viel zu tun, um den Vater ein wenig aufzuheitern."

Beate warf plötzlich den Kopf zurück, zog die Unterlippe nach unten, machte einen krummen Rücken und legte die Hände darauf. Sie machte den Geheimen Rat Kipius nach.

„Ist mir eine große Freude, den Herrn Kammerpräsidenten so wohl zu sehen — hihi. Sind wohl dero Fräulein Töchter? — hihi. Werden immer größer — hihi. Zu sonderlich — hihi. Immer größer — hihi. Immer größer — hihi.

Francesco lachte aus vollem Halse. Benedicte mußte wider Willen auch lachen, sagte aber zu ihrer Schwester: „Du bist auch zu ungezogen. Du sollst doch nicht die Menschen immer nachmachen. Du weißt ja auch gar nicht, ob der edle Junker den Geheimen Rat nicht sehr liebt."

„Dann kann er gleich wieder abreiten — hihi. Kann nach Hannover reiten — hihi. Wäre zu sonderlich — hihi."

„Beate!"

Stechinelli bemühte sich zu versichern, daß Kipius ihm ganz gleichgültig, ja eigentlich nur aus seiner

von Fräulein Beate gezeichneten Unterhaltung bekannt sei.

„Er hat schwere Schicksalsschläge gehabt, deshalb ist er so merkwürdig geworden“, meinte Benedicte und ging ins Haus voran, während Beate wieder in der Art von Kipius hinter der Schwester herschritt. Als diese sich aber umwandte, nahm sie rasch wieder ihre gewöhnliche Haltung an.

„Ihr sollt unsere Mutter kennenlernen“, sagte Benedicte. „Mit ihr müßt Ihr Euch gut stellen. Sie ist allmächtig in Reddensen.“

Frau von Bülow saß am Fenster, das auf den Graben der Vorderfront hinausging und arbeitete an einer zierlichen Perlstickerei, wie sie in jener Zeit häufig angefertigt wurden. Als sie den Kopf hob, um die Eintretenden zu mustern, richtete sie die Augen forschend und doch unauffällig auf Francesco.

„Das ist der Sekretär des Herzogs, Mutter, den der Vater uns als Boten zusendet. Ihr erinnert Euch seiner wohl noch aus Hannover.“

Frau von Bülow reichte dem Gaste die Hand, ihre schmale, lange Hand mit den mandelförmigen Fingernägeln. „Seid uns herzlich willkommen in Reddensen. Es ist freilich nicht so erheiternd hier, wie am Hofe von Hannover. Aber Ihr werdet Euch freuen, einmal dem Getriebe fern zu sein. Beate“, wandte sich Frau von Bülow an die jüngere Tochter, „sorge dafür, daß ein Gastzimmer bereitet wird.“

„Ganz besondere Ehre — hihi — vornehmen italienischen Junker — hihi — soll im Fürstenzimmer schlafen — hihi — wird immer größer — hihi — gar nicht kleiner — hihi.“

Benedictes Augen funkelten. „Jetzt hör aber endlich auf, Beate. Allmählich ist es langweilig.“

Frau von Bülow sah ihre älteste Tochter erstaunt an; Benedicte wandte sich von der Schwester ab. „Sie ist so töricht, Mutter, sie macht immer den Geheimen Rat Doktor Kipius nach.“

Beate war inzwischen hinausgegangen. „Sie ist ein richtiges Kind, Mutter.“

Frau von Bülow lächelte. „Und du belehrst sie wieder einmal! Inzwischen zeigst du vielleicht unserem Gaste das, was es hier zu sehen gibt.“

„Er hat nichts gegessen, Mutter. Erst will ich ihn einmal füttern. Kommt, Junker.“

Sie hielt ihm die linke Hand hin, wie man es bei einem Kinde tut, das man spazieren führt. Er legte seine rechte Hand in die ihre, und so führte sie ihn die kleinen Treppchen hinunter und hinauf in den Speisesaal, in dem die Ahnenbilder und die Hirschgeweihe Kunde gaben von dem Alter und der vornehmen Stellung dieses Geschlechts. Denn erst in jener Zeit wurde es Gewohnheit in Norddeutschland, daß sich auch Bürgerliche porträtieren ließen; die hohe Jagd aber war noch immer ein ausschließliches Vorrecht des Adels.

Benedicte hatte eilends verschiedene Lebensmittel aus dem großen Eichenschrank geholt. Ein rosiger Schinken stand vor dem Gast, Butter, schwarzes Brot und leichtes Bier ergänzten das Mahl.

„Nun eßt“, sagte Benedicte. „Ihr habt es verdient.“

Du beglückender Atem einer geordneten Häuslichkeit, umfächelst du den Gast? Zeigst du dich ihm in deiner ganzen Stärke, um so mehr, als eine dreißigjährige Bestialität dich in Deutschland fast zur Sage gemacht hat? Grüßt du ihn von den Krügen, aus den Ecken dieses ernsten Raumes, reitest du auf dem Rücken der großen, weißen Katze, die durch das Zimmer schleicht, hakst du den Sonnenstrahl ein, der durch das offene Fenster huscht, und bedienst du dich

seines Glanzes, um die Sauberkeit der Geräte und die Ordnung der Fächer besonders hervorzuheben? Die große Katze legt sich in die Sonne; sie schnurrt und blinzelt mit den Augen, während der Sonnenstrahl ihr Fell bestreicht.

Das ist deine Welt, Benedicte. So mußtest du leben. Die Räume, die du durchschreitest, sind geweiht vom Salböl der Tradition. Du paßt in diese Zimmer, als ob sie mit dir verwachsen seien, ihr Kinder einer gemeinsamen Familienentwicklung. Es ist durchaus nicht alles schön, was in den Zimmern von Reddensen umhersteht. Aber die geschmacklosesten Sachen werden geheiligt durch eine reizende Anekdote, die damit verknüpft ist, durch die Erinnerung an einen bedeutenden Mann, einen gelehrten Freund. Die Ahnenbilder sind meist hölzern, aber die Leute, die dargestellt sind, waren Typen. Kein Genius unter ihnen, aber auch kein Lump. Kanzler, Räte, Offiziere: Menschen, von dem eisernen Pflichtgefühl, das sich mit großen Betrachtungen über den Zweck des Lebens nicht abgeben will. Männer, die sich sagten: „Das Spekulieren geht mich alles nichts an. Nach dem Tode muß ich auch noch was erleben. Hier wollen wir arbeiten. Das ist auf jeden Fall kein Fehler.“ Und Frauen, die dasselbe dachten, nur ein bißchen beschränkter, und die alles auf eine mehr kirchliche Formel zu bringen suchten.

Aber diese Menschen hatten praktisch das eine begriffen, was spätere Zeiten nie begreifen konnten: „Unser Verstand ist ein viel zu geringes Werkzeug der erschöpfenden Erkenntnis. Ebensowenig wie du mit einem einzigen Stein ein Haus bauen kannst, ebensowenig kannst du mit deinem Verstand das allerletzte erkennen. Läßt du die Versuche nicht, so endest du bei der Verzweiflung oder beim Mystizismus. Folge daher still dem ernsten Drange in

dir und versuche, ihn in die Gleise schöner, folgerichtiger Regelmäßigkeit zu führen. Dann taugst du dir und den anderen.“

Ihr, deren Leben von Jugend auf in solche Bahnen gelenkt ist, ihr wißt nicht, was ihr voraus habt vor denen, die die Zucht, die echte, innere Zucht nicht gelernt haben. Und wenn solche Menschen dann einmal in euren Kreis kommen, dann fühlen sie besonders, was ihr vor ihnen voraus habt. Aber ...

Wer sich völlig selbständig durchringt, all das, was dort Tradition ist, in sich selbst erlebt, der ist wohl der allerwertvollste Mensch. Wie wenige haben aber die Kraft dazu!

Benedicte hatte dem Gast von den Hirschen erzählt; sie hatte über ihre Blumen gesprochen, und nun forderte sie ihn auf, ein paar Schritte mitzugehen. Stechinelli ließ sie sprechen und begleitete sie.

Er horchte auf den Ton ihrer Stimme. Es war, als ob dasselbe Klingen in ihr spräche, wie er es an einem Frühlingsmorgen empfand, wenn die Luft so ergreifend blau über der Welt schwebt, wenn die gelben Weidenkätzchen an den jungen Zweigen hängen und die Wiese ein duftendes, sattes Grasgewoge ist.

Er ging an der Seite dieses edlen Mädchens. Wie schön sie war! Sie wandte beim Sprechen nie den Kopf zu ihm, sondern sah geradeaus, und ihr Begleiter wagte auch nur ganz verstohlen, einen Blick auf dieses klare Profil zu werfen.

Wie mit der Feder gezeichnet waren die Züge des Gesichtes, bestimmt und doch nicht hart, als ob sie der große Meister Albrecht Dürer geschaffen hätte. Wie schwungvoll waren diese Linien geführt! Wie standen sie zueinander in zarten Wechselwirkungen, diese schwach gebogene Nase, diese wogenden Lippen, diese Brauen von der Feinheit junger Weidenblät-

ter. Welch unsagbare Wandelungsfähigkeit lag in ihren Augen, die Iris war ein seltsamer Stern, von einem lichten Blau gleich den zarten Schmuckfedern des Hähers. Ihr Haar hielt ein goldenes Netz zusammen. Stechinelli dachte an ein Bündel Sonnenstrahlen, als es unter dem Druck ihrer Hand sich hob und plötzlich aufleuchtete.

O ihr Frauen, deren Körper ein einziger Rhythmus ist, zitternd in der Harmonie der Bewegungen, Ihr seid wie ein Geschenk des Himmels in der Härte des Daseins. Welch Entzücken, wenn ihr schreitet. Es ist, als müßte euer Körper klingen in den weichen Tönen der Harfe. Jede Neigung eures Hauptes findet ein süßes Echo in dem feinen Zittern der Glieder, und ein liebeheißes Zucken eures Herzens streicht durch euren Körper und endet in dem berauschend schönen Spiel eurer Hände ...

Dieses Spiel der Hände begann auf dem Hügel vor Reddensen. Man kann heute von dort das Schloß von Celle sehen mit seinen gedrückten Kuppeltürmen. Die Birkenallee zieht noch ebenso wie damals durch das Land, und wenn die Heide im Sommer blüht, dann ist die Welt dort noch heute ein Kampf zweier Farben: des Ätherblaus und des Rosaviolettes dieser blühenden Weite.

Benedicte von Bülow steht dort auf dem Hügel bei Reddensen. Ein leichter Wind preßt das blaue Tuchkleid an ihren Körper, und sie ist schön wie die Prinzessinnen in den Märchen. Sie zeigt dem Gaste mit ihren zarten Händen die fernen Städte, und ihre Stimme hat etwas Freundschaftliches.

„Das dort ist Hannover“, sagte sie. „Der Ort Eurer Tätigkeit.“

„Es ist eine schöne Stadt“, antwortet Francesco.

Benedicte denkt an ihren Vorsatz, Francesco auf

einen guten Weg zu leiten. „Es soll gar locker darin zugehen“, sagt sie schüchtern.

„Ja.“

„Die edelsten Leute sollen in dem Treiben befangen sein.“

Francesco denkt: wenn ich nun frage: „Was für ein Treiben?“, dann weiß sie mir keine Antwort zu geben. Ihn reizt es, zu erfahren, was sie sagen wird. Und er fragte, wie wißbegierig: „Was für ein Treiben?“

Benedicte sieht ihn an.

„Weshalb wollt Ihr mich in Verlegenheit setzen, Junker? Ich brauch Euch doch bei Gott keine Details zu sagen. Ich sag es ja auch nicht aus Klatschsucht, sondern ich möchte Euch auf einen guten Weg helfen.“

Francesco ist betroffen. Die Antwort hat er nicht erwartet. Und er hebt den Kopf und sieht, wie die schönen Hände sich bewegen, während die Augen in die Ferne starren. Er sieht, wie die Hände sich rechtwinklig von den schlaff herabhängenden Armen abspreizen, wie die Finger sich krümmen, leben und zittern . . . wie der ganze Kampf dieses Herzens sich widerspiegelt in den Händen.

Du bist heilig, Benedicte, denkt Francesco. In ihm kämpft etwas. Er möchte ihr erzählen von seinem Ringen, was er erleidet in dem heißen Ringen, wie seine jungen Sinne toben, wie er das große, große Ereignis sucht. Und dann schießt das Weh durch sein Herz. Was nützt es, wenn ich es ihr auch sage? Sie versteht es ja doch nicht. Sie hat die scheue Abneigung davor, als vor dem Häßlichen, Unbekannten. Sie weiß nicht, daß ihr zuckendes Sehnen aus genau derselben Quelle stammt, wie die leidenschaftlichen Tollheiten des italischen Junkers. Francescos Lippen möchten sich öffnen, um ihr zu gestehen, daß sie ein Wesen aus himm=

lischen Landen sei. Es wird ihm schwer, das nicht zu tun. Aber er hat sich vorgenommen, diesen Kampf bis zum Ende durchzuführen. Nur davon verspricht er sich eine innere Befriedigung.

Er lächelt.

„Ihr wollt mich auf einen anderen Weg bringen, edles Fräulein", sagt er, „und doch wisset Ihr nicht, ob es der richtige ist. Kann man einen Falken vor einen Pflug spannen?"

„Euer Beispiel ist kühn. Wär ein Narr, der das tät. Aber Euer Beispiel hinkt. Ich verlang ja nichts Unmögliches von Euch. Man kann einen Falken wohl zähmen. Und einem Menschen wohl Zügel anlegen, auf daß er nicht planlos in die Welt tolle."

„Liegt Euch so viel an meiner Seele?" fragte Stechinelli unvermittelt, und doch fühlt er, wie seine Stimme zittert.

„Glaubt Ihr, ich mühete mich sonst?"

Das ist ruhig und klar gesagt, ohne die Absicht irgendeiner Gefallsucht. Aber Francesco kämpft doch den schweren Kampf, daß er nicht weitergehe, daß er nicht seine Liebe erklärte.

Er wendet die Unterhaltung und weist nach Norden.

„Da oben liegt mein eigentliches Stammland."

Benedicte sieht ihn fragend an.

„Das ist das alte Land der Lombarden. Um Bardowiek. Von dort sind meine Voreltern nach dem Süden gezogen. Und die edele Venezia ist nichts anderes als eine Enkelin des kleinen Bardowiek."

„Ein weiter Schritt vom Bardowieker Ziegeldom bis zur Markuskirche, vom Welfenlöwen zum Markuslöwen."

„Dort unten sind dem Markuslöwen Flügel gewachsen", sagt der Junker mit Stolz.

„Löwen mit Flügeln sind wider die Natur", antwortet Benedicte, und Stechinelli fühlt den feinen

Stich. Die geschickte, dialektische Wendung entzückt ihn, und er lächelt wieder still vor sich hin.

Sie gehen langsam den Hügel hinab. Benedicte pflückt ein paar Feldblumen; Stechinelli bleibt stehen, wenn sie sich hinkauert. Er genießt ihren Anblick wie ein Kunstwerk.

Am Wege zwischen dem Hügel und dem Walde oberhalb Reddensen steht eine einsame, kleine Birke. Sie wird oft vom Winde zerzaust, und sie sieht aus, wie eine arme, kleine Braut, die mit Spott und Hohn von der Kirchentür vertrieben ist. Sie hat etwas Schüchternes, Gedrücktes, und durch ihren Körper läuft ab und zu ein Schauder.

Unter dieser Birke kniete Peter Röns, der alte Präzeptor, als Benedicte und Francesco den Weg zum Walde einschlugen. Stechinelli entdeckte ihn zuerst und wollte Benedicte unauffällig bestimmen, einen anderen Weg einzuschlagen. Sie gedachte aber, ihrem Gaste die alten Buchen hinter Schloß Reddensen zu zeigen, und so geschah es, daß sie Peter Röns bald gewahr wurde.

Sie zuckte zusammen. „Dort ist ein Irrer, Peter Röns. Er war Präzeptor bei meinem kleinen Bruder. Laßt uns vorbeigehen."

„Ich sah ihn vorhin schon im Dorf", entgegnete Stechinelli, „er ist wohl hierhergelaufen, weil die Bauern ihn gequält haben."

Sie waren der Birke nahegekommen und hörten die zerflatterten Worte, die der Irre dem Stamme des Baumes zuflüsterte.

Benedicte horchte auf. „Ich höre immer meinen Namen. Hört Ihr nicht, Junker?" Sie war stehengeblieben, während vom Stamme der Birke die quälenden Worte herüber schollen:

„Angebetete Jungfrau Benedicte, heiliger Stern ... gestattet mir, daß ich den Saum Eures grünen

Gewandes küsse. Ich möchte mich im Staube wälzen, um einen Blick aus Euren Augen zu erhaschen."

Benedicte war vor Staunen und Schrecken stehengeblieben und hatte mit beiden Händen den Arm ihres Begleiters erfaßt, daß es Francesco heiß überlief.

„Junker", zitterte das Mädchen, „hört Ihr, was er sagt?"

„Ja."

„Junker", fuhr Benedicte fort, „habt Ihr von ihm sonst gehört? Sprach er auch sonst schon von mir?"

„Ist es Euch wirklich unbekannt", entgegnete Francesco mit leichter Scheu, „daß er aus Liebe zu Euch den Verstand verloren hat? Er ist doch wegen seiner Liebe von Reddensen weggejagt."

„Mein Gott, mein Gott — ich weiß ja nicht ein einziges Wort davon. Hab' gedacht, der Vater hätte ihn entlassen, weil Jobst Heinrich auf die lateinische Schule nach Hannover sollte."

„Hat Euch Röns nie Verse gereicht?"

Benedicte fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Hat er wohl, aber ich hab' sie für ein Vergnügen genommen, ich habe gedacht, es sei ihm eine Freude, Verse zu schreiben, wie es so viele tun."

Das Stöhnen des Kranken drang mit erneuter Heftigkeit an die Ohren der beiden.

„Laßt uns zurückgehen", schlug Francesco seiner Begleiterin vor, „helfen könnt Ihr doch nicht, und dieses Jammern wird Euch nur zur Qual."

Benedicte schüttelte den Kopf. „Daß ich mein Leben lang mit dem Gedanken umgehen müßte: ‚hier war durch dich ein ganzes Leben zerstört, und im Augenblick, wo du erfahren konntest, wie das alles geschehen ist, bist du weggelaufen.' Nein, Junker, es ist bei Gott nicht mein Verschulden, aber Gott wird mich nicht hier in die Nähe geführt haben, da-

mit ich wieder weglaufen soll. Ich will alles wissen. Begleitet mich."

Sie trat an den Irren heran, der auf den Knien unter dem Baume rutschte und die grünen Blätter der Birke küßte. „Adorable Jungfrau — Benedicte — mein Stern", wimmerte er.

„Was tut Ihr da?" fragte ihn Benedicte, während ihre Stimme vor Erregung versagte.

„Seht Ihr's nicht, seht Ihr's nicht, ich küsse der edlen Jungfrau Benedicte von Bülow das Gewand, den Saum ihres heiligen Kleides." Er richtete das erloschene Auge auf Benedicte und hielt ihr ein paar Blätter hin. „Das ist ihr Gewand, ihr grünes Gewand, das sie des Sonntags in der Kirche trägt." Der elende, abgezehrte Körper bebte, die mageren Hände preßten die Blätter aneinander, und die bläulichen, welken Lippen zitterten.

„Oh", schrie er, „Ihr kennt sie nicht, sie ist schöner als der Tag, schöner als die lauen Sommernächte oder der vom Mondlicht beglänzte Schnee. Und wenn sie dahinschreitet, so leicht, daß keine Blume unter der Last ihres Körpers erbebt, dann klingt aus ihren Schritten der Gruß in alle Welt: ‚Friede auf Erden.'"

Benedicte wußte nichts von dem Leid, das dieser Arme um sie erlitten hatte. In ihrem Herzen stieg nur das große Mitleid empor, vereint mit jenem Gefühl der Schuld, das feinen Geistern sich anheftet, selbst, wenn sie in irgendein unglückliches Ereignis ohne ihr Verschulden verstrickt sind. Ihr religiöser Sinn wurde in Mitleidenschaft gezogen; sie fühlte die Hand Gottes nahe, sie empfand, daß Gott sich direkt an sie wandte.

Benedictes Protestantismus war von einer ergreifenden Innerlichkeit, und ihre Religiosität stark und echt. Sie sah die Qualen des unseligen Mannes, der vor ihr lag, und ihr ganzes Bestreben ging

darauf hinaus, dieses Schwere zu lindern, soweit es in ihren Kräften stand.

Sie hatte sich leicht nach vorn geneigt.

„Peter Röns“, sagte sie halblaut.

Da vollzog sich in diesem armen, verwirrten Kopfe ein furchtbarer Prozeß. Er drückte sich aus in den verkrampften Mienen, in dem Vorquellen der Augen und in dem zögernden Öffnen des Mundes. Ein gellender Schrei zitterte von diesen welken Lippen. Der Kranke sprang halb empor und stöhnte: „Benedicte.“

Sie hatte sich über ihn gebeugt.

„Peter Röns“, sagte sie mit tiefer Trauer in der Stimme. Peter Röns bog sich wie im Starrkrampf. Dann brach der Körper in sich zusammen. Das sterbende Auge richtete sich groß und voll auf Benedicte.

Sie neigte sich ganz zu ihm und küßte ihn auf die Stirn. Wie ein Sonnenleuchten ging es über das Antlitz des Sterbenden. Seine Züge verklärten sich. Dann zuckte er ein wenig.

Peter Röns war tot.

Es war still geworden. Der laue Sommerwind streifte über diese blühende Heide, er koste die arme, verlassene Birke, und er strich wie besänftigend über die zerfurchten Züge des Verstorbenen.

Die beiden jungen Menschen standen schweigend vor dem Toten. „Ist er verschieden?“ fragte Benedicte nach einiger Zeit leise, denn sie hatte außer Herrn von Grapendorf noch nie eine Leiche gesehen.

„Er ist tot“, antwortete Francesco.

Benedicte sah still vor sich hin. „Junker, dort unten, vor Reddensen, mähen unsere Knechte das Korn. Geht hin und sagt ihnen, sie sollten den Leichnam ins Haus bringen, damit ihm dann ein ehrliches Begräbnis zuteil werde.“

Francesco nickte und ging hinab, um die Knechte zu holen.

Benedicte blieb allein. Die schöne Benedicte von Bülow, die Tochter des Kammerpräsidenten und Geheimen Rates Paul Joachim von Bülow, hielt die Totenwache bei der Leiche des vertrunkenen Präzeptors Peter Röns, der von ihrem Vater davongejagt und ein Spott der Bauern geworden war.

Nach einer Weile kehrte Francesco mit zwei Knechten zurück. Sie sprachen laut und lebhaft.

„Peter Röns, das versoffene Schwein, das ist gut, daß er tot ist", meinte der eine.

Beide grüßten Benedicte ehrfurchtsvoll.

Dann faßten sie die Leiche unter den Armen an und zogen sie über den staubigen Fußweg durch das blühende Heidekraut den Berg hinab.

Das ist also der Schluß der Tragödie, dachte Francesco. Ein paar Bauerntölpel schleifen die Überreste des Liebenden durch das dürre Heidegras. Und alles andere war Trug, quälende Vorstellung; ein aus Mitleid hingehauchter Kuß hat diese armselige Welt so in ihren Grundfesten erschüttert, daß sie aus ihren Fugen ging.

Wie fein, wie zart, wie überlegen kommt sich Stechinelli vor mit seinem wohlweisen Vorsatz, den Kelch nie bis an die Lippen zu führen, und die Erfüllung seines Sehnens nur in der unausgesprochenen Harmonie der Gefühle zu sehen. Er glaubt, die Tiefe dieses Problems Liebe damit erschöpfen zu können — er glaubt klüger zu sein, als der arme Peter Röns, der jeden Baum umhalste, und dessen Überreste diese Bauernburschen eben durch die blühende Heide gezerrt haben.

An Benedicte denkt er vorläufig nicht. Weder an ihr Hoffen, noch an ihre Qual. Er denkt nicht daran, daß er sie leiden macht. Er sieht die höchstmöglichste Seligkeit in der Bewunderung ihrer Stimme, in dem Schauder, der ihn durchschleicht, wenn sie dahinschreitet.

Es ist das erstemal in seinem Leben, daß er verzichtet. Das erstemal, daß er nicht gierig alles, was ihm erreichbar ist, an sich reißen und genießen will. Schon deshalb hält er diesen Verzicht auf jeden Fall für etwas Großes und Wertvolles.

Das junge Mädchen neben ihm wandert still den Weg entlang. Der Tod des Präzeptors ist an ihr wie ein Hauch vorübergegangen, denn der Tod ist chevaleresk gewesen und hat in Gegenwart einer schönen Dame keine häßlichen Szenen aufgeführt, sondern er ist in der Gestalt seines Bruders, des Schlafes erschienen.

Aus all diesen Dingen tritt ihr nur ein Gedanke greifbar hervor: der Gedanke an Francesco.

Nun glaubt sie, daß der Himmel sich öffnen müsse, um über sie eine Flut von Rosen zu gießen. Sie sieht Wolken mit goldenen Rändern, und sie empfindet einen süßen, belebenden Hauch in der Natur, über dessen Herkunft sie sich keine Rechenschaft zu geben vermag.

Sie weiß nur, daß sie Francesco Maria Capellini aus dem Hause Stechinelli liebt, liebt mit der stillen Größe ihrer unberührten Mädchenseele. Und sie wäre bereit, einer Welt zu trotzen — mit ihm. So lange sie an seiner Seite weilen darf, will sie nicht erkennen, daß etwas zwischen ihnen beiden steht. Sie will nur den Reiz seiner Gegenwart trinken und vorläufig alle anderen Gedanken abwehren. Später, wenn sie allein ist, werden die Gedanken ja doch über sie herfallen wie wilde Tiere.

Jetzt aber fühlt sie nur, daß sich unsichtbare Ketten von lichten Bäumen zwischen ihr und ihm geknüpft haben. Und während sie beide durch den Wald nach Reddensen zurückschreiten, jagen ihre Träume voraus in eine schöne Zukunft und bereiten ihr ein Glück — in einem Traumlande.

VIII

Gegen Abend langte der Geheime Rat von Bülow in Reddensen an, und mit einem Fluch auf Doktor Kipius stieg er vom Pferde.

„Habt es besser, Junker", sagte er zu Stechinelli, als ihm dieser mit Benedicte aus der Tür entgegentrat. „Soll zwar sein eigen Kroppzeug nicht loben, aber besser als der gelahrte Doktor Kipius sind die Mädels doch."

Benedicte versuchte beleidigt auszusehen, Beate, die gerade dazu kam und die Bemerkung noch gehört hatte, machte einen zierlichen Knicks und sagte: „Der Geheime Rat sind zu gütig, so höflich und zierlich in dero Komplimenten. Ganz alte Schule."

Die drei anderen lachten, und dann ging Herr von Bülow zu seiner Frau, um sich mit ihr ein wenig zu unterhalten. Francesco suchte sein Gastzimmer auf, wo er sich zum Abendessen umkleidete.

Er öffnete das kleine, bleigefaßte Fenster und sah hinaus in den bläulichen Sommerabend. Die Bäume dufteten, am graublauen Abendhimmel standen harmlose Wölkchen, und auf dem Schloßgraben spielten die Mücken. Es war, als ob eine große, erschöpfte Ruhe sich über dieses Land gebreitet hatte, eine Ruhe, die an solchem Abend sich auch über den Menschen breitet, der sich dem Sinnen und süßen Träumen hingibt.

Francesco hatte sich auf die Fensterbank gesetzt und sah zu, wie die ersten Sterne am Himmel aufleuchteten. Es war ein so schönes Gefühl, sich dieser schönen Natur eins zu fühlen, in erdenferner Stille.

Leise Stimmen weckten ihn aus seinen Träumen. Die beiden Schwestern unterhielten sich. Ihr Zimmer schien schräg unter dem seinen zu liegen, und der Eckturm, der zwei Seiten des Schlosses flankierte, barg inwendig einen Erkerplatz, der vermutlich zu ihrem Zimmer gehörte. Francesco hatte diesem Erker den Rücken gewandt; er hielt es auch nicht für notwendig, sich zu erheben; er sog die süße, erschlaffende Müdigkeit des Sommerabends ein und achtete der Worte, die da unten fielen, vorläufig nicht anders wie ein paar lichter Blütenflocken, die an einem im Frühjahr vorüberwirbeln.

Benedicte mußte nach dem Tonfall der Stimme im Erker stehen, Beate war vermutlich in der Tiefe des Raumes beschäftigt. Die Unterhaltung war lebhaft und angeregt und handelte von Francesco.

Es war kein Wunder, daß der Direktor der herzoglichen Kanzlei seinen Posten nicht verließ, als er hörte, daß von ihm gesprochen wurde, und daß er sogar horchte, was die beiden Mädchen über ihn sprechen würden.

Beates Stimme war ein wenig erregt, und doch lag eine gewisse Heiterkeit darüber.

„Er ist wohl sehr freundlich, der Herr Direktor der herzoglichen Kanzlei?“ fragte sie ihre Schwester.

„Jedenfalls ebenso freundlich wie Herr von Wehrenholz.“

„Und vorhin, auf dem Hofe, warst du es, die Herrn von Wehrenholz als besonders freundlich bezeichnete“, entgegnete Beate.

Benedictes Stimme klang ein wenig hart, als sie ihrer Schwester entgegnete, daß sie es nicht richtig fände, in Gegenwart eines Fremden den Nachbar und Vetter abzuurteilen.

Beate lachte. „Wenn Herr von Wehrenholz nun beim Vater um dich anhielte, was würdest du tun?“

„Sehr traurig sein, liebe Beate.“

„Des italischen Junkers wegen?“

Es kam keine Antwort aus dem Erker.

Nach einiger Zeit fuhr Beate fort: „Ich wäre nicht traurig, wenn Werner Wehrenholz um meine Hand bäte. Ein Mädchen muß heute froh sein, wenn sie überhaupt einen Mann findet. Und Wehrenholz ist von gutem Adel, wohlhabend und nicht häßlich.“

Wieder schwieg Benedicte, und Stechinelli glaubte sie zu sehen, wie die Augen starr geradeaus sahen, in die Nacht hinein. Er glaubte zu wissen, daß sie ihre Augen auf den Nordstern gerichtet hatte, und er suchte ihn ebenfalls, damit sich ihre Blicke in seinem Leuchten träfen.

„Ich werde lieber Chanoinesse in Ebsdorf oder Lüne“, sagte Benedicte nach einer Weile.

„Aber dein italischer Kavalier lebt doch auch noch“, lachte Beate.

„Der nimmt mich nie.“

„Benedicte, Schwester, wie bist du weise!“

„Nicht so, Beate. Ich mag ihn gern. Werd mich vielleicht auch krank nach ihm sehnen. Aber zum Ehgemahl wird er mich nie wählen. Und weil ich ihn nur noch kurze Zeit sehen werde, deshalb genieße ich in vollen Zügen das Glück seiner Gegenwart.“

„Warte es ab, Benedicte. Er scheint mir ein Mann für dich. Er ist von edlem Geschlecht aus Venezia. Daß er ein Bettelknabe gewesen sein soll, halt ich für boshaftes Geschwätz. Sonst wären, meiner Seel, die Bettelknaben in Venezia vornehmer denn die Edelknaben in Hannover. Er genießt des Herzogs Vertrauen. Er ist klug und würde dich wohl verstehen. Wahrlich, er ist ein Mann für dich.“

Stille. Francesco hörte das Rauschen des Nachtwindes in den Blättern, er hörte das Quaken der Frösche im Graben. Und auf seiner Hand lag das erste Licht des aufgehenden Mondes.

Dann flüsterte Benedicte ganz leise.

Der Junker horchte angespannt. Die Worte fielen ihm nicht mehr zu wie Blütenblätter im Lenz. Seine Nerven waren gespannt und er bedachte nicht, daß Horchen häßlich ist.

„Beate, wenn er auch der Mann für mich ist, so bin ich doch wohl nicht die Frau für ihn."

„Benedicte!"

„Nein, Beate. Ich glaub nicht, daß es die gibt."

„Warum nicht?"

„Weil die Frau, die er die seine nennt, für ihn nur die Sehnsucht nach der kommenden bedeutet."

Francesco hatte genug gehört. Er kleidete sich rasch um und dann stieg er in das Erdgeschoß hinab, wo er Herrn von Bülow im Speisezimmer bereits antraf.

Die Kerzen auf der Tafel waren soeben angezündet, und der weiche, rosige Glanz der Wachslichter schwamm auf den silbernen Tellern und Bestecken, auf den Kannen, Krügen, er überhauchte das hausgefertigte Leinen und glänzte auf den nachgedunkelten Ahnenbildern.

Welche Feierlichkeit liegt über einem sorgfältig gedeckten Tisch! Wenn sich irgendwo im Hause die Kultur der Hausfrau rückhaltlos beweisen kann, dann ist es hier! Wie ist sie aber bevorzugt, wenn sie von den seit Generationen angehäuften Schätzen nur einiges auf die Tafel zu stellen, wenn sich ihr Geschmack allein in der Auswahl aus dem Vorhandenen zu betätigen braucht!

Frau von Bülow hatte wie zögernd vor dem Silberschrank gestanden und hatte der Magd endlich zwei große Leuchter gereicht; schlanke, silberne Säulen, an deren Fuß das Bülowsche Wappen angelehnt war, die vierzehn goldenen Kugeln im blauen Felde. Ein paar flache Schalen für Obst und Konfekt hatte sie dazu gegeben, eigentlich nur, weil es Stücke von

großem, künstlerischen Werte waren. Peter Vischer von Nürnberg hatte sie vor hundert Jahren gefertigt, als Werner von Bülow die Margarete von Beulwitz ehelichte.

Frau von Bülow wußte, daß der italische Junker ein feines Verständnis für dergleichen Dinge besaß. Man erzählte in Hannover vielerlei von seinen seltsamen und wertvollen Sammlungen. Und daher hatte sie der Magd noch ein paar Salzfässer von schöner französischer Arbeit ausgehändigt.

Nun zeigte der Geheime Rat seinem Gaste vor Tisch noch die Klingen, derentwillen Stechinelli ja eigentlich nach Reddensen gekommen war. Es waren Waffen von besonderer Schönheit, teils Ehrengeschenke, teils ererbte Stücke. Die Ziselierung der Toledaner Degen war mustergültig, und die unverkennbare Meisterhand Torris sprach aus der „épée d'honneur", die der Kammerpräsident einst von der Königin Christine von Schweden erhalten hatte.

„Ist aber sonsten ein gar verrücktes Frauenzimmer", lachte Herr von Bülow. „Hat vor Jahren ihrem Hofhistoriographen ein Essen nach den Rezepten der Römer und Griechen gegeben, so daß der arme Gelahrte acht Tage auf dem Tode gelegen hat."

Stechinelli entgegnete, daß ein klassisches Mahl in Venedig nichts Seltenes sei, nur nähme man insofern Rücksicht auf die Gäste, als man die Rezepte etwas verändere und die Speisen dem gegenwärtigen Geschmack näher bringe.

Benedicte und Beate traten in das Zimmer und beteiligten sich an der Unterhaltung. Man lachte über die Schrullen der Königin Christine, spottete ein wenig über ihre Gelehrsamkeit, und auch Frau von Bülow, die sich mittlerweile eingefunden hatte, konnte sich des Lachens nicht enthalten, als Beate die

Königin, die sie in Hannover gesehen hatte, täuschend nachahmte und dazu mit den sonderbarsten lateinischen Zitaten um sich warf.

„Nun wollen wir aber zu Tisch gehen", sagte die Hausfrau, „denn sonst macht uns Beate unaufhörlich die Königin vor."

„Crimen laesae majestatis — hohe Freundin, regina sum, sed pater incertus, sagt schon Ovidius, mein Freund. Me hercule ..."

Diese Rede wurde durch das Eintreten eines Dieners unterbrochen, der meldete, daß der edle Herr Werner von Wehrenholz angelangt sei. Der edle Herr bäte, seine Reverenz machen zu dürfen.

Herr von Wehrenholz folgte dem Anmeldenden auf dem Fuße.

Wehrenholz war ein hagerer, etwa dreißig Jahre alter Mann mit strohblonden Haaren und wasserblauen Augen. Da die Augenbrauen ebenfalls hellblond waren, hatte das Gesicht einen völlig nichtssagenden Ausdruck. Stechinelli bestaunte die Ungeschicklichkeit der langen Gliedmaßen. Es schien, als ob ihr Besitzer gleichzeitig nur auf eins der Glieder achten konnte, denn wenn er die Hand reichte, war es sicher, daß der Fuß an einem Stuhl hakte oder einer Dame auf das Kleid trat.

Frau von Bülow bat Herrn von Wehrenholz, mit an der Abendmahlzeit teilzunehmen.

So saß Stechinelli dann bei Tisch neben Frau von Bülow und Benedicte, während Herr von Wehrenholz seinen Platz zwischen den beiden Schwestern erhalten hatte.

Die Unterhaltung war fließend und lebhaft. Stechinelli galt als feiner Unterhalter, und er wußte mit Verbindlichkeit über weniger bekannte Dinge zu reden. Herr von Wehrenholz sprach von der vorigen Ernte.

„Seid Ihr zufrieden?“ fragte ihn Benedicte freundlich.

„Sehr, allergnädigste Jungfrau Beate.“ Seine wasserblauen Augen strahlten gleichmäßig.

„Benedicte, meint Ihr.“

„Verzeiht, der irritierende Glanz Eurer Gegenwart läßt mich die Namen vertauschen.“

Herr von Bülow hatte den Braten geschnitten. Er hob das Glas und sagte nach guter hannöverscher Sitte: „Meine Herrn, die Damen.“

Die Herren tranken ihren Damen zu.

„Angebetete Jungfrau Benedicte“, sagte Herr von Wehrenholz zu Beate, als er das Glas hob.

„Jetzt habt Ihr doch endlich meinen Namen behalten“, lachte Beate, „ja, ich habe es immer gesagt: Herr von Wehrenholz ist ein ganz kluger Mann.“

Ein scharfer Blick der Mutter traf sie über den Tisch. Sie bemühte sich dann, den Eindruck dieser Worte zu verwischen und sprach von der diesjährigen Ernte.

„Sie ist mäßig“, seufzte ihr Nachbar, „es ist für mich recht schwer, denn dieses Jahr habe ich insonderheit die Ellernhude bestellt. Ihr wißt, daß sich ein schmaler Streifen Reddenser Gebiet in die Ellernhude erstreckt. So kann ich die Hude nicht quer bepflügen, sondern muß sie der Länge nach bestellen.“

Die Kerzen auf der Tafel waren zur Hälfte abgebrannt, als Frau von Bülow die Tafel aufhob.

Die Damen blieben noch einen Augenblick im Arbeitszimmer des Geheimen Rates, und während Stechinelli die venezianischen Klassikerausgaben ansah, sprach Werner von Wehrenholz mit Benedicte von den Aussichten der nächstjährigen Ernte.

„Ist etwas Neues in Reddensen passiert?“ fragte der Geheime Rat nach einiger Zeit, als er sich in seinen großen Ledersessel niedergelassen hatte.

Benedicte sah flüchtig auf. „Peter Röns ist tot.“

„Gottlob“, entgegnete der Geheime Rat, „er war zu gut für diese Welt.“

Stechinelli richtete das Auge forschend auf Benedicte. Er sah, wie sie eine Antwort auf der Zunge hatte. Aber sie schwieg.

Herr von Wehrenholz hatte seine Blicke ebenfalls auf Benedicte gerichtet. Er glaubte, ihr nach dem Munde zu reden, als er Peter Röns lächerlich zu machen suchte.

„Ein versoffener Präzeptor“, meinte er, „ein der Poeterei Beflissener! Wenn er wenigstens Hochzeits- und Leichencarmina auf die adeligen Familien gemacht hätte! Aber Liebesgedichte!“

Herr von Wehrenholz war sehr stolz auf diese Bemerkung, von der er erst wieder abkam, als ihn Beate fragte, wie er sich wohl die Ernte des übernächsten Jahres dächte.

Ein vorwurfsvoller Blick des Vaters tat ihrer verhaltenen Spötterei Einhalt. Aber diese Frage hatte doch ein lebhaftes Interesse bei Herrn von Wehrenholz erregt, und er sah Beate mit genau demselben begeisterten Blick an, mit dem er vorhin Benedicte angesehen hatte.

Nach einiger Zeit winkte Frau von Bülow ihren Töchtern. Sie wünschten den Herren eine geruhsame Nacht und verließen das Arbeitszimmer des Geheimen Rates.

Männer unter sich. Das Gespräch, das bis jetzt gezügelt war, wird breit und ausgedehnt. Die Grazie weicht der Derbheit, die Rokokodame der Bauernmagd. Der Witz ficht nicht mehr mit der Klinge, sondern mit dem Knüppel. Was angedeutet wurde, wird jetzt breitgetreten, was vorher erörtert wurde, wird jetzt verspottet.

Herr von Bülow verstand es, eine würdige Höhe der Unterhaltung zu bewahren. Er war durchaus

kein Spielverderber, aber er liebte jeden Witz des Witzes, und nicht des meist bedenklichen sexuellen Reizes wegen. Darin war er der Mehrzahl seiner Zeitgenossen weit voraus. Freilich hatte er seine Jugend und auch einen Teil seiner Mannesjahre in Holland zugebracht, in der Umgebung der Oranier, die, wie auch der vor acht Jahren verstorbene Statthalter, viel Wert auf eine feine Unterhaltung ihrer Gäste legten. Sich selbst pflegten sie allerdings in tiefes Schweigen zu hüllen.

Wer nach Reddensen kam, ordnete sich diesen Hausregeln ohne weiteres unter. Manchen der verrohten Herren fiel es nicht ganz leicht, aber der Geheime Rat konnte dann eine unerträgliche, ironische Art der Zurechtweisung haben, indem er sich nämlich eine Zote sechsmal erzählen ließ und immer wieder erklärte, er könnte diesen „Witz" nicht begreifen.

So saßen die drei um den großen, gotischen Holztisch und sprachen von allem, was das Land Hannover bewegte, von der Reiselust des Herzogs, von dem Geldmangel, von dem Widerstand der Ritterschaft und der neu gegründeten Bürgerwehr.

Wie verschieden diese beiden Männer denken, überlegte Stechinelli. Herr von Bülow beachtet in der Hauptsache die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen, Wehrenholz bezieht jede Erscheinung auf sich und sein Gut.

Und wie doch Familienbande fest ketten! dachte er weiter. Sollte man nicht denken, daß sich zwei so grundverschiedene Menschen gar nichts zu sagen haben würden! Aber der weite Flug des Herrn von Bülow hatte seinen Ausgang genommen von seinem Neste, und wenn er der Ruhe bedurfte, dann kehrte er wieder zurück in dieses Nest — nach Reddensen. Deshalb war ihm auch der Standpunkt des Vetters Wehrenholz nicht allein verständlich, nein,

er war ihm sogar sympathisch. Waren sie nicht alle so? Beruhte nicht ihre Kraft auf dem Befolgen der Weisheit: „Ma terre est la terre?"

Stechinelli, der internationale Weltmann, der Edelmann ohne Grundbesitz, hatte etwas Flatterndes für die Edelleute vom Lande. Er hatte eine außerordentliche Beweglichkeit des Geistes, die ihn diesen Männern ein wenig entfremdete. Er konnte sich so schnell umdenken, daß man ihn — mit Unrecht — des Wankelmutes zieh. In Wahrheit lag es aber daran, daß sein Denken nicht von Jugend auf durch Rücksichten auf Vermögen oder Zugehörigkeit zu einem bestimmten gesellschaftlichen Kreise festgelegt war und deshalb diese Dinge nicht zu selbsttätigen Zügeln seiner Ansichten wurden.

So sah er mit einem wirklichen Gefühl der Verachtung, daß Wehrenholz immer wieder auf seine Ellernhude zurückkam, daß er immer wieder von dem langen Reddensener Streifen sprach, der sich tief in die Ellernhude hineinbohrte.

„Das macht die Bewirtschaftung so schwer, Vetter Bülow", seufzte er und umfaßte den Tonkrug.

„Wollt Ihr mir einen Vorschlag machen, daß ich Euch die Ellernhude abkaufen soll?"

„Nicht im geringsten. Ist mein bester Boden. Und ist mir absonderlich wichtig ..."

„Aber?" Herr von Bülow füllte dem blonden Nachbarn das Glas voll. Werner von Wehrenholz setzte sich in Positur. Erst stemmte er die Ellenbogen auf den Tisch, dann rückte er wieder den Stuhl von der Tischplatte ab, bis er schließlich tief und geräuschvoll Atem holte und den Kammerpräsidenten verzweifelt ansah.

„Der Herr Junker Stechinelli wird mein Zeuge sein. Seht, Herr Vetter", begann Werner von Wehrenholz endlich, „ich komme zu meinen Jahren. Bin von gutem Adel, ein rüstiger Mann, wohl angesehen.

Ihr habt zwei Töchter und einen Sohn. Die Fräuleins sind gewandt und bestens geeignet für Hausfrauen. Und seht, Ihr seid die Sorge los, wenn ich eine von ihnen als Ehegespons heimführe.“ Herr von Bülow wollte reden, aber Wehrenholz erhob wie beschwichtigend die Hand. „Braucht ja nicht heute sein. Mögt Euch die Sache wohl überlegen. Will auch kein großes Hochzeitsgut. Gebt Eurer Tochter als Aussteuer nur das Stückchen Land, so in die Ellernhude hineinragt.“

Der Geheime Rat hatte den Kopf gestützt und sah auf die Kerzen, die weit herabgebrannt waren.

„Welche Tochter meint Ihr denn?“ fragte er nach einiger Zeit.

Wehrenholz war verwirrt, weil er an diese Frage nicht gedacht hatte. Sie gefielen ihm eigentlich alle beide, und die Namen konnte er sich nicht recht merken. Er dachte in diesem Augenblick freilich mehr an die stille, ältere, und er nannte sie richtig bei Namen: „Jungfrau Benedicte.“

Francescos Innerstes erzitterte. Das Gespräch der Schwestern, das er belauscht hatte, stand vor seiner Seele. Er empfand trotz aller seiner Vorsätze eine quälende Eifersucht, er empfand den Schmerz der Geliebten, wenn sie diesem Manne übergeben wurde. Und selbst, wenn Wehrenholz das später sehen und vielleicht sogar empfinden würde, dann würde er Liebe heucheln und nicht kurzerhand sagen: „Wenn nicht die eine, dann die andere.“ Dazu waren ihm die Schwestern zu gleichwertig. Und für innere Qualen hatte er gar kein Verständnis.

Das alles wollte Francesco Benedicte ersparen. Er legte daher beide Hände flach auf den Tisch, wie er es immer tat, wenn er überzeugen wollte, und sagte nachlässig: „Ihr versprecht Euch, edler Herr, was bei Eurer Erregung begreiflich ist. Ich als Zeuge des solennen Aktes möchte es aber doch klar-

stellen. Ihr sagtet ‚Benedicte‘, meintet aber ‚Beate‘. Ich habe es ja schon bei der Tafel gesehen.“

Werner von Wehrenholz wurde dunkelrot, so daß seine blonden Haare aussahen wie ein reifes Kornfeld gegen den Abendhimmel.

„Aber selbstredend, selbstredend“, stotterte er. „Natürlich meine ich Beate. Sagt ich Benedicte? Nein, nein — war ja ein error, ein lapsus linguae.“

„Also Beate“, lächelte der Kammerpräsident, „ist auch weitaus besser für Euch geeignet als Benedicte. Müßt morgen aber selbst bei ihr vorstellig werden, und könnt sagen, daß Ihr meiner Zustimmung gewiß seid.“

Wehrenholz stand auf und streckte dem Geheimen Rat die Hand entgegen. „Habt Dank, Herr Vetter und Schwiegervater.“

Nach einigen Minuten sagte er zögernd: „Und die Ellernhude?“

„Ist das so eilig?“ blinzelte der Geheime Rat.

Stechinelli lächelte fein. „Bis zur nächsten Aussaat muß es wohl geregelt sein.“

Wehrenholz sah den italienischen Junker dankbar an. „So ist es“, sagte er mit dem Ton tiefster Überzeugung.

„Dacht ich mir“, entgegnete Francesco.

Dann sprachen sie von den Forderungen der Landstände, von der Teuerung der Gerste, und was man von der Kreuzung von Oldenburgern mit hannöverschen Mutterstuten zu halten habe.

Die Lichter brannten tiefer. Ab und zu flackerte eines, bis es schließlich ganz erlosch. Der Geheime Rat drückte dann eine neue Kerze, die er an einem der brennenden Lichter entzündet hatte, in die Arme des Leuchters.

Werner von Wehrenholz war müde, und das schwere Bier legte sich wie ein Schleier vor seine Augen.

„Bene — Beate“, lallte er.

Plötzlich sank ihm der Kopf nach links. Er schnarchte laut mit offenem Munde.

Stechinelli stieß ihn mit der Faust in die Seite, daß er erwachte.

„Himmelkreuz“, murmelte er, „ist morgen — noch Zeit wegen — des Ehevertrages — über die Ellernhude. Ist auf Edelmannswort gegeben.“

Der Kopf sank ihm auf den Tisch. Er schlief weiter. Der Geheime Rat blinzelte. „Es wird Zeit zum Schlafengehen“, meinte er.

Wehrenholz wurde in ein Gastzimmer gebracht und auf ein Bett gelegt; dort schlief er nach wenigen Minuten ein.

„Schlaft wohl, Junker“, sagte der Herr von Bülow noch, als sie sich vor der Tür des Zimmers trennten.

Und lächelnd sagte er noch: „Erinnert ihn nur morgen genau, daß er heute abend nicht die Ellernhude allein erworben hat. Sonst möchte er Beate vergessen haben.“ —

Erstaunt es euch, daß Werner von Wehrenholz sich bei Beate von Bülow das Jawort holte, als er sich am nächsten Morgen ihr feierlich antrug?

Beate war klug, und ebenso wie er die Ellernhude, ebenso erheiratete sie die Stellung. Chanoisse in Ebsdorf, Lüne oder Medingen zu werden, war ihr zu langweilig. Lieber war es ihr schon, in Wehrenholz zu wohnen, mit einem fügsamen Manne, dicht bei Reddensen. Und Benedicte mochte sie dann täglich besuchen. Also: „Euer Antrag ehrt mich, vieledler Herr, und da es meines Vaters Consensus ist, mit dem Ihr sprechet, so stehet mir, als dessen leibliche Tochter, niemalen zu, dagegen zu protestieren. Zumalen, da mir diese Ehrung gar wohl gefällig und erstrebenswert zu sein scheint.“ — —

Folgt der in zwei Exemplaren ausgefertigte Ehevertrag, dd. Reddensen d. 24. augusti im Jahre unseres HErrn und Seeligmachers 1658.

„Zwischen

„dem würklichen Geheimbden Rat und Kammerprä-
„sidenten Seiner Hochfürstlichen Durchlaucht Georgii
„Wilhelmi, des gnädigsten Herzogs zu Calenberg-
„Hannover, dem vieledlen Herrn Herrn (tit. prop.
„tit. prop.) Paul Joachim von Bülow, erbgesessen zu
„Reddensen, Beringen 2c.

„einerseits

„und

„dem vieledlen Herrn Herrn (tit. prop.) Werner von
„Wehrenholz, erbgesessen auf Wehrenholz 2c.

„andererseits

„ist für den Fall daß eine eheliche Vereinigung mit
„vollzogener copula carnalis zwischen dem genannten
„sub 2 und dem Fräulein Tochter Beate des Con-
„trahenten sub 1 zu stande komme, fixieret worden,
„daß der Herr Contrahent sub 1 den Landstreifen,
„so in die Ellernhude, dem Eigentumb des offt ge-
„nannten von Wehrenholz hinein rage, dero Frl.
„Tochter als Brautschatz mitgebe, wofür übrigens
„der Contrahent zu 2 auff jede weiter Mitgift renun-
„zieret.

„So geschehen wie oben

„P. J. von Bülow mp. Werner von Wehrenholz mp.

„Franciscus Stechinelli, testes nobilis mp."

(Sigilla impressia)

Werner von Wehrenholz schritt mit leuchtenden Augen aus dem Hauptportal und steckte den Vertrag in sein Samtwams. Er wollte nach Hause reiten, dort seine Anordnungen treffen und gegen Abend wieder in Reddensen sein. Beate stand im Torbogen und sah zu, wie er sich auf das Pferd schwang. Da

er aber vergessen hatte, ihr einen Abschiedskuß zu geben, stieg er, von einer plötzlichen Galanterie erfaßt, noch einmal ab und küßte sie. Benedicte und Stechinelli sahen zu.

Als er sich über Beate beugte, rutschte der Ehevertrag aus seinem Wams. Beate nahm ihn auf und lief lachend damit weg. Wehrenholz war erstarrt, dann rannte er wie toll hinter Beate her, und erst im Laufen besann er sich, daß er die Sache ins Lächerliche drehen müsse, denn sonst würde er sein Lebelang mit diesem Vorfall aufgezogen werden.

Beate lief quer über den Hof, eine Wendeltreppe hinauf und blieb in der Leuteküche am Herd stehen. Wehrenholz erschien keuchend in der Tür und versuchte, sein Gesicht zum Lachen zu verziehen.

„Edler Herr", schrie Beate, „tretet nicht in diesen Raum. Sobald Ihr einen Schritt vorwärts tut, fliegt der Ehevertrag ins Feuer."

„Aber, Jungfrau Beate."

„Bleibt in der Tür. Zieht den Fuß zurück. So."

Wehrenholz zog ein ärgerliches Gesicht. „Seid nicht so kindisch. Ihr wißt doch ganz genau, daß Euer Vater als Edelmann den Vertrag wieder ausstellt, wenn Ihr ihn verbrennt."

„Tut er wohl, edler Herr. Ihr macht Euch aber lächerlich, wenn Ihr immer von der Ellernhude und wieder von der Ellernhude redet. Wißt Ihr so gut wie ich."

Wehrenholz gab im Innern zu, daß sie recht hatte, und suchte, ihr in Worten das Gegenteil zu beweisen.

„Hört, edler Herr, Eure Worte lassen mich kühl. Ich will nur eins: Versprecht mir vor diesen Zeugen, daß Ihr mich stets würdig behandelt, mich nie schlagt, mich schalten laßt in meinem Hause, Euch nicht betrinkt und einen ehrsamen Wandel führt?

Versprecht Ihr, mir das mit auf den Ehekontraktus zu schreiben? Bei Strafe des Heimfalles meines Hochzeitsgutes an meinen Vater oder seinen Erben?"

Der Ritter sah Beate an. Dann lachte er. „Vor diesen Zeugen? Die Küche ist leer. Also gern."

„Gut." Beate ging an die Holztür, die in den Nebenraum führte und stieß sie weit auf. Dort saß das ganze Gesinde des Herrn von Bülow bei Tisch. Sie saßen schweigend wie in der Kirche, da sie gehorcht hatten.

„Habt ihr's gehört, was der Herr Werner von Wehrenholz mir versprochen?"

Ein Murmeln wogte durch den Saal. „Haben wir, edles Fräulein."

„Gut so." Beate ging in die Küche zurück und rief in den Hof hinunter: „Edler Junker Stechinelli, bittet meinen Vater um sein Exemplar des Ehekontraktes. Und bringt Feder, Tinte und Siegelwachs mit."

Werner von Wehrenholz stand wie gebannt in der Tür. „Ihr treibt Hohn mit mir", sagte er dann.

„Nein, edler Herr, ich habe aber zu viel gesehen und gehört. Noch kann ich mich sichern. Wenn ich den Ring trage, dann ist es zu spät."

Sie standen sich eine Weile schweigend gegenüber. Vor Beate knisterte das offene Feuer, und ihre Hand hatte den Ehekontrakt fest umkrallt. Keines von beiden sprach ein Wort. Die Flammen zuckten unter dem hängenden Kessel, und auf dem Hofe schnatterten die Enten.

Stechinelli und Benedicte kamen die Treppe hinauf. Francesco hatte das Exemplar des Ehevertrages mitgebracht, das Herr von Bülow behalten hatte.

Er trat in den Raum und sah sich staunend um.

„Was bedeutet das?" fragte Benedicte erstaunt.

„Setzt Euch und schreibt", befahl Beate, „hier unter den Vertrag: Ich, Werner von Wehrenholz, erkläre auf mein ritterlich Ehrenwort, daß ich meiner Hausfrau Beate von Bülow kein Schimpf antun, sie nicht schlagen will, sie im Hause schalten lassen werde, auch mich nicht betrinken, auch einen ehrbaren Lebenswandel führen werde, bei einer Pön des Rückfalles des Hochzeitsgutes an den Herrn von Reddensen. Wie ich es vor den Zeugen, dem Gesinde zu Reddensen, erklärt. Den 24. Augusti 1658."

Francesco lächelte, als er das Schriftstück angefertigt hatte.

„Unterschreibt", sagte Beate.

Wehrenholz lachte verlegen, nahm die Gänsefeder und malte seinen Namen darunter. Francesco mußte die Urkunde testieren, und Christian Godde, der älteste Knecht, machte drei Kreuze unter das Schriftstück. Dann wurde das Siegelwachs im Herdfeuer erhitzt, und die beiden Edelherren drückten ihr Wappensiegel unter ihren Namenszug.

„So, Junker, jetzt bringt dieses Dokument meinem Vater zurück", befahl Beate, „und das hier, ohne die Erklärung, nehmt Ihr, edler Herr."

Sie nahm Wehrenholz beim Arm, der immer versuchte, freundlich zu lächeln und ging mit ihm auf den Hof hinunter. Als sie im Torbogen angelangt waren, spitzte sie die Lippen und sagte: „Mein lieber, edler Herr, will Euch eine gute Hausfrau sein."

Und Herr von Wehrenholz wurde gerührt; er umarmte sie zärtlich und ritt unter Schwenken seines Federhutes von Reddensen ab.

„So", meinte Beate, als die drei allein waren, „jetzt soll er mal kommen."

Francesco machte sich am Nachmittage reisefertig. Er hatte Beate und Herrn von Bülow Lebe-

wohl gesagt. Er hatte dann noch mit Frau von Bülow ein wenig gesprochen und kam aus ihrem Zimmer, als er auf dem Flur Benedicte traf. Ein stetes Dämmern lag in diesem großen, dunklen Flur.

„Ihr reist, Junker?“ fragte Benedicte leise.

„Ich reise sogleich. Euer Vater bleibt bis morgen. Ich muß zurück.“

Benedicte war still. Dann ergriff sie seine Hand.

„Es ist so viel Gutes in Euch“, flüsterte sie. „Und so viel Schlechtes. Tut es mir zuliebe, das Gute, wenn Ihr es nicht aus Euch selbst könnt. Lebt wohl.“

Sie huschte weiter und verschwand im Dämmern des Ganges.

Ihn erfaßte eine wilde Gewalt. Er hätte die Welt zwischen seinen Fäusten zerpressen mögen, um dieses Mädchen allein fortzutragen auf irgendeinen Stern. Aber sein Verstand überschrie sein Herz.

„Muß!“ sagte er.

Seine Sporen klirrten auf den Steinfliesen. Das Pferd stand bereit. Er schwang sich in den Sattel. Dann ritt er durch den Torbogen über die Steinbrücke. Er senkte den Federhut vor Frau von Bülow, als er sie von der anderen Seite des Burggrabens aus an ihrem Fenster sah.

In dem Erker des Eckzimmers bewegte sich eine Gardine. Nicht pendelnd, wie sie der Wind bewegt, sondern nach der Seite.

Der Himmel war hoch und blau. Die Felder wogten. Die Welt war unendlich weit; und Francesco glaubte fest daran, daß aus diesem Verzicht für ihn ein tiefes, inneres Glück erstehen würde.

Er trabte an und ließ Schloß Reddensen hinter sich.

IX

Zwischen Seiner Durchlaucht — den Titel führte der Amans Dux aus eigner Gnade seit dem Jahre 1659 — und der Barbara Buccoclini hatte es im Herbst des Jahres 1664 heftige Auseinandersetzungen gegeben. Die erklärte Geliebte hatte den Herzog gebeten, ihren illegitimen Sohn, der den Namen von Bucco führte, vom deutschen Kaiser in den Grafenstand erheben zu lassen. Aber Wiener Grafendiplome waren teuer, und der Herzog behauptete, für dergleichen Allotria sei das hannoversche Geld zu gut.

Er hatte im übrigen seit langem eine starke Sehnsucht, wieder einmal zu reisen. Ihn ödete dieses Hannover, dieses ganze Norddeutschland, wo die Konvention und die Biederkeit sich selbst der Ausschweifung bemächtigten, und wo man den süßen Reiz Venediger Sünden nicht kannte.

Brr . . . durch ergebene Bewunderung vieler Höflinge wurde zudem das entzückendste Ereignis zum Laster. Ihre Sklavennaturen waren nicht zurückhaltend genug, den Zauber des Geheimnisses über seinen Liebesabenteuern schweben zu lassen; sie verehrten seine kleinen Freundinnen, sobald sie sie ausfindig gemacht hatten, mit offener Ergebenheit und konnten sich nicht denken, daß ihm ein taktvolles Stillschweigen tausendmal lieber gewesen wäre als die schonungslosen Lobpreisungen seiner Geliebten.

„Sie scheinen diese Dame vor mir besessen zu haben“, sagte der Herzog bei solcher Gelegenheit

einem Hofmann, „denn Ihre Kenntnis ihrer Reize ist weitaus größer als die meine."

„Nichts liegt mir ferner."

„Nun wohl, dann haben Sie sie auch nicht mit solchen Augen anzusehen, als ob Sie sie mit den Blicken entkleiden wollten."

Es muß hier gesagt werden, daß es durchweg die zugewanderten Welschen waren, „Gäste mit glattgeschorenem Kinn und langem, künstlich gewundenen Haupthaar", die sich in Devotion erschöpften. Es war unrecht vom Herzog, daß er diese aus Frankreich stammende Bewunderung seiner Maitressen dem hannöverschen Adel zur Last legte. Später, als sein Bruder Ernst August, der erste Kurfürst, in Hannover residierte, hatte freilich diese häßliche Kriecherei vor den Gunstdamen selbst die Besten angesteckt; um die Zeit Georg Wilhelms aber waren es in der Tat fast ausschließlich die Fremden, die diesem Laster huldigten.

Aber wie dem auch sei: der Herzog hatte eine gute Selbstentschuldigung gefunden, und im September des Jahres 1664 teilte er eines Morgens dem Geheimen Rat und Kammerpräsidenten von Bülow mit, daß er nach Holland zu reisen gedenke. Herr von Bülow zuckte ein wenig zusammen.

„Woher soll das Geld kommen?" fragte er ruhig.

„Die Frage wollte ich gerade an Euch richten, lieber Freund", entgegnete der Herzog mit leichtem Zynismus, „aber so erspart Ihr sie mir. Ich kann Euch also nur bitten, dafür Sorge zu tragen, d a ß es kommt."

„Das ist unmöglich, Euer Durchlaucht."

„Verkauft ein Gut."

„Euer Durchlaucht gestatten die Bemerkung, daß sich jetzt kein Käufer findet."

„Die Stände sollen mir eine Summe bewilligen."

„Die Stände haben kein Geld. Nur . . ."

„Was nur?"

„Eine Frage würde aufzuwerfen sein."

„Ad rem."

„Die Stände wollen Euer Durchlaucht zwei Tonnen Goldes bieten, wenn Euer Durchlaucht beim bevorstehenden Absterben des erlauchten Fürsten Christian Ludwig von Celle von Dero Optationsrecht keinen Gebrauch machen, also das Cellesche nicht übernehmen, sondern das Land Hannover behalten. Die Stände fürchten für den lutherischen Glauben, wenn Euer Durchlaucht katholischer Bruder Johann Friedrich hier regieren wird."

Der Herzog sah zum Fenster hinaus. Er dachte an die Totenfeier für Herrn von Grapendorf.

„Das ist also das Opfer wert?"

Herr von Bülow sah den Herzog fest an.

„Noch mehr, Euer Durchlaucht. Wenn sich der Adel Hannovers jetzt von allen weltlichen Mitteln entblößt, dann tut er es nur um des Glaubens willen. Wir wissen, wie wir uns schwächen, dadurch, daß wir Euer Durchlaucht zwei Tonnen Goldes bieten, wo bei vielen von uns nicht ein silberner Löffel mehr vorhanden ist. Aber wir tun es."

Georg Wilhelm schüttelte den Kopf.

„Ist nicht die Zeit, den Adel um Geld zu bitten. Ich dank Euch, edler Freund. Nun meldet mir einiges über Eure Familie. Wie geht es Eurer Eheliebsten?"

Der Kammerpräsident neigte das Haupt. „Sie ist gar wohl zufrieden. Ist Großmutter geworden, zweimal schon — von Wehrenholz her. Sind beide glücklich."

„Und Jungfrau Benedicte? Ich sah sie so lange nicht."

Der Geheime Rat stützte die Hand auf den Tisch. „Es war gar sonderlich mit ihr. Sie wurde vor fünf Jahren ernst und still, und bat, wir möchten sie als

Chanoinesse in Lüne eintreten lassen. Tat mir gar leid für das junge Kind. Aber sie sagte, es wäre ihr ein Behagen, durch die langen Gänge zu schreiten, die Kreuzgänge des Hofes, und einsam ihren Gedanken zu leben. Und wir taten ihr den Willen. Jetzt aber ..."

„Nun?"

„Jetzt ist in Wienhausen im Celleschen die Domina von Hohnhorst verstorben. Da wir die Exspektanz auf die sedia haben, wird Benedicte in einigen Tagen dort eingeführt."

„Als Domina?"

„Als Domina."

Der Herzog schüttelte dem Kammerpräsidenten die Hand. „Grüßt mir die neue Domina", sagte er freundlich. „Werd wohl doch bald ihr Landesherr sein, und Ihr, mein Freund, kommt auch mit nach Celle, wenn mein Bruder stirbt. Ich bleib nicht hier. Mit dem papistischen Bruder wird der Adel wohl allein fertig werden. Ich geh nach Celle."

Der Geheime Rat verneigte sich und griff nach der Türklinke.

„Schickt doch hinauf in die italische Kanzlei", sagte der Herzog, als Herr von Bülow bereits in der Tür stand, „und laßt den Direktor zu mir bitten." Der Angeredete neigte das Haupt, machte noch eine tiefe Verbeugung und verließ das Gemach.

Es ist sechs Jahre her, seit wir Francesco verlassen haben. Es sind jene sechs Jahre im Leben des Menschen, die an seinem Temperament verhältnismäßig wenig mehr ändern, die ihn aber festigen, zum Manne machen. Die Zeit der Tollheiten hatte Francesco hinter sich, als wir ihn verließen. Der Italiener hat seine Entwicklung früher abgeschlossen, als es die Deutschen im allgemeinen zu tun pflegen. Die Zeit stiller Festigung hat ihn zum Manne gereift. Das Leben ist ihm nicht mehr eine Variation

des Themas Liebe, sondern die Liebe ist ihm nur noch eine Variation des Themas Leben.

Er ist auch dem Äußeren nach fester, geschlossener. Er weiß, was er tut. Jede Bewegung ist ruhig und zielbewußt. Der Blick ist klar und sicher.

Er verneigte sich mit Anstand, als er in das Zimmer des Herzogs tritt.

Georg Wilhelm sitzt an einem Tisch, auf dem eine weitgebauchte Schokoladenkanne und eine Tasse stehen. Das Service ist von feinster chinesischer Arbeit; Admiral de Ruyter, den Georg Wilhelm einstens in Brüssel kennenlernte, hat es ihm gesandt, im Verein mit all den Tellern und Schüsseln, die an den Wänden des Zimmers aufgehängt sind.

Der Herzog reicht Francesco freundlich die Hand. Er spricht von der politischen Lage, von dem bevorstehenden Tode seines an Auszehrung leidenden Bruders in Celle, er spricht von seiner Absicht, nach Holland zu reisen. Das klingt alles so gleichgültig, so konversierend liebenswürdig, daß Stechinelli denkt: „Wo soll das hinaus?“

Der Herzog streicht mit dem kleinen Finger der rechten Hand über die Glasur der Schokoladenkanne und hebt das Auge ein wenig.

„Möchtet Ihr wohl einmal wieder in Eure Heimat Venezia?“

„Ist seit langem mein Sehnen“, entgegnet Francesco.

Der Herzog nickte freundlich. „Soll Euch jetzt Gelegenheit werden. Ich habe eine gar feine Mission, an den Hohen Rat der erlauchten Republik —“

Francesco horcht auf. Sein Herz klopft zum Zerspringen. Der Venezianer in ihm erwacht nach zehnjährigem Schlaf. Er — als offizieller Gesandter des Herzogs von Hannover? Dem wird er nicht widersprechen.

Und er neigt den Kopf mit vornehmer Ruhe.

„Wißt“, beginnt der Herzog und legt ihm die Hand auf die Schulter, „ich habe mit dem Hohen Rat einen heimlichen Vertrag geschlossen, daß ich ihm Hilfstruppen gegen die Ungläubigen stellen will. Nun wird in den nächsten Jahren der Kampf auf Kandia entbrennen. Ihr werdet verstehen, daß ich Geld brauche, um die Truppen einzuüben. Ich brauche auch Geld, um jetzt nach Holland zu reisen. Darum müßt Ihr bald nach Venezia eilen. Dort sollt Ihr mit den Prokuratoren verhandeln, daß sie mir gleich ein Drittel der Summe zahlen, das ich für die Reise brauche; das zweite Drittel soll in einem halben Jahre fällig sein, damit ich gleich ein Heer aufstellen kann, sobald ich in Celle sein werde. Der Rest der Gelder ist fällig, wenn die Truppen in Venezia ankommen. Für die vorgestreckte Summe geb ich Euch Pfandbriefe mit. Wenn die Herren nicht anders wollen, so gebt ihnen die Schuldverschreibungen zur Sicherheit.“

Stechinelli neigt wieder den Kopf.

„Und für Euch“, fährt der Herzog fort, „gilt, daß Ihr vornehm, aber nicht üppig auftretet. Einige Reiter sollen Euch begleiten. Ihr reist, wenn Ihr das Geschäft in Venezia erledigt habt, nach Amsterdam. Dort trefft Ihr mich, und je nachdem, ob Ihr Geld habt oder nicht, bleiben wir in Holland oder reisen hierher zurück. Wenn Euch das Geschäft gelingt, was wollt Ihr dann für eine Gnade?“

In Francescos Hirn, das sich die Reiseroute bereits ausgemalt hat, ist eine Erinnerung wach geworden. Blitzschnell jagt ihm der Gedanke durch den Kopf. Der Gedanke an den Boten des Fürstbischofs von Trient, der mit den Tuchen handelte.

Und er sagt zurückhaltend und klug: „Euer Durchlaucht Güte ist zu groß. Wenn ich hoffen darf, Euer

Durchlaucht auch nach Celle zu begleiten, als Dero treuer Diener . . ."

„Ist mir eine Freude."

„Dann bitte ich ergebenst, mir doch den Handel mit fremden Tuchen als alleinige Gerechtsame zuerkennen zu wollen."

Dem Herzog ist erst im Laufe der Unterhaltung eingefallen, daß Francesco vielleicht ein Geldgeschenk begehren würde. Das hat ihn nun gequält, aber um so zufriedener ist er, als Francesco nur um eine Gerechtsame bittet, die ein Blatt Papier und ein paar Federstriche kostet.

„Kommt der Venediger Kaufmann zutage?" lacht Georg Wilhelm. „Ist mir aber lieb zu hören. Verspreche Euch bei meinem Fürstlichen Ehrenwort, der Bitte, wenn Euch das Geschäft gelingt, Folge zu leisten. Könnt Ihr in zwei Tagen abreisen?"

„Ja."

„Die Pässe und Briefe werden bis dahin fertig sein. Mehr brauch ich Euch nicht zu sagen. Zeigt den Herren, was Ihr könnt. Gott befohlen und auf Wiedersehen in Amsterdam."

Er reicht Stechinelli die Hand, schüttelt sie kräftig und nickt dem Direktor noch einmal freundlich zu, als dieser mit einer tiefen Verbeugung den Raum verläßt. — —

Francesco stieg langsam die steinerne, kunstvoll gemeißelte Wendeltreppe hinab und ging über den Ehrenhof in die italische Kanzlei zurück. Er rief den mageren, italienischen Schreiber, Carlo Cavareto, der bei den hannöverschen Mädchen viel Unheil gestiftet hatte und sagte ihm, daß er mit nach Venedig reisen sollte. Er möge sich mit guten Kleidern wohl versehen, auf daß die Gesandtschaft Seiner Durchlaucht nicht wie eine Zigeunerherde in der strahlenden Venezia einziehe. Übermorgen früh ginge die Reise los. Als Francesco den beglückten

Schreiber entlassen hatte, öffnete er die Schublade seines Schreibtisches und nahm aus der hintersten Ecke ein kleines Paket. Es enthielt die Briefe des Fürstbischofes von Trient an die Kurfürstin von Bayern. Francesco entfernte die Umhüllung des Paketes und nahm von den zwanzig Briefen zehn, die er sorgfältig einschlug und in die Brusttasche steckte. Die anderen Briefe legte er wieder in die Schublade zurück.

Dann ging er in seine Wohnung und befahl dem hannöverschen Diener, er solle übermorgen früh alles zur Abreise nach Venedig bereit halten. Er selbst habe morgen noch in Celle zu tun, sei aber spätestens beim Eintritt der Dunkelheit wieder in Hannover.

Die Herbstsonne lag ruhig und freundlich wie eine schnurrende Katze auf dem Schloßhofe, als Francesco, in seinen Mantel gehüllt, über den Ehrenhof schritt und dem Wachthabenden mit der Hand Grüße winkte. Er antwortete auf den scherzenden Zuruf des jungen Offiziers und ging durch den dunklen Bogen, über die Brücke nach der Altstadt, wo er den Tuchhändler Wilhelm Bertelsmann aufsuchte.

Meister Bertelsmann wohnte in einem seltsamen Hause, das mit wunderlichen und geheimnisvollen Geräten vollgepfropft war. Man sagte allgemein, daß er der schwarzen Kunst, zum wenigsten aber der Alchemia ergeben sei, jener Kunst, der der Herr Herzog Ernst August, der Bruder des regierenden Herrn, zur Zeit protestantischer Bischof von Osnabrück, auch zugetan war. Meister Bertelsmann lachte, wenn die Leute ihn fragten, wie es denn mit dieser Kunst stände. „Sind einfache Färbversuche, die ihr für Hexerei haltet“, antwortete er und nickte dazu mit dem großen Kopf. Aber das Gerücht blieb bestehen, und sein merkwürdiges Haus, das über

und über mit Fratzen bedeckt war, die tief in das Holzwerk geschnitzt sein mußten, gab dem Gerücht weitere Nahrung. Das waren Fratzen von einem derben Humor, wie ihn die geschraubte Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege nicht mehr verstand, und darunter gab es Sprüche in seltsam verschnörkelten Buchstaben. „Ein Christenmensch mag doch nicht in solch heidnischem Hause wohnen", sagten die Leute, „selbst Meister Bartel, der Henker, hat ein ander Heim." Aber Bertelsmann wackelte dann wieder mit dem großen Kopf und sagte verschmitzt: „Verstehe ich recht, der Herr will mir ein neues Haus bauen? Welche Freude!" Dann blieb er von den Vorwürfen verschont, und er fühlte sich wohl in dem geheimnisvollen Hause. Da seine Waren gut und preiswert waren, kauften die Bürger gern bei ihm und versuchten dann wohl, hinter das Geheimnis der Alchemia zu kommen. Aber Erfolg hatte noch keiner damit gehabt.

Diesen Mann hatte Stechinelli sich ausgesucht, um mit seiner Hilfe seine Pläne durchzuführen.

„Der edle Herr Stechinelli", sagte Meister Bertelsmann, „was führt Euch zu mir? Braucht Ihr neue Gewandstoffe? Ich habe große Auswahl."

„Ich brauche einen neuen Mantel, von feinem Tuch, wie es in Trient gefertigt wird. Wollet mir von dem Tuche zeigen, Meister."

Für Meister Bertelsmanns Ohren war dieser Auftrag Musik. Er holte eine kleine Trittleiter, stieg mit Würde hinauf und zog aus dem obersten Warenregal einen Ballen, den er mit Geschicklichkeit herunterbalancierte. Er warf ihn dann mit einem leisen Krach auf den Tisch und rollte gleichzeitig einen Teil des Tuches ab, das er Stechinelli hinhielt.

„Das ist Tridentiner Tuch", sagte der Meister mit dem Tonfall tiefster Bewunderung, den die Ver-

käufer ihren eigenen Waren gegenüber so gern annehmen.

„Ein gutes Tuch“, entgegnete Francesco und prüfte die Ware zwischen den Fingern.

„Gut?“ Meister Bertelsmann zog sein Kirchgangsgesicht. „Edler Herr, das ist ein Traum von Tuch.“

„Und kostet?“

Der Meister wiegte den Kopf. „Dem edlen Junker lasse ich das Stück für einen Dukaten.“

Dich kann ich brauchen, dachte Francesco. Laut aber sagte er: „Meister!“ und versuchte seiner Stimme einen erschrockenen Klang zu geben.

„Meiner Seel, verdien nicht mehr daran, als ein paar Batzen.“

Francesco setzte sich halb auf den Tisch und sah Meister Bertelsmann von der Seite an. „Hier ist der Golddukaten und das Stück ist mein. Ich feilsche deshalb nicht, weil ich mit Euch andere, wichtigere Geschäfte machen will. Hört mich an.“

Und nun erzählte er dem aufhorchenden Meister, daß der Herzog ihm den Handel mit fremden Tuchen für sein Land zugestehen werde. „Sein Land“, das sei Hannover, so lange der Herzog in Hannover regiere. Und der neue Herr werde sich hüten, die alten Privilegien umzustoßen.

Für Celle wird niemand wagen, mir das Privilegium zu bestreiten, dachte Francesco. So halte ich den Tuchhandel für beide Länder fest.

Meister Bertelsmann geriet in Erstaunen. „Und die hamburgischen Kaufleute, von denen wir jetzt das Tuch beziehen?“

„Dürfen keinen Fetzen mehr verkaufen.“

„Und für alle fremden Tuche, sagt Ihr, gilt das?“

„Für alle“, lächelte Francesco.

Der würdige Meister schlug die Hände zusammen. „Dann werdet Ihr ja ein schwer reicher Mann.“

Francesco nickte. „Wollen es hoffen. Aber, Meister Bertelsmann, ich bin kein Geizkragen. Ihr seht ein, wenn der Herzog nun doch Celle übernimmt, dann muß ich auch am Hofe in Celle sein, und brauche hier für Hannover einen — wie soll ich sagen — Agenten, Vertrauensmann . . .“

Meister Bertelsmanns Augen wurden kreisrund.

„Und da wolltet Ihr . . .“

„Da wollte ich Euch fragen, ob Ihr geneigt seid, dies Geschäft mit mir zu machen. Ihr bekommt dreißig Percentum vom Reingewinn, von dem, was Ihr hier verkauft. Ein Risiko habt Ihr nicht. Ihr müßt mich nur auf dem laufenden halten, was Eure Kunden begehren.“

Meister Bertelsmann war außer sich vor Vergnügen. Er holte ein Stück Papier, Feder und Tinte, und so wurde ein bedingter Vertrag zwischen den beiden geschlossen.

„Nehmt das Stück Tuch zum Andenken“, lachte der Meister. „Hier ist Euer Golddukaten zurück.“

„Nicht doch“, entgegnete Francesco, „nur sagt mir jetzt eins: wie verhält es sich mit dem Verdienst?“

„Ehrlich gesprochen ist die Sache so: der Tuchmacher in Trient bekommt einen Taler für das Stück, die Hamburger lassen es mir für zwei Drittel Dukaten, ich nehme einen ganzen dafür.“

Francesco lachte und erkundigte sich nach den Tuchhändlern in Celle. Auch mit ihnen gedachte er Rücksprache zu nehmen, ehe er nach Venedig ging, denn auf Detailgeschäfte wollte er sich selbst nicht einlassen. In Trient wollte er auf der Rückreise dann die Geschäftsverbindungen wieder anknüpfen, an die er sich so plötzlich erinnert hatte.

Bertelsmann gab über alles Auskunft. Er berichtete, wieviel Tuch im Jahre gefordert würde, und wie die Ware sich bezahlt mache, wenn der Zwischen-

handel wegfiele. Er rieb sich die Hände und verbeugte sich immer wieder. Dann geleitete er seinen neuen Herrn an die Tür und versprach, den Stoff sofort zum Schneider zu schicken, damit der Mantel zur Abreise fertig sei.

Stechinelli saß bis spät in die Nacht hinein in seinem Zimmer und rechnete. Er hatte einen flüchtigen Überblick über die Lage des Tuchmarktes in Hannover erhalten. Sein Sinn ging aber weiter. Ihn umgaukelten seine Pläne.

O ihr Pläne, die ihr jung seid wie das Samenkorn, von denen niemand weiß, als der Boden, der euch trägt. Wer ahnt die quellende, sprengende Kraft, die in euch ruht, ehe ihr zutage tretet. Wer von all den Leuten am Hofe von Hannover ahnt, wonach diesem Direktor der italischen Kanzlei der Sinn steht? Seine Pläne füllen ihm das Hirn, sie sind gewaltig und umfassend, als wollten sie den Körper sprengen. Aber Stechinelli, der sie hinausschreien möchte und sie vor Jahren auch hinausgeschrien hätte, ist klüger geworden. Er ist ein Mann. Also schweigt er. Und wartet aufmerksam. Einst wird der Same strotzend und kräftig aus der Erde schießen. Aber erst, wenn die Zeit da ist. Sonst zerstören ihn Frost und böse Winde, vordem er zur Reife kommt.

Als Francesco am nächsten Morgen nach Celle reitet, denkt er seine Gedankenfolge weiter durch. In seinem Gehirn formt sich der Plan klarer und klarer. Was gestern noch nebelhaft, kraftgeschwellt vor ihm stand, was sich nicht anders äußerte, als in einem tollen Jubel, einem Drängen, das seine Brust füllte, das ist heute morgen in das Gebiet des klaren Denkens gerückt. Er überlegte sich, wie er den Verkauf der fremden Tuche durchführen, wie er in Trient und Amsterdam Handelsbeziehungen anknüpfen, wie er in allen Städten der Lande Calenberg—Hannover

—Celle seine Agenten haben wird, die ihm Rechnung legen und über die wirtschaftliche Lage Bericht erstätten sollen. Er überlegt sich auch, wie der Aufschwung der heimatlichen Tuchindustrie zurückzuhalten sei, damit er sein Monopol auf das weitgehendste ausnutzen könne.

In Celle und Hannover beabsichtigt er, große Tuchlager anzulegen. Wenn möglich auch in Braunschweig, da der Tuchhandel für Braunschweig-Wolfenbüttel nicht in einer Hand liegt. Er hofft, mit dem großen Rückhalt, den er an den anderen Welfenländern hat, die Konkurrenz in Braunschweig bald aus dem Felde schlagen zu können.

Dann packt ihn wieder ein Gedanke, der ihn seit gestern abend bereits quält. Er müßte versuchen, die Transportkosten zu verbilligen. Wenn er sich auch einen Wagenpark im Laufe der Zeit anlegen könnte, so wäre das doch nicht das, was er ersehnte. Das Risiko wäre groß. Er hatte einen umfassenden Gedanken, eine Idee. Er wollte versuchen, das staatliche Verkehrsinstitut in seine Gewalt zu bekommen. Sein Streben mußte nach der Belehnung mit dem Postmeisteramte in sämtlichen braunschweig-lüneburgischen Landen gehen.

Aber der Turn und Taxis? Die das Reichspostregal hatten? Du lieber Gott, die mochten sich dann beim Kaiser beschweren. Das waren ja auch Italiener, aus den Bergen von Tassis bei Bergamo, und konnten ihm daher wohl ein wenig Glück gönnen. Daß das Postregal Reichsregal war, würde die Herzöge nicht hindern, es ihm für ihre Lande zu verleihen — im Gegenteil. Die Territorialherren freuten sich, wenn sie dem Kaiser wieder einmal trotzen konnten.

Er war in das Dorf gelangt, in dem er damals den unglücklichen Peter Röns inmitten der Bauern gesehen hatte. Der Herbstwind kreiste durch die

Bäume, deren Blätter flatternd auf den Boden sanken.

Ein freundliches, wärmendes Sonnenlicht streifte den Reiter. Dieses Licht hatte etwas Tröstendes, Mütterliches — etwas Beruhigendes. Es war wie eine leise, weiche Stimme, die sagt: „Sei nicht traurig, mein Kind, das geht alles vorbei.“

War es denn wirklich vorbeigegangen? Was hatte sein Verzicht Gutes gewirkt? Die Zeit hatte an der großen Leidenschaft zu Benedicte gebröckelt, und was noch übrig war, mochte so viel wert sein wie ein Torso einer schönen Statue. Er hatte die Geliebte nur einmal gesehen, bei einem Hoffest in Hannover. Sie war schön und bleich, und sie hatte sich mit ihm unterhalten, wie wohlerzogene Leute sich in solchen Lebenslagen zu unterhalten pflegen. Vornehm, freundlich und zurückhaltend, wenn ihnen auch das Herz zuckt.

Dann war Benedicte Chanoinesse in Lüne geworden. Das junge Geschöpf huschte durch die Fachwerkbauten, sie stand an dem kleinen Brunnen vor dem Remter, sie sah von den tiefen Gängen des Klosterhofes auf den etwas höheren, in der Mitte liegenden Kirchhof, und Sonntags sang sie oben im Damenchor aus einem großgedruckten Gesangbuche.

Die Gedanken kamen wieder, die ihn seit langem quälten. Wem zuliebe war dies geschehen?

Er malte sich aus, wie es gewesen wäre, wenn er sie geheiratet hätte. Geheiratet. Ja, ein Mädchen wie Benedicte heiratet man. Er hätte jetzt vier oder fünf Kinder, und die Resignation wäre verschwunden. Aber sein Sehnen?

Sein Sehnen wäre wahrscheinlich bei einer ganz anderen Frau.

Er erkannte plötzlich dasselbe, was Benedicte vor Jahren in Reddensen zu ihrer Schwester gesagt

hatte, daß nämlich die Frau, die er errungen hatte, ihm nur die Sehnsucht der kommenden war.

Die weißen Häuser von Reddensen tauchten auf. Er nahm einen Seitenweg und ließ das Schloß liegen.

In der Nähe von Ramlingen sagte ihm ein alter Bauer, daß er des Hochwassers wegen die Fähre unterhalb von Nienhagen nicht überschreiten könne. Der Fährmann wage nicht überzusetzen.

„Am sichersten ist es, wenn Ihr über Wathlingen nach der Aller zu reitet und dann den guten Weg am Flusse entlang benutzt. Ihr kommt schneller zum Ziel, als wenn Ihr Euer Pferd durch die nassen Wiesen treibt, und nie sicher seid, ob Ihr Euch nicht verirrt habt."

Francesco dankte für den guten Rat und ritt durch den Wathlinger Forst, durch Wathlingen und Eicklingen. Er ritt durch einen feuchtduftenden Tannenwald, überschritt eine Höhe und erstaunte fast, als er vor sich wieder ein Dörfchen liegen sah. Es machte einen schmucken und wohlhabenden Eindruck. Die Häuser waren gepflegt, und die Kirche, ein hoher, stattlicher Bau, ragte über die Wipfel der Bäume. Ein schloßartiges Gebäude, inmitten eines wohlgepflegten Gartens ließ in Stechinelli den Gedanken aufkommen, daß dieser Ort ein Lustplatz der Herzöge von Celle sei.

Als er in das Dorf einritt, fand er die Bewohner in lebhafter Bewegung. Die Frauen waren geputzt und drängten sich schwatzend zusammen. Die Männer gingen wie gelangweilt umher, mit dem bekannten Ausdruck: Wenn es nur erst vorbei wäre.

Stechinelli ritt durch die breite Dorfstraße und war erstaunt, als er plötzlich vor einem gedrückten, großen Häuserviereck stand. Die Kirche, die er schon vom Walde aus gesehen hatte, war in dieses Viereck eingebaut; ihre Haupttür stand weit offen.

„Was ist das hier?“ fragte Stechinelli ein Mädchen.

„Das Kloster, Herr.“

„Welches Kloster?“

Das Mädchen lachte. „Na, das Kloster Wienhausen.“

„Feiert ihr heut ein Fest?“

„Ja, Herr, die gnädige Frau Domina wird eingeführt.“

„So, eine neue Domina?“

Für alte, runzelige Stiftsdamen hatte Francesco wenig Interesse.

„Wie heißt sie denn?“

„Es ist die gnädige Frau von Bülow.“

Stechinelli wandte plötzlich den Kopf. Aber es gibt ja so viele Bülows. Wie töricht, daß er immer bei dem Namen noch zusammenzuckte.

„Ist es wohl erlaubt, der Feier beizuwohnen?“

„Oh, gewiß, nur eilt Euch, sie hat schon begonnen.“

Francesco sprang vom Pferde und gab es einem jungen Burschen, dem er einen Taler versprach, wenn er das Pferd hielte.

Dann schritt er durch das große Backsteinportal der Klosterkirche von Wienhausen, leise und schleichend, daß nur die Sporen wie unerzogene Kinder in diesem ernsten Raume vorlaut und ungeniert kicherten. Francesco setzte sich in eine Ecke der großen, halbdunkelen Kirche und sah sich um. Die Gemeinde sang aus alten, zerrissenen Gesangbüchern, und die Gesichter der Andächtigen waren hart und unbeweglich, wie die der holzgeschnitzten Heiligen in dem großen, buntbemalten Altarschrein.

Als Gesang und Orgelspiel beendet waren, trat ein schöner, klug aussehender Mann mit würdiger Haltung vor den Altar und verlas die Liturgie.

Francesco beobachtete, wie der große, weiße Halskragen das rosafarbene Licht der dicken Altarkerzen aufsog, und wie die langen, bläulichen Schatten der sauber gelegten Kragenfalten es zurückwarfen. So umgab das feine Gelehrtenhaupt ein ungewisser Schimmer, durch den die volle Stimme wohltuend und beruhigend klang. Die Stimme schallte wider von den Backsteingewölben; es war, als ob sie Leben erweckte in den Winkeln und Erkern des ehrwürdigen Baues, der einst dem Gottesdienst der Zisterzienserinnen gedient hatte. Als dann der Geistliche, Herr Doktor Joachim Hildebrandt, Obersuperintendent und Professor der Theologie in Helmstedt, die Liturgie beendet hatte, fiel die Orgel wieder ein und die Gemeinde sang: Ach, bleib mit deiner Gnade.

Stechinelli fühlte, daß er zitterte. Warum? Weil eine etwa sechzigjährige Dame, die denselben Namen führte, wie das Mädchen, das er einst geliebt hatte, als Äbtissin in Wienhausen eingeführt wurde?

Nun öffnete sich die Tür der Sakristei, seitwärts vom Altar. Ein blaßgoldener Kerzenschein fiel in den Raum der Kirche und vereinte sich mit dem Lichte, das von den Silberleuchtern ausging. Die Orgeltöne zogen leise und gehalten durch die dämmerige Kirche.

Vier schwarzgekleidete Knaben traten aus der Tür. Sie trugen auf seidenen Kissen die Stiftungsurkunde des adeligen Damenklosters, das Petschaft und die Schlüssel. Vier Klosterdamen folgten. Sodann erschien die hohe Gestalt des Großvogtes Thomas Grote im Türrahmen; er war der Vater des berühmten Otto Grote, dem Ernst August von Hannover dereinst den Erwerb der Kurwürde mit verdanken sollte. Der Großvogt war ein aufrechter, schöner Mann, den das schwarzseidene Gewand mit der goldenen Ehrenkette würdig kleidete. Ihm folgte der Doktor beider Rechte, Heinrich Langen-

beck, Kanzler von Celle und Geheimer Rat, der den Äbtissinnenstab in der Hand hielt.

Eine kleine Pause, während der auch die Orgel schwieg, schärfte die Aufmerksamkeit und Erwartung. Dann setzte die Orgel wieder ein und ein Raunen ging durch die Kirche, ein Tuscheln: „Wie schön ist sie und so jung!“ Die neue Äbtissin, Benedicte von Bülow aus dem Hause Reddensen, war eingetreten, und hinter ihr folgten die Stiftsdamen von Wienhausen.

Benedicte nahm ihren Platz in dem großen Sessel vor dem Altar. Ihr zur Rechten saß Herr Thomas Grote, zur Linken der Kanzler Doktor Langenbeck. Die Klosterdamen hatten die Plätze rechts und links vom Altar eingenommen.

Doktor Hildebrandt hielt eine kurze Ansprache. Er wies in kurzen, herzlichen Worten hin auf die Jugend der neuen Domina, auf ihre vornehme Herkunft, und er sprach von der Gnade Gottes, die sie in diese Stellung gebracht habe.

„Und nun frage ich Euch, vieledle Jungfrau Benedicte von Bülow: Wollt Ihr dieses Kloster leiten im Sinne seiner erlauchten Beschützer, als ein luthrisches Jungfrauenkloster, als ein Hort der reinen Lehre?“

Benedicte war vor den Altar getreten. Sie stand da, wie ein Bote aus einer anderen Welt.

„Ich gelobe es“, sagte sie. „So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium.“

Ihre Stimme hatte etwas unsagbar Hohes und Ergreifendes, als sie das Gelübde ablegte.

Dann trat Herr Thomas Grote an den Altar, begleitet von Doktor Langenbeck.

„Als Bevollmächtigter meines erlauchten Herrn, des Herrn Herzogs von Celle, frage ich Euch, Jungfrau Benedicte von Bülow, ob Ihr bereit seid und

es immer sein werdet, die rechtmäßige Herrschaft der durch Gottes Gnade berufenen Herzöge anzuerkennen, ob Ihr niemalen Konspiration oder Felonie treiben wollet und stets eine würdige Dienerin Eurer Lehns- und Landesherren zu sein Euch bemühen werdet?"

„Ich gelobe es."

„So reiche ich Euch, gnädige Frau, im Namen meines Herrn, des durchlauchtigsten Herzogs Christian Ludwig von Celle, diesen Stab, als Zeichen Eurer Macht, damit Ihr leitet und schirmt, führet und wehret — sei es, daß Eure Herde irret oder daß sie bedrohet wird."

Der edle Thomas Grote legte den schlanken Krummstab in den Arm Benedictes. Dann ließ er sich auf das Knie nieder und küßte der neuen Domina mit ritterlicher Ehrfurcht die Hand.

Benedicte stand am Altar, als ob sie all das nichts anginge — als ob sie träumte. Und doch so würdig, so fürstlich. Wie sie damals auf dem Hügel vor Reddensen stand, dachte Francesco. Sie hatte etwas Unberührbares an sich.

Das edle Antlitz war leicht zur Erde gesenkt, und sie glich gegen die durchgoldeten Fenster den Heiligen eines frühen deutschen Meisters. Das schwere Gewand floß in schönen Linien von ihren Schultern herab, und der Rhythmus ihres harmonischen Körpers klang noch verhaltener, noch gedämpfter durch das ehrwürdige Gewand.

Francescos Herz klopfte. Wohl wußte er, daß Benedicte das Kloster jeden Tag verlassen und sich vermählen konnte. Aber er wußte auch, daß das Gelübde, was dort soeben geleistet war, nie aufgehoben würde. Benedicte hatte abgeschlossen. Sie ersehnte nichts als den Frieden.

Der Schlußgesang verhallte. Stechinelli warf

noch einen Blick auf die edle Gestalt, die das Haupt geneigt hatte, während die Damen kniend beteten. Er ließ sich von dem Strom der Menge aufnehmen und gelangte so durch einen Seitengang der Kirche in den Klosterhof.

Um die Säulen des Kreuzgangs rankte der wilde Wein. Er schlug hinauf zu den engen Fenstern wie eine Woge von Blut, er hüllte die Mauern in Purpur, er zersprühte in jungen, goldroten Blättern, die scharf umrissen gegen den blauen Himmel standen. Zwischen den Säulen des Klosterganges blieben die Heidjer und Bauern stehen. Ehe Francesco sich erkundigen konnte, auf wen sie warteten, öffnete sich die Tür der Sakristei.

Benedicte von Bülow, die Äbtissin des adeligen Damenklosters zu Wienhausen, trat in den Klosterhof. Sie sah sehr blaß aus. Ihr goldenes Haar quoll in breiten Strähnen unter der Haube hervor. Diese Haube war erdacht, um das Haupt einer Greisin zu schützen, nicht aber, um die Lockenflut eines Mädchens zu bändigen.

Langsam, nach alter Sitte, schritt die neue Äbtissin durch die Gemeinde. Die seidene Schleppe schleifte ruckweise hinter ihr her, und der Krummstab stieß ganz leise auf den roten Ziegelboden. Die schmale, schöne Rechte hatte den Stab umfaßt; alles an diesem Mädchen war Adel und Würde.

Und nun? Warum zuckt die Abbatissa des Zisterzienserklosters zu Wienhausen unmerklich zusammen, als ob ein Lichtstrahl plötzlich ihr Auge geblendet hat? Schießt nicht eine leise Röte durch ihr Gesicht? Nein, das ist der Abglanz des purpurnen Herbstweines. Die Abbatissa des Zisterzienserklosters zu Wienhausen ist ebenso blaß, wie die Domina von Hohnhorst es war, als sie vor wenig Wochen im Prunksarg vor dem Altare lag.

Keiner hat es gesehen, daß das Auge der edlen Benedicte von Bülow abirrte, als sie zusammenzuckte. Nur der eine weiß es, der, den dieser Blick getroffen hat. Das ist der Direktor der italischen Kanzlei Seiner Durchlaucht des Herzogs Georg Wilhelm von Hannover, der Venediger Edelherr Francesco Maria Capellini aus dem Hause Stechinelli. Den trifft dieser Blick wie ein Schmerz, der ihm das Innerste zerwühlt. „Warum hast du mir das getan?“ fragte der Blick.

Ja, warum? Gebt Antwort, ihr Himmlischen, die ihr nicht seid. Warum schuft ihr den edlen Francesco so, daß er Gluten entfacht, wo er hinkommt, daß er Leben auf Leben zerstört, während er selbst dahingeht, freudlos, mit der Sehnsucht nach den Sternen?

Francesco verneigt sich tief. Er hört das Rauschen der Seide. Seine Sporen klirren hell und lachend, wie er die Hacken zusammenschlägt.

Als er den Kopf erhebt, ist Benedicte vorüber. Das Rascheln des Kleides wird schwächer, er sieht nur noch die feinen Bewegungen des Körpers, er hört noch das Geräusch des Krummstabes auf dem Ziegelboden.

Benedicte durchschreitet den viereckigen Kreuzgang und geht wieder in die Sakristei zurück. Die schwere Eichentür schließt sich hinter ihr.

Francesco schleicht durch die Kirche ins Freie. Er ist wie gelähmt. Er sieht nichts. Mechanisch reicht er dem Burschen, der sein Pferd gehalten hat, das versprochene Geldstück, mechanisch steigt er in den Sattel.

Und er galoppiert nach Celle, spricht mit den Handelsleuten, während er Qualen erduldet über die schauerliche Kälte seines Herzens.

Er möchte schreien, daß Benedicte so edel ist wie die heilige Elisabeth, daß er schuld sei an dem tragischen Ende dieses Menschenkindes. Aber er schweigt davon und redet von der Güte des Tridentiner Tuches. Und sich selbst fragt er wieder und wieder: Was hast du nun gewonnen mit deinem Verzicht?

Gegen Nachmittag reitet er nach Hannover zurück, und er schüttelt den Kopf, als er das Kloster von Wienhausen im Dämmern des Herbstabends seitwärts liegen läßt. Dort träumt Benedicte von Bülow ...

Sein Wille kämpft mit dem Gefühl. Er gibt sich eiserne Mühe, seine Gedanken abzulenken. Er gibt sich Mühe, die Erkenntnis zurückzudämmen, daß dieser Verzicht nichts Großes war. Eine künstliche Steigerung der Lust, durch ein Sichversagen des befreienden Wortes ... Er will diese Gedanken ablenken. Es gelingt ihm. Nun rechnet und berechnet er, er kalkuliert und überlegt. Wenn der Gedanke an Benedicte durch die Berechnung blitzt, schiebt er ihn energisch zurück. Er merkt zu seinem Erstaunen, daß es dem Willen möglich ist, Geschäfte und Gefühle scharf voneinander zu trennen.

„So lange es dauert“, denkt er freilich und lächelt.

Er weiß seit einiger Zeit, daß seine Seele ein tiefer Brunnen ist, aus dem stets neue und unbekannte Geister aufsteigen.

Spät abends langt er wieder in Hannover an.

Am nächsten Morgen reitet der außerordentliche Gesandte und Bevollmächtigte Seiner Durchlaucht des Herzogs Georg Wilhelm von Hannover, der edle Herr Francesco Maria Capellini Stechinelli, Kanzleidirektor, auch Privatsekretär und Agent, mit kleinem Gefolge von Hannover nach Venedig ab.

Die Frauen stehen hinter den Gardinen am Fenster und denken, wie schön doch der edle Stechinelli sei.

Als die Reiter das Stadttor passieren, hat der Herr Gesandte seine äußere Haltung wiedergewonnen. Er pfeift eine Arie aus der neuen Oper „Athene“.

Das Zwischenspiel der Arbeit

X

Schneegestöber in Venedig. Auf dem Markusplatz führen die Flocken eine Farandole auf, und während sich um den Campanile die weißen Gäste tummeln, ruhen die ermüdeten auf den Zacken und Erkern des Markusdomes, faulenzen auf der Loggia des Sansovino und machen es sich auf den Vorsprüngen und Architraven der Bibliothek bequem. Die unseligen, weißen Schneefedern aber, die auf den Platz gefallen sind, werden zertreten und zu Schmutz zerstampft von den scheltenden und fluchenden Müßiggängern, die solche Kälte als einen Verstoß gegen ihr Privileg des Dolcefarniente ansehen.

Eine ganz kleine Flocke ist gegen das Fenster der Sala dei Dieci geflogen, und nun rutscht sie verzweifelt an der glatten Scheibe hinab. Sie möchte sich halten, sie möchte hängen bleiben, aber sie kann es nicht. Denn die Scheibe ist von innen erwärmt, da in dem Marmorkamin der Sala ein helles Feuer von trockenem Pinienholz brennt, und so geht die kleine, weiße Flocke ihrer langsamen Auflösung entgegen.

Aber sie hat, neugierig, wie Frauen einmal sind, noch im Sterben gesehen, daß vor dem Kamin zwei Männer sitzen. Der eine trägt das schwarze Kostüm der Venediger Edelherren und hüllt sich fröstelnd in den mit Eichhörnchenpelz gefütterten Mantel. Das lange schöne Gesicht guckt noch immer überrascht aus der grauen Lockenperücke, als könnte der Besitzer dieser Perücke gar nicht begreifen, daß der Kavalier,

der vor ihm sitzt, sein ehemaliger Page sei, der Page des Herrn Manin, Francesco Stechinelli.

Der Herr Manin ist seit einigen Jahren Prokurator des heiligen Markus, einer der Prokuratoren, und ihm liegt insonderheit die militärische Verteidigung der Hohen Republik ob.

Er lächelt verbindlich. „Wie eigentümlich", meint er nach einiger Zeit, „daß mein lieber Page Francesco jetzt als Ambassadeur Seiner Durchlaucht von Hannover mit mir verhandelt. Aber", so fährt er fort, „gerade diese alten Verbindungen werden uns die Pflichten leicht machen, und ich glaube, daß wir jeder Schwierigkeit aus dem Wege gehen können."

„Nichts ist mir lieber als das", entgegnete Francesco, „um so mehr, als ich aus den Worten des edlen Herrn Manin vernehme, daß die erlauchte Republik nicht lange zu handeln gedenkt, sondern auf die gerechten Forderungen meines Herrn einzugehen beabsichtigt."

Manin zuckt unmerklich zusammen. Er greift nach dem Feuereisen und stochert in den Holzkloben. Dann legt er ein neues Scheit auf die Glut, an dem die Flammen sich langsam emporfressen.

Er benutzt die Pause, um unauffällig das Gesicht des Gesandten zu studieren. Fremde Gesandte sind bei der Verhandlung stets im Anfang sehr zurückhaltend. Dann pflegt ihnen der Hohe Rat ein „Ehrengeschenk" zu machen, zunächst einen Teil, mit der Versicherung, daß nach der „glücklichen Beendigung der Verhandlungen" der Rest nachfolgen werde.

Das nützt in den meisten Fällen, und Manin ist diese Art der Verhandlung so gewohnt, daß er wie nachlässig zu Francesco sagt: „Die erlauchte Republik denkt diese freundschaftlichen Beziehungen noch zu verstärken, indem sie sich erlaubt, Euch ein Ehrengeschenk von sechstausend Talern anzubieten, wo-

von Ihr tausend sofort, fünftausend aber nach der glücklichen Beendigung der Verhandlungen erhalten werdet."

Der Prokurator hat nach diesen Worten das Gefühl, wie es ein Schachspieler hat, der mit seiner Dame in gerader Linie den feindlichen König und schräg einen ungedeckten Turm bedroht. Aber er hat sich zu früh gefreut.

Sein Gegenüber verneigt sich ein wenig und lächelt. „In Hannover", so sagt er, „pflegt man Ehrengeschenke erst nach dem Schluß der Verhandlungen anzunehmen. Die Objektivität könnte sonst darunter leiden."

Dem Prokurator des heiligen Markus schießt eine Blutwelle ins Gesicht. Das ist er nicht gewohnt.

„Aber Ihr seid nicht in Hannover", entgegnet er schließlich.

„Aber ich komme daher und gehe wieder dorthin."

„Letzteres bedauert die Hohe Republik außerordentlich." Manin sucht mit Schmeicheleien zu retten, was durch den Bestechungsversuch mißglückte. „Sie dachte, daß ihr Sohn in ihrem Dienste eine hohe Stellung nicht zurückweisen würde."

„Ich stehe im Dienste des Herzogs von Hannover. Ebenso wie Ihr von den Hannöverschen Condottieri Treue verlangt, ebenso verlangt es der Herzog von seinem venezianischen Direktor."

Die Flammen zittern auf den schwarzen Seidenkleidern; sie erregen durch den Reflex der Seide den Eindruck azurner Bläue, sie zerren die Töne des Eichhörnchenpelzwerkes hin und her, vom Purpurrot über lichtes Braun in die Farbe des Schwefels.

„Lasset uns ein ernstes Wort reden", sagt Manin, und seine Stimme bekommt die Süßigkeit des

Weihrauchs. „Der Herzog braucht Geld. Wir wissen es. Sein Adel will ihm etwas geben, wenn er in Hannover bleibt und auf Celle verzichtet. Er aber will nach Celle, wo die Güter einträglicher sind. Er hat nur einen Handelsartikel: seine Soldaten. Wir zahlen. Also spannt Eure Forderungen nicht ins Ungemessene. Hundert Taler für den Mann sind genug. Und wenn wir fünfzig für den Verwundeten und dann noch fünfundzwanzig für den Gefallenen extra zahlen, so ist das grandios."

„Wäre sehr schön, wenn ..."

„Nun?" Manin horcht auf."

„Wenn die Republik der einzige Interessent wäre."

Francesco reicht dem Prokurator ein Bündel von Verträgen. „Wie Ihr seht, bemüht sich auch der allerchristlichste König von Frankreich um unsere Truppen. Das konnten Eure Gesandten freilich nicht wissen, da ich erst hier in Venedig diese Verhandlungen begonnen habe."

Manin lächelt. „Wir wissen, daß der Herzog nie an Frankreich Truppen liefern wird. Er ist ein Reichsfürst und ein treuer. Deshalb verhandeln wir ja auch am liebsten von allen deutschen Fürsten mit ihm."

„Irrt Euch nicht. Das Reich ist ein Schemen."

Der Prokurator ist aufgestanden und geht unruhig im Zimmer auf und ab. „Er hat seine Vapeurs", sagte man damals. Heut sagt man „Nerven".

„Und", fährt Stechinelli unbeirrt fort, „gebt Ihr dem Herzog eine Anzahlung? Ein Drittel der Summe sofort, das zweite Drittel nach einem halben Jahr, damit der Herzog das Heer aufstellen kann, und den Rest nach Ankunft der Truppen in Venezia? Der Allerchristlichste will es tun. — Edler Herr Manin", Stechinelli läßt seine Stimme sinken,

„nur die Liebe zu meiner Heimatstadt läßt mich noch mit Euch verhandeln. Mit dem hiesigen französischen Ambassadeur könnte ich zu den Bedingungen sofort abschließen.“

Der Venediger Nobile hat die Briefe des französischen Gesandten durchgesehen. Nun holt er tief Atem.

„Gut“, sagt er, „wir geben noch zehn Taler für jeden Mann und fünf für jeden Gefallenen und Verwundeten mehr als der König von Frankreich. Und auch die anderen Bedingungen akzeptieren wir. Nur eine Sonderbedingung haben wir, eine Bedingung, die wir aber aufrecht halten wollen: Die Truppen müssen hier in Venedig geliefert werden. Der Fürstbischof von Trient macht nämlich des Durchmarsches wegen Schwierigkeiten. Unsere Diplomaten haben bis jetzt vergeblich mit ihm darüber verhandelt.“

Stechinelli horcht auf.

„Ist diese Bedingung nicht zu umgehen?“

Wie die grauen Locken fliegen, während Manin den Kopf schüttelt! Sie tanzen hin und her, so energisch betont der Prokurator die Bedingung. Die schöne, volle Hand des Gesandten von Hannover greift über den Tisch und legt sich wie beruhigend auf die Elfenbeinfinger des edlen Herrn Manin.

„Ich will Euch die Truppen hierher schaffen, wenn Ihr mir einen Gefallen tut.“

„Bitte, soweit es in meiner Macht steht.“

Das leuchtende Lachen ist in die Augen des Edlen Stechinelli gesprungen, das Lachen des Erfolges. Er dämpft seinen strahlenden Blick und sagt:

„Schreibt mir diese Bitte in die Form eines Briefes an mich, betont die Schwierigkeiten, sagt, daß der Verstand aller Diplomaten vom Heiligen Markus nicht gereicht habe, um den renitenten Kleriker zu zähmen. Und schreibt, daß es Euer unver-

rückbarer Wille sei, daß die Truppen hier in Venezia abgeliefert würden."

Manin beginnt mißtrauisch zu werden. Juristen und Diplomaten sind mißtrauisch, weil es zum Geschäft gehört. Aber schließlich: warum sollte dieser Brief verfänglich sein? Und so schreibt er denn, schnell und flüssig, und betont die Schwierigkeiten in ausnehmend scharfer Weise.

Als er Francesco den Brief übergeben will, zieht er das Schreiben plötzlich zurück.

„Versichert Ihr auf Euer Ritterwort, daß keine Infamia gegen die Hohe Republik oder mich dabei ist?"

„Mein Wort darauf — und ich glaube, für den Erfolg stehen zu können." Francesco steckt den Brief in den Aufschlag seines Ärmels; er klopft die Manschette breit und streift mit der rechten Hand über die wildlederne Stulpe des linken Handschuhs. Dann sieht er den Prokurator ruhig an.

„Seid Ihr also einverstanden?" fragt Manin mit leichter Unruhe.

Francesco lächelt. Dann nickt er.

„Ich bin einverstanden."

Manin hat sich hingesetzt und hat in zwei Vertragsexemplare, die er aus seinen Papieren hervorzieht, die Zahlen eingetragen. Er reicht Francesco die Feder hin.

Aber dieser legt die Feder zunächst neben sich und prüft die Verträge mit peinlicher Genauigkeit. Dann nimmt er langsam den Gänsekiel, mit dem er seinen Namen unter die Protokolle wirft.

Manin unterzeichnet die Urkunden mit sorgfältigen Zeichen. Der Prokurator entzündet mit Hilfe eines Holzspanes eine Kerze am Kaminfeuer und tropft das flüssige Siegelwachs unter die Urkunde. Die beiden Herren drücken mit ihren Ringen ihre Wappen unter die Schriftstücke, an denen bereits in

großen gedrechselten Holzkapseln die Staatssiegel der Republik hängen.

„Und nun", meint Stechinelli mit feinem Augenzwinkern, „nun steht nichts im Wege, daß die Republik mir ein Ehrengeschenk macht."

Der Hohe Rat hat nicht die Absicht gehabt, das Ehrengeschenk nach der Beendigung dieser Verhandlung zu bewilligen. Er pflegt zu schenken, wenn sich die Ausgabe für das Geschenk lohnt, nicht aus Großmut oder Freude am Schenken selbst. Aber hier steht der Ruf der Hohen Republik auf dem Spiel. Wenn Manin jetzt erklärt, daß die Republik dieses Ehrengeschenk dem Gesandten nicht mehr zubillige, dann würden ihre Praktiken aller Welt offenbar werden. Daher sagt der Prokurator des Heiligen Markus wie nebensächlich: „Selbstverständlich, selbstverständlich. Ich darf Euch gleich eine epistola tracta geben. Habt Ihr besondere Wünsche deshalb?"

„Gebt mir die Tratte auf ein Hamburger Bankhaus."

Manin schreibt den Wechsel mit zarten, gefälligen Buchstaben aus und unterzeichnet ihn als Prokurator.

„Und den Wechsel für den Herrn Herzog bitte ich auf die Bank von Amsterdam zu ziehen."

„Langsam, Edler! Noch ist das Geschäft zu unsicher." Manin beugt sich über den Tisch. „Und wenn der Fürstbischof von Trient den Durchmarsch weigert?"

„Er wird ihn nicht weigern."

„Wer kann das wissen? Mein Freund, der Wechsel geht heute noch an unseren Gesandten nach Amsterdam. Wenn Ihr dort durch Urkunden oder Euer Wort glaubhaft macht, daß die Genehmigung erteilt ist, und wenn der Herzog sich weiter in einer Urkunde verpflichtet, den Betrag des Wechsels zu-

rückzuzahlen, falls die Truppen nicht in Venedig ankommen, dann wird der Wechsel dem Herrn Herzog von unserem Gesandten in Amsterdam ausgeliefert werden."

„Gut, ich werde die Einwilligung des Fürstbischofs bringen."

„Überschätzt Eure Fähigkeit nicht. Unsere besten Diplomaten haben schon vergebens ihr Glück versucht. Paolo Renier, mein Neffe selbst ..."

Francesco lächelt. Er denkt des Jugendfreundes, der Zeit im Convent der Fratres und der Pagenzeit. Er ist stolz, daß er mehr Erfolg haben wird, als Paolo Renier. Kein Wort der Freundschaft läßt er dem bestellen, dem er einst Treue für das Leben geschworen hat. Er sagt dem Prokurator nur: „Grüßt ihn und sagt ihm, ich könnte doch wohl noch mehr als er."

Tor, du. Ist das der ganze Gruß an deine Jugend, Francesco? Ja, du bist Mann geworden. — Mit dreifachem Erz hast du deine Brust gepanzert.

Er dankt dem edlen Herrn Manin und erhebt sich.

„Darf ich Euren Diener rufen", fragt Manin höflich und schlägt gleichzeitig an eine hängende Silberplatte, die auf dem Tischchen steht. Die Platte ist kostbar ziseliert; Putten tragen eine Scheibe, während der Klöppel die Gestalt einer gestreckten Schlange hat. Dem eintretenden Pagen befiehlt der edle Herr Manin, den Diener des Gesandten in den Saal zu bitten. Carlo Cavareto, der Schreiber der italischen Kanzlei, tritt ein und verneigt sich artig vor dem Prokurator.

„Eure Hannoveraner scheinen gar keine Tölpel zu sein", lächelt dieser zu Stechinelli.

„Dieser Hannoveraner ist aus Venedig", erwidert der Gesandte.

Manin macht große Augen. „Hat sich in Hannover eine Kolonie der geliebten Lagunenstadt aufgetan?“

„Es ist das alte Lombardenland. Wir kehren nur zurück.“

Die Herren reichen sich die Hände. Carlo Cavareto nimmt die Akten des Gesandten und folgt den Würdenträgern in gemessener Entfernung. Der Prokurator will es sich nicht nehmen lassen, die hannöverschen Gäste an die Staatsgondel zu geleiten. Oben an der goldenen Treppe warten vier Pagen mit einem Baldachin. Die Schneeflocken, die im bunten Gewimmel über den Hof tanzen, kreisen nur vereinzelt unter die Purpurdecke, die über den Köpfen der Herren getragen wird.

Am Markusplatz wartet die Gondel. Stechinelli und Cavareto steigen ein, der Prokurator sagt: „Auf Wiedersehen heut abend beim Festbankett“ — und dann schießt die Gondel den Canal Grande entlang zum Palazzo Durazzo, wo Stechinelli Wohnung genommen hat. —

In Francescos großem Arbeitszimmer im Palazzo Durazzo zieht die Dämmerung um die schlanken Säulen, deren bunte, eingelegte Steinchen noch im Glanz der untergehenden Sonne funkeln. Der Gesandte des Herzogs hat sich sofort nach der Verhandlung hingesetzt und einen umfangreichen Bericht über den Erfolg seiner Mission geschrieben. Carlo Cavareto hat zwei Kerzen gebracht, aber der Gesandte hat es nicht gemerkt. Er kämpft mit dem Ausdruck. Er schildert, indem er seine ganze Kraft zusammennimmt, in elementaren klaren Worten die Widersetzlichkeit des Bischofs von Trient. Er schreibt einen Bericht, der den Leser wie vor einen gewaltigen, tragischen Konflikt führt und dann plötzlich abbricht.

Dieses Schreiben sollte dem Herzog den Erfolg in Venedig melden, ihm aber wegen der neu auftauchenden Tridentiner Schwierigkeiten in einer atemlosen Spannung halten, bis er, er, Francesco, sie endlich lösen würde. Nach dieser Lösung würde der Herzog mit Gnaden nicht kargen. Dann würde es Zeit sein, das eine zu erbitten: die Belehnung mit der Post ...

Am Abend jagen vier Boten über die terra ferma, zwei Venezianer und zwei Hannoveraner. Sie haben sich bald angefreundet, trotzdem die Venezianer Briefe an den Gesandten der Republik in Amsterdam zu bringen haben, während die Hannoveraner die Berichte des Gesandten Stechinelli an ihren Herzog nach Breda übermitteln sollen. Die vier reiten gemeinsam über den Gotthard, betrinken sich in Straßburg, johlen noch drei Tage zusammen in den Hafenschenken von Amsterdam und küssen sich beim Abschied in Rührung und Trunkenheit.

Am Morgen nach dem Festbankett verläßt Stechinelli mit seinen Leuten die beschneite Lagunenstadt.

Als er in Mestre die weite Ebene vor sich sieht, überfällt ihn ein Angstgefühl. Diese Fläche ist trostlos, denkt er. Ihr fehlt die Poesie der beschneiten Heide, und hier ist der Schnee nicht weiß und körnig, sondern geklumpt und wässerig. Sein Blick schweift prüfend über das Land. Die Weinstöcke sind elend und verfroren; kleine weiße Bändchen liegen auf den stark gebogenen Ästen. Die Weiden starren mit ihren struppigen Zweigen wie widerspenstig aus dieser zerrissenen Weiße. Die Mais- und Reisfelder haben eine unsaubere Schmutzfarbe, und über diese ganze verzweifelte Landschaft ist ein Himmel von öder, bleiiger Langweiligkeit gespannt, dessen Feuchtigkeit den aufsteigenden Erdnebeln entgegensinkt.

Francesco hat mit seinem Trupp den geraden Weg nach Trient eingeschlagen. In Bassano übernachten die Reiter, abgemattet und niedergedrückt durch die schlechten Wege und den Regen, der gegen Nachmittag eingesetzt hat.

Am folgenden Abend erreichen sie Trient, Trient, mit seinem bunten Dom, den von allen Seiten waldlose kahle Bergwände anstarren.

Stechinelli hat die Stadt seit jenem Tage, an dem er Maria Mattérbo hier beisetzte, nicht wiedergesehen. Der Zug ist auf der Hinreise über den Gotthard gekommen, da Francesco am Rhein für den Herzog geschäftlich zu tun hatte.

Es liegt ein regnerisches Dämmern über der Stadt, das merkwürdig zu den hohen, weißen Häusern im Widerspruch steht. Diese Häuser sind gewohnt, die Glut einer heißen Sonne aufzusaugen, jener Sonne, die das baumlose Tal so oft beängstigt, und die Francesco noch so gut in Erinnerung hat.

Als der Zug endlich auf dem Domplatz in der großen Herberge anlangt, steigen die Reiter mit einem Fluch aus dem Sattel und lassen sich eilends an den Holzbänken des Schenkzimmers nieder, um mit dem schweren Traubenblut der Berge von Bassano die durchfrorenen Körper zu erwärmen.

Francesco ist in die Dämmerung hinausgegangen, und den Mantel von feinem Tridentiner Tuch, das aus Meister Bertelsmanns Beständen stammt, hat er eng an den Körper gezogen; der lange Degen sieht unter dem schwarzen Mantel hervor, und die verregnete Feder hängt traurig von seinem Hut. Ein feiner Sprühregen feuchtet ihm das Gesicht. Er denkt an vergangene Zeiten, während er die Straße zur Konzilienkirche hinabschreitet. Fast erschrickt er, als er durch die schmutzige, lederbespannte Tür tritt. Eine Flut von Licht strahlt ihm entgegen.

Vom Altar tönt das Geplärr der Priester, und eine dichtgedrängte Menge liegt auf den Knien.

Nun setzt eine Orgel ein. Oh, Maria, virgo intacta, turris aeterna ... Stechinelli wird von einem Gedanken ergriffen. Ist es wahr? Ist heute Weihnachten? Die Nacht des Wunders, die süße, poetische Nacht, in der das Weib der Erde den Gott schenken durfte? Diese Nacht, die das Weib in Ewigkeit geadelt, gefürstet hat, denn kein Mann hat von einer Göttin der Erde eine Erlöserin gegeben.

Langsam geht Stechinelli an die Seite des Altares. Er setzt sich in einen Chorstuhl und starrt auf den Fußboden, unter dem die irdischen Reste seiner verstorbenen Gattin ruhen. Seine Blicke umfassen die Worte der Grabplatte: Maria. Hic jacet, quae amabat me. — Maria ...

Süßes Wunder, heilige Weihnachtskunde. Welch ewiger Zauber liegt in den Worten des Evangeliums der Heiligen Nacht. Klingt es nicht in den Ohren wie himmlische Musik?

„Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot ausging vom Kaiser Augustus, daß alle Welt geschätzet würde.

Und diese Schätzung war die allererste und geschah zu der Zeit, da Cyrenius Landpfleger in Syrien war.“

Haben diese Worte Lucae in Wahrheit den gewaltigen Rhythmus, den wir bei ihrem Klange empfinden, oder ist es der verfeinte Rhythmus der Tradition? Ist es ein Wunder der Überlieferung, daß wir uns ewig aufs neue von der Schönheit des Weihnachtsevangeliums ergreifen lassen und von neuem dieses gewaltige Ereignis fühlen, das zu der Zeit geschah, „da Cyrenius Landpfleger in Syrien war?“ Aber das ist wahr: auf die Knie müßte diese ewig junge Kunde uns zwingen, die Kunde, wie die Liebe in die Welt ihren Einzug hielt.

Francesco fühlte nichts von dieser Kunde der Liebe. Die Worte dort klingen kalt, gleich Geldstücken, die auf einen Tisch gezählt werden. Nur eine Empfindung des Neides steigt in ihm auf; ein Neid um die Unsterblichkeit der Menschen, die im Evangelium genannt werden. Über alle Hirten der Welt hat sich ein poetischer Schimmer gelegt, seitdem ihre Altvordern als erste den Gottessohn begrüßten. Wenn in den zerrissenen Bergen der Provence, hoch oben auf dem Fels Lis Baux, die Mitternachtsmesse gelesen wird, dann sind es die Hirten, die noch heute als erste ihre jungen Lämmer an den Altar bringen, weil einstens im fernen Morgenlande die Hirten als erste das Jesuskind anbeten durften.

Stechinelli träumt, er sei in Jerusalem, in den Palast des Cyrenius gekommen, des Prokurators von Syrien. Quirinius ist noch ein wenig ermüdet, aber er empfängt den Besucher höflich in dem Elfenbeinsessel, und frägt nach seinem Begehr.

Sein großgeschnittenes Römergesicht, nicht unähnlich dem des Direktors Buccolini, ist ausgezeichnet durch eine mächtige Nase, tiefe Längsfalten und dunkele, zurückliegende Augen.

„Wißt Ihr, erhabener Cyrenius, daß Euer Name in Ewigkeit in aller Welt genannt werden wird?“

Cyrenius, der verlebte, römische Elegant, lächelt. Er hat einen griechischen Sklaven als Erzieher gehabt, und der hat ihn die Kunst feiner Rede gelehrt. Es ist derselbe Sklave, der ihn Cyrenius rief, anstatt Quirinius, wie er eigentlich von seinem Vater genannt war.

„Ihr beliebt zu scherzen“, sagt er nach kurzem Sinnen. „So groß waren meine Verdienste in der Schlacht bei Actium nicht.“

„Nein, nicht deswegen.“

„Und in Germanien zumal —" Cyrenius lächelt resigniert.

„Nein, Eure germanischen Verdienste waren es, weiß Gott, nicht."

Der Landpfleger wird nervös. Er trommelt mit den Fingern auf der Seitenlehne des Sessels. Dann hebt er die Purpurdecke wieder auf, die ihm von den Knien gerutscht ist.

„Was ist es denn?" fragt er unwirsch, „gewiß meint Ihr meine Tätigkeit als Konsul, wenn auch unser erhabener Cäsar ..."

„Das Kind einer Zimmermannsfrau aus Nazareth wird Euren Namen in alle Welt tragen."

„Das Kind einer Zimmermannsfrau ..."

Cyrenius ist gut erzogen. Dann aber lacht er so herzlich, daß dieses Lachen ein Echo an den Marmorwänden erweckt.

„Ihr scherzet — haha ... ja, es ist gut, daß man einmal wieder lachen kann." Und er reicht dem edlen Stechinelli die Hand.

Wer von all den Andächtigen weiß, daß Cyrenius eine Galeere bei Actium kommandiert hat? Daß er in Germanien einen Streifzug gegen Sigmar unternahm? Daß er Konsul war, ehe er Prokurator wurde? Wahrscheinlich keiner.

Aber wenn man sie fragt, wer Landpfleger in Syrien zur Zeit der Schätzung war, während der Christus geboren wurde, dann werden sie sagen: Cyrenius.

Francesco schüttelt den Kopf. Du Glücklicher, denkt er, ein Zufall hat dich unsterblich gemacht.

Francescco läßt diese ganze Weihnachtsmär an sich vorüberrauschen. Die Spitze seiner Degenscheide hat er auf den Grabstein mit seinem eigenen Wappen gestemmt, und seine Augen hat er auf die Buchstaben geheftet. Ihr werdet bald verlöscht sein, denkt er, wenn der Name Cyrenius noch in aller Welt

klingt. Er hört vom Altar den Preis der Liebe, der großen Liebe, die Mensch geworden. Der Liebe, die gestorben aus Liebe. Und das alles preßt sich zusammen in den Namen „Maria".

Aber sein Herz ist kalt. Er empfindet nichts für diese große Liebe, die Mensch geworden ist. Er zieht seinen Mund nach unten und sagt: „Verwaschener Mystizismus."

Er versucht die Worte, die der Priester spricht, auf die Maria zu beziehen, die hier unter der Steinplatte liegt. Er versucht, dieser Liebe gerecht zu werden. Sie ist ja doch für ihn gestorben.

Aber er kann es nicht. Die Tote, die dort unten modert, ist ihm etwas Fremdes, Weltenfernes. Ein erloschener Stern.

Ein heißes Weh durchzuckt ihn. — „Warum bin ich so kalt, so fremd", denkt er. Und darüber treten ihm die Tränen in die Augen.

Leise erhebt er sich. Er wirft noch einen Blick auf die Grabplatte; dann geht er an dem erleuchteten Altar vorbei, huscht durch die in Dämmern kniende Menge und hört beim Hinausgehen noch die Worte des Priesters: „Oh, Maria, du Gebenedeite unter den Weibern." Er atmet tief und geht über den Platz und durch ein paar Querstraßen in das Gasthaus zurück. Seine Leute sitzen am Tisch und trinken den schweren Wein von Bassano. Er aber läßt sich von dem Wirt sagen, wo der Tuchhändler Carlo Berti seine Wohnung habe.

„Carlo Berti, der Kurier des Herrn Fürstbischofs?"

„Derselbe."

„Der wohnt in der Via di San Giovanni, hinter der Kirche San Spirito. Er ist sehr zu empfehlen als Tuchkrämer."

Francesco schlendert wieder über den nassen Domplatz und gelangt nach einem kleinen Umweg

in die Via di San Giovanni. Es ist eine enge Straße mit betrunkenen, hohen Häusern. Feuchtigkeit und Dämmerung geben ihnen allen ein vertrauertes Aussehen. In einem wohlhabenden Eckhaus wohnt Carlo Berti. Mattes Licht fällt aus den Kontoren des Erdgeschosses auf die Straße. Eine Anzahl von jungen Leuten sitzt darinnen an einem großen Tisch und schreibt. Carlo Berti geht auf und ab, und Francesco sieht, wie er durch die Seitentür das Zimmer verläßt. Er trifft ihn in dem großen Torbogen wieder, wo er neben einem Planwagen steht und mit dem Nürnberger Fuhrherrn verhandelt.

„Carlo Berti, ich möchte Euch in einer geschäftlichen Angelegenheit sprechen."

„Gern, mein Herr."

Carlo Bertis rotes Gesicht leuchtet beim Schein der Stallaterne.

„Gehet in mein Arbeitszimmer, bitte hier — nein hier. Ich komme sogleich.

Francesco tritt in den engen, holzgetäfelten Raum. Große, geschweifte Stühle stehen an den Wänden, die mit Stoffproben beklebt sind. Ein Öllämpchen brennt auf dem Tisch.

Nach zwei Minuten tritt Carlo Berti ein, während draußen der Wagen davonrattert.

„Setzt Euch, edler Herr. Was ist Euer Begehr?"

„Erinnert Ihr Euch, daß Ihr vor neun Jahren einmal mit einem Pagen des Herzogs von Hannover zusammen im Wirtshaus saßet? Ihr brachtet dem Pagen einen Brief des Fürstbischofs für den Herzog von Hannover."

Carlo Berti zieht ein prüfendes Gesicht. Er erinnert sich ganz genau, denn der Fürstbischof braucht seine persönlichen Dienste nur sehr selten. Nur bei wichtigen Angelegenheiten. Aber der Beginn dieser Unterhaltung ist dem guten Tuchhändler bedenklich; er wittert die Gefahr eines Darlehns.

Und wenn man auf Grund gemeinsamer Erinnerungen angeborgt werden soll, dann pflegt man ja plötzlich an einer starken Erinnerungsschwäche zu leiden.

„Ich erinnere mich nicht", sagt Don Carlo daher mit herablassendem Bedauern.

Stechinelli amüsiert sich.

„Schade", sagt er, „ich bin nämlich der Page, dem Ihr damals Angebote für ein Tuchgeschäft machtet. Aber da Ihr natürlich diese Angebote nicht mehr im Kopfe haben könnt, so müssen wir das Geschäft, das ich eigentlich mit Euch abschließen wollte, wohl unterlassen. Ich muß dann weiter."

Carlo Berti hat aufgehorcht. Das ist ja eine ganz andere Wendung. Er bereut seine Zurückhaltung, und um sie wieder gutzumachen, sagt er eilends: „An den Bedingungen erinnere ich mich natürlich ganz genau — natürlich."

„So . . .?"

„Ja, ja, mir fällt auch die ganze Sache wieder ein, o gewiß. Ich holte Euch kurz vor dem Wirtshause ein, und dann sprachen wir von so vielem. Ja, wir haben uns ja so glänzend unterhalten. Laßt uns auf diese Unterhaltung eine Flasche Veltliner trinken. Ja, gewiß. Ich liebe solche Erinnerungen."

Ehe Francesco es hindern kann, ist der behäbige Carlo Berti an den Eckschrank gewackelt und hat eine Flasche und zwei Gläser hervorgeholt. Die Flasche entkorkt er mit vielversprechender Gewandtheit und schenkt dann die Gläser voll.

„Auf die alten Erinnerungen", sagt er.

Wenn ich Zeit hätte, denkt Francesco, würde ich für zehntausend Taler Tuch bestellen und einen zehnjährigen Kredit fordern. Dann möchte ich erleben, was für ein Gesicht der Gute schneidet. Er ist zwar reichlich plump, aber doch ein geschickter Kaufmann. Ich kann ihn brauchen.

„Hört also“, beginnt Francesco, „Ihr seht mich hier als außerordentlichen Gesandten des Herzogs von Hannover, wie dieses Beglaubigungsschreiben ausweist.“

Carlo Berti versucht, es mit vornehmer Ruhe entgegenzunehmen. Vor dem geschnörkelten und versiegelten Pergament knickt er aber doch zusammen.

„Nun hat mich“, fährt der Gesandte fort, „der Herzog mit dem Handel mit fremden Tuchen in seinen Landen belehnt, so daß sich der ganze Tuchhandel in meinen Händen vereinigen wird.“

Carlo Bertis Antlitz bekommt einen überirdischen Glanz. Alle Falten glätten sich, die tausend kleinen Fältchen verschwimmen, und das Gesicht ist nur noch eine breite, spiegelnde Fläche.

„Ah“, sagt er schließlich.

„Und deshalb frage ich Euch, ob Ihr geneigt seid, mir den Bedarf an italischen Stoffen zu liefern?“

Der Tuchkrämer springt auf. „Exzellenz, was ist mir lieber! Ich bin doch Kaufmann, um zu verkaufen.“

Da plötzlich stockt er.

„Warum schweigt Ihr?“

„Ja“, Don Carlo kratzt sich, „seht, edler Herr, ich kenne Euch nicht. Bin ja sicher, daß Ihr Ambassadeur des Durchlauchtigsten Hannöverschen Herzogs seid. Aber ...“

„Aber Ihr zweifelt, ob ich zahlen kann?“

„Zweifeln? — zweifeln — nicht einen Augenblick. Aber bedenkt: Ihr könnt sterben. Der Tod ist so grausam. Er nimmt die Schönsten und Besten am liebsten. Das sage ich schon seit dreißig Jahren zu meiner Frau. Ja. Und denkt: ich hätte geliefert und Ihr wäret plötzlich gestorben. Nun? Wer steht mir dafür, daß ich mein Geld bekomme?“

Francesco hatte die Anweisung des Hohen Rates von Venedig aus der Tasche geholt und gibt sie dem Tuchkrämer. Dieser rückt damit unter die Öllampe und zieht, als er den Schein gelesen hat, ein Gesicht, wie ein Weinkenner bei einer Marke des köstlichen Jahres 1641.

„Ein sauberes Papier. Ist mir ein Beweis, daß ich es mit einem gar edlen Herrn zu tun habe. Vom Hohen Rat eine Anweisung an das Haus Amsink in Hamburg, dem Herrn Gesandten zu zahlen. Aber ...“

„Aber. Zum Teufel, was gibt es da zu zögern?“

„Wollt Ihr mir den Wechsel als Sicherheit lassen?“

„Ehe ich die Ware habe? Nein, Bester.“

„Da seht Ihr's? Was nützt mir da der Wechsel?“

Stechinelli sieht ein, daß der Mann recht hat. Und er sagt ein wenig beunruhigt: „Was wollt Ihr denn eigentlich von mir?“

Don Carlo windet sich: „Gott, was die Exzellenz bei solchen Ausweisen hier hundertfach finden kann: einen sicheren Mann als Bürgen.“

Francesco besinnt sich einen Augenblick. „Gut. Ich werde Euch einen Bürgen bringen.“ Er zieht ein Blatt aus der Tasche. „Hier habe ich Euch aufgeschrieben, was ich brauche. Sagt mir morgen, bis wann das zu liefern ist.“

Carlo Berti schrickt merklich zusammen, als er die großen Zahlen liest.

Muß ein guter Bürge sein, denkt er, aber er verbeugt sich tief vor Stechinelli und leuchtet ihm mit dem Öllämpchen die Stufen zum Torweg hinab.

„Schlaft wohl, edler Herr“, ruft er dem Gesandten nach, „und auf morgen.“

„Auf morgen“, antwortet Francesco und wendet sich zur Herberge zurück.

XI

Wie habt ihr euch geändert, ihr Träume, ihr Gäste der stillen Nächte! Früher hätte der edle Stechinelli in solcher Nacht wilde Gäste bekommen; aber jetzt ist er ruhig wie ein Kapitän, der sich zur Ruhe begeben und sein Schiff dem ersten Offizier übertragen hat. Morgen, wenn das gefährliche Fahrwasser kommt, dann führt er selbst wieder das Schiff, und er wird es sicher leiten, durch alle Fährnisse und Klippen. Als er am nächsten Morgen aus dem Hause geht, steckt er mit ruhiger Sicherheit die zehn Briefe des Fürstbischofs in die Tasche, die er aus Hannover mitgenommen hatte.

Es waren lange Beratungen gepflogen worden, ob dem Gesandten des Herzogs von Hannover am folgenden Tage eine Audienz nach dem großen Weihnachtsgottesdienst zu gewähren sei. In der Kanzlei des Fürstbischofs stritten sich zwei alte Juristen darum, ob das Recht der Audienz nur den ordentlichen oder auch den außerordentlichen Gesandten zustände. Schließlich machte man aus, daß dem Gesandten zwar die Audienz gewährt, daß er aber dem Fürstbischof beim Eintritt in den Raum die Hand küssen solle, damit so das Recht auf Audienz bestritten, die Audienz an sich aber nicht verweigert würde.

Francesco lacht ein ganz klein wenig, als der Hausmarschall des Fürstbischofs ihm diese Eröffnung vorbringt.

„Und wenn ich die Hand Seiner Fürstlichen Gnaden nicht küssen will?"

Der Hausmarschall macht ein entsetztes Gesicht. „Dann verweigern Seine Fürstliche Gnaden die Audienz.“

„Das wollt Ihr aber doch gerade umgehen.“

Der Hausmarschall gibt im Innern zu, daß Francesco recht hat. Aber er sagt wie strafend: „Ihr mißachtet heilige und bewährte Bräuche.“

„Nein, Ihr tut es, indem Ihr eine derartige Unterwerfung von einem Gesandten verlangt.“

Francesco weidet sich an der Hilflosigkeit des Majordoms. Nach einiger Zeit sagt er: „Ich will Euch die Pflicht nicht zu sehr erschweren, und ich werde die Hand Seiner Fürstlichen Gnaden gern küssen.“

„Ah — Ihr wollt ...“

„Ich will.“

„Dann werde ich Seine Fürstliche Gnaden sofort benachrichtigen.“

Der dicke, bewegliche Mann schlängelt sich durch die geschweiften Möbel nach der Tür. Er wendet sich aber zur Sicherheit noch einmal um und sieht Stechinelli fragend an. Francesco winkt lachend: „Ja, ja, geht nur“, und eilends springt der Majordom davon.

Stechinelli geht in dem schönen, hellen Saal wartend auf und ab. Er mustert die Porträts der früheren Fürstbischöfe, die in schweren goldenen Rahmen über den Stuhlreihen an den Wänden hängen. Er bleibt stehen vor einer Büste des Platon, die an der Tür aufgestellt ist, und überlegt sich, ob Platon wirklich eine Allongeperücke getragen habe.

Dann öffnet sich eine Seitentür, und der Hausmarschall sagt mit lauter Stimme, daß Seine Fürstliche Gnaden den Ambassadeur des Herzogs von Hannover empfangen wollen.

Mit langen, leichten Schritten geht der Gesandte an dem Majordom vorbei, der eine tiefe Verbeugung macht. Stechinelli glaubt in ein Vorzimmer zu treten, und er ist erstaunt, als sein Blick auf eine breite Treppe fällt. Auf den Stufen stehen die scharlachgekleideten Haustruppen des Fürstbischofs. In demselben Augenblick, in dem Francesco die Stufen betritt, kommandiert ein Offizier. Die Truppen präsentieren, die Trommeln wirbeln, und oben am Ende der Treppe reißen zwei Diener die Flügeltüren auf.

„Der Herr Gesandte des durchlauchtigsten Herzogs von Hannover", ruft einer der Diener in den Saal.

Francesco hat die Situation erkannt. „Man will dir imponieren", denkt er und faßt nach der Brusttasche, in der er das Briefpaket trägt. „Im Innern lachen diese Soldaten, daß du ohne Gefolge kommst." Aber er will sie staunen machen.

Langsam steigt er die Marmorstiege empor. In der Mitte bleibt er stehen und wendet sich an den Majordom.

„Ist es nicht Sitte, daß Seine Fürstbischöfliche Gnaden die Gesandten oben an der Treppe empfangen?

Der Majordom, der hinter Francesco gegrinst und den Truppen zugenickt hatte, zieht rasch ein ergebenes Gesicht.

„Nur die Ambassadeurs selbständiger Staaten werden so empfangen."

„Dann werden Seine Fürstliche Gnaden mich die Treppe hinabgeleiten. Ich bin der Gesandte des Herzogs von Hannover."

Francesco fühlt, daß diese Theatertruppen und dieser eunuchische Majordom im Innern sich vor Lachen biegen. Aber er denkt an den Spruch vom Zuletztlachen und schreitet durch die großen Flügel-

türen in den Audienzsaal. Die Türen schließen sich hinter ihm. Er geht vorwärts, auf den Thronsessel zu, und verbeugt sich dreimal. Das drittemal tritt er an den Fürstbischof heran und küßt die behandschuhte Rechte, die ihm der Kirchenfürst entgegenstreckt.

Maximus Ämilianus, Graf von Lerma, Fürstbischof von Trient, sitzt unter dem federgeschmückten Purpurbaldachin, der oben in einer goldenen Fürstenkrone ausläuft. Über dem Haupte des Kirchenpotentaten ist ein großes, gesticktes Wappen angebracht, mit Fürstenkrone und Bischofsmütze.

Maximus Ämilianus betrachtet diese Audienz als etwas Erheiterndes. Er liebt es, Fremden von Distinktion ein paar fröhliche Stunden an seinem Hofe zu bereiten, aber er hat keinerlei Neigung zu dem Gesandten des Herzogs von Hannover, vermutlich irgendeinem barbarischen Edelmann, der seinen Namen italienisiert hat. Aber der Fürstbischof freut sich ein wenig auf das nordische Raubtier und so hat er seinen Hofstaat zum großen Teil um sich versammelt, die vielen, nutzlosen, aber so dekorativen Priester, die Palastbeamten und die Offiziere. All das soll den Hannoveraner bedrücken und soll durch ihn erheitert werden. Graf Lerma liebt sich populär zu machen, insonderheit, wenn es ihm nichts kostet.

Sie tuscheln denn auch alle ein wenig, sie lächeln so mitleidsvoll-verächtlich, die schwarz-violetten Herren, als der Gesandte des Herzogs ohne Begleitung den Saal betritt. Und ein leichtes Gemecker geht durch die Reihen, als der Fürstbischof mit höhnischer Freundlichkeit sagt: „Nehmt Platz auf dem Taburett; Euer Gefolge mag an der Tür Platz nehmen."

Francesco lächelt und setzt sich auf das Taburett. Das ist eine der hinterlistigsten Erfindungen

der Zeit, der niedrige, vierbeinige Stuhl ohne Lehne. Der bestgewachsenste Mensch muß auf dem Taburett eine kümmerliche Figur machen. Das ist ja aber gerade die Absicht. Man will in dem Betreffenden das Gefühl seines eigenen Unwertes erwecken.

Ein Kichern, surrend wie ein Schwarm von Tauben, windet sich durch die Gesellschaft, als Francesco die Beine übereinanderschlägt. Graf Lerma, der mit zwinkernden Augen die Bewegung des barbarischen Gesandten verfolgt hat, streicht sich, um das Lachen zu verbergen, über seine große Hakennase. Dann schlägt auch er plötzlich die Beine übereinander, daß seine Saffianschuhe unter dem Hermelinmantel sichtbar werden.

Ein lautes Lachen des Gefolges, wie ein langer Wogenschlag, begleitet diesen Vorgang. Die glatten Marmorwände lassen dieses Lachen ungern hinaus, und so schallt es wider von den Spiegeln mit den aneinandergesetzten, viereckigen Scheiben, schwirrt über die Musikestraden und um die blitzenden Kristalleuchter.

Graf Lermas Antlitz, in dem Francesco mittlerweile das Modell zum Platon des Vorzimmers erkannt hat, ist im Kampf des Lachens mit der Würde. Dieses Blitzen der freistehenden Pupillen scheint zu sagen: „Was da wohl noch herauskommen wird?“

Francesco hat sich erhoben. Er weiß, daß dem Gesandten des Herzogs von Hannover ein Lehnstuhl zukommt, dessen beide Vorderbeine auf dem Teppich des Thrones stehen dürfen. Wochenlang hat man um dieses Recht beim Friedensschluß von Osnabrück und Münster gekämpft.

Nun steht der Gesandte, und in dem elegantesten Italienisch spricht er die Grüße des Herzogs aus, der er die Bitte hinzufügt, dem Durchzug der

Hannöverschen Truppen keine Schwierigkeiten entgegenstellen zu wollen, da allein der Brenner für die Überschreitung der Berge in Betracht käme, weil der Marsch über die anderen Alpenpässe infolge der großen Unkosten, die damit verbunden seien, gar nicht erst in Erwägung gezogen werden brauche. Das elegante Italienisch erregt Staunen bei dem Gefolge, Staunen erregt aber bei dem Fürstbischof die Bitte, den Truppen freien Durchmarsch zu gewähren. Er hat nicht an eine politische Mission dieses Tölpels gedacht. Daß er davon auch nicht ein Wort vorher gesagt!

Das braune, großgeschnittene Gesicht des Kirchenfürsten verfinstert sich. Er weiß, daß der heilige Stuhl mit der Pforte Frieden hält. Er selbst möchte außerdem keinen Präzedenzfall für Truppendurchmärsche schaffen. Und daher sagt er:

„Seine Durchlaucht werden es einem Kirchenfürsten wohl verzeihen, wenn er den Werken des Krieges nicht wohlgesinnt ist."

„Wenn der Kirchenfürst auch sonst glaubhaft zeigt, daß er allen Vorschriften der Kirche Folge leistet, ihre Gesetze und Verordnungen ehrt, und dartut, daß die Berufung auf die Sätze der alleinseligmachenden Kirche ihm eine nicht bequeme Entschuldigung sind, dann wird es der Herzog wohl verzeihen."

Graf Lerma ist unruhig geworden. Francescos scharfe Ohren haben das Wort „unverschämt" schon zweimal aus den Reihen der Würdenträger vernommen. Aber er läßt sich nicht beirren, auch nicht, als der Fürstbischof mit leichter Verachtung in der Stimme sagt: „Ich glaube zunächst nicht, daß meinem Durchlauchtigsten Freunde ein Urteil darüber zusteht ..."

„Der Herzog von Hannover hat viele Kirchenfürsten zu Freunden und ist mit den Vorschriften

und Regeln der alleinseligmachenden Kirche wohl vertraut."

„Wenn dem so ist" — der Fürstbischof sagt die Worte mit auffallender Schärfe — „dann dürfte er kaum einen Zweifel an der Glaubwürdigkeit meiner Ausführungen haben."

Francescos Blicke schießen wie ein Pfeil voraus, und zwischen den Augenlichtern der beiden Männer beginnt ein Kampf von unsagbarer Härte.

„Dieser Ansicht ist alle Welt. Erst neulich äußerte es die Frau Kurfürstin von Bayern."

„Die ..."

„Die Frau Kurfürstin von Bayern."

Ganz, ganz vorsichtig wie ein Schlingensteller beobachtete der Gesandte, ob sich das Wild verfangen hat. Nur einmal ist das Auge des Grafen Lerma zur Seite geirrt. Jetzt sieht er wieder geradeaus und sagt wie gleichgültig: „So, so."

Francesco muß aber wissen, ob Graf Lerma getroffen ist. Er läßt es auf einen Versuch ankommen.

„Der Gerechtigkeitsliebe eines selbst von der sittenstrengen Frau Kurfürstin gelobten Fürsten wird es aber ein Schlag sein, wenn er erfährt, daß den Gesandten des Herzogs von Hannover Lehnstühle zukommen, die mit den Vorderbeinen auf dem Teppich des Thrones stehen müssen."

Der Blick des Grafen Maximus Ämilianus möchte sich tief in das Hirn des Gesandten bohren. Er möchte heraussagen: „Was weißt du, was weißt du?"

Aber die lange, schmale Hand winkt wie nachlässig, und zwei Pagen tragen einen großen Gobelinsessel an den Rand des Throntеppichs.

Francesco setzt sich mit ruhiger Sicherheit in den schweren Stuhl, und selbst die überkritischen Weltpriester müssen sagen, daß er eine gute Figur macht.

Das tut nicht zum wenigsten die Sicherheit. Er sieht, daß er das Spiel gewonnen hat.

Der Fürstbischof ahnt die Waffe, die der Gegner in Händen hat. Einen richtigen Begriff von ihrer Schärfe hat er zwar noch nicht.

Nur das eine spürt er, daß er bereits mitten im Kampf ist, im Kampf mit dieser blonden Canaille, die es wagt, die Knie vor ihm übereinander zu schlagen.

Er weiß auch, daß das Ende dieses Kampfes sich nicht vor den Ohren des Hofstaates abspielen darf.

Wie nebensächlich klingt es, als er sagt: „Die Verhandlungen scheinen doch wichtiger zu werden, als ich es anfangs geglaubt hatte. Mein Herr Gesandter, ich danke Seiner Durchlaucht für die freundlichen Grüße; ich erwidere sie von Herzen. Meine Herren des Hofstaates: ich danke Ihnen."

Und Graf Lerma steigt vom Thron herab, geht auf den Gesandten des Herzogs von Hannover zu und schreitet mit ihm durch die Reihen der sich tief verneigenden Hofbediensteten. Die Türen, die zu den fürstbischöflichen Wohnräumen führen, schließen sich hinter den beiden.

„Don Antonio", meckert ein Kammerherr, „das ist doch wegen . . ." Er tuschelt dem Vikar der Konzilienkirche etwas ins Ohr.

„Ach, deshalb . . . ja, das wird der Fall sein. Ja, ja, die Frau Kurfürstin."

Sie gehen durch die gradlinigen Gartenanlagen des wettergeschützten Hofes, und Don Antonio pflückt sich eine Orangenblüte, die er zwischen die Lippen nimmt. Er saugt den süßen Duft der Blüte ein. Aber als der Kammerherr ihm eine kräftige Anekdote erzählt, lacht er so herzlich, daß ihm der duftende Kelch aus den Lippen rutscht.

Und er sieht, während er die Blüte aufhebt, zufällig auf die Fenster des fürstbischöflichen Arbeits-

zimmers; er sieht das Profil des Fürstbischofs; er sieht, daß der Kirchenfürst den sinnlichen Mund wie in höchstem Ärger nach unten zieht.

„Da oben steht ein Gewitter", flüstert der Kammerherr, der den Blicken des Vikars gefolgt ist, „danken wir den Olympischen, daß wir nicht zu herrschen brauchen."

Seine langen, weißen Spinnenhände liegen auf der schwarzen Sutane des Priesters, und während er den Kleriker beiseite zieht, sucht sein Blick noch einmal dieses böse Antlitz dort oben am Fenster, von dem er mit einer leichten Freude Abschied nimmt.

Maximus Ämilianus, Graf und Burggraf zu Lerma, Herr von Dogoli, Fürstbischof von Trient, hat Grund genug, verärgert zu sein. Im Arbeitszimmer mit den chinesischen Tapeten und den gelbbezogenen Barockmöbeln liegt eine dumpfe Schwüle. Diese Schwüle geht aus von einem Päckchen elender, vergilbter Briefe, die der Herr Gesandte des Herzogs von Hannover soeben aus der Brusttasche gezogen hat. Die Briefe liegen auf dem Tisch. Francesco hat eines der Schreiben entfaltet, und hat es, ohne mit der Wimper zu zucken, dem Fürstbischof hingereicht.

„Kennen Eure Fürstliche Gnaden diese Briefe?"

Maximus Ämilianus hat den Römerkopf kaum gewandt. Ein rascher Blick fliegt über die Zeilen.

Ob er die Briefe als Fälschung bezeichnen wird, denkt Stechinelli und verfolgt jede Bewegung dieses Antlitzes wie ein Jäger das Wild. In den Zügen des Kirchenfürsten vollzieht sich keine Veränderung. Die rechte Hand streckt er nachlässig aus und läßt sich von dem Gesandten den Brief in die Hand geben.

„Das ist ein Brief von mir an die Kurfürstin von Bayern."

An dem Mittelfinger der langen, weißen Hand funkelt ein Amethyst. Das gebrochene, violette Licht erschrickt vor der weißen Helligkeit eines Sonnenstrahles, der plötzlich über das Dach des gegenüberliegenden Schloßflügels schießt.

Die Ruhe, die bestialische Ruhe, wirkt im ersten Augenblick verwirrend auf Francesco. Was soll er nun sagen? Er hatte geglaubt, langsam, allmählich den Grafen zu Boden zwingen zu können. Das fast zynische Bekenntnis des Fürstbischofs ist aber ein Angriff, der seine Stellung in den Grundfesten zu bedrohen scheint.

Aber er erkennt rechtzeitig, daß diese Offenheit ein Akt feinster Politik ist. Und er läßt sich nicht lähmen, sondern sagt nur: „Darüber dürfte wohl kein Streit sein. Ich möchte nur an Eure Fürstbischöfliche Gnaden zuerst noch einmal die Bitte richten, die Truppen meines gnädigen Herrn ungestört Trient passieren zu lassen. Ich bitte weiter" — so fährt er nach kurzer Pause fort — „Euer Fürstliche Gnaden, mir in einem Geschäft, das ich mit Euer Fürstlichen Gnaden Kurier, dem Carlo Berti, abzuschließen gedenke, als Bürge zu dienen."

Graf Lerma wendet sich scharf um. „Und wenn ich nun sage: die Briefe sind gefälscht?"

Also doch, denkt Francesco. Er begreift nicht, daß es dem Grafen jetzt nur um das Experimentelle zu tun ist. Er hat kein Verständnis dafür, daß Menschen wie Graf Lerma die Objektivität so weit treiben, daß sie selbst im Tode noch an dem letzten Lebensfunken Beobachtungen anstellen können. „Dann würde ich mich zur Bestätigung auf den Inhalt eines Manuskriptes berufen, das der Hüter der öffentlichen Moral geschrieben hat, Graf Lerma der Ältere, der auf Befehl der Frau Kurfürstin in München geköpft wurde", erwiderte Francesco auf die Frage des Grafen.

Wie ein Springquell schießt der Fürstbischof in die Höhe. „Wo ist das Manuskript?"

„Im Schlosse zu Hannover. Gesetzt den Fall, mein gnädiger Herr fühlte sich verpflichtet, diese Briefe und das Manuskript in alle Welt als Flugschrift verbreiten zu lassen — ich meine nur, ob das nicht das katholische Bayern tief erregen wird? Und ob Eure Fürstliche Gnaden sich dann bei dem heiligen Vater in besonders günstige Erinnerung bringen?" Und im gleichgültigen Ton, als ob es nicht von Bedeutung sei, was hier verhandelt wird, setzt er hinzu: „Aber darüber müssen Eure Fürstliche Gnaden ja selbst entscheiden."

Ein Orkan tobt in den Augen des Grafen Lerma.

„Gut. Der Anklageschrift meines Vaters kann ich kaum etwas entgegenstellen, da er in seiner wahnsinnigen Eifersucht und in seinem Haß gegen mich zeugen und den Inhalt der Briefe noch schlimmer erscheinen lassen wird. Ich habe die Partie verloren. Ich verpflichte mich, den beiden Wünschen nachzukommen. Aber ich will die Briefe. Das Manuskript ist mir gleichgültig, wenn ich die Briefe habe."

Stechinelli schüttelt den Kopf.

„Ich gebe die Briefe nicht eher, als bis die Truppen durchmarschiert sind. Das Manuskript allein hat natürlich nur Wert in Verbindung mit den Briefen, und die Briefe mit dem Manuskript." Nach einiger Zeit fragt er: „Und die Bürgschaft?"

„Laßt mich doch mit dieser elenden Bürgschaft in Frieden. Auf wieviel soll sie lauten?"

„Zehntausend Taler."

Graf Lerma rauscht durch das Zimmer, daß die Sonnenstrahlen auf seinem leuchtenden Seidengewande einen Funkentanz aufführen. Er geht an den Schreibtisch, wirft ein paar Worte auf ein Blatt und gibt es dem Gesandten.

„Wegen einer Bagatelle wollen wir keine Zeit verlieren."

Francesco lächelt und steckt die Bürgschaft ein.

„Ich kann wegen der Truppen keine Versprechungen geben; ich weiß nicht, wie man in Rom sich dazu stellt."

„Wir müssen die Zusage haben."

„Müssen?"

„Ja. Wir bekommen sie auch vom heiligen Vater selbst, wenn wir mit der Veröffentlichung dieser Briefe in Rom drohen."

Der Fürstbischof stützt sich auf den Schreibtisch und wirft einen brennenden Blick auf den Gesandten.

„Und Ihr verpflichtet Euch, mir die Briefe auszuhändigen, wenn die Truppen durchgezogen sind? Schriftlich?"

„Ja."

Stechinelli verfaßt den Revers; Graf Lerma läßt ihn wie nachlässig auf dem Schreibtisch liegen.

Francesco fühlt sein Herz jubeln, und doch verneigt er sich nur.

„Noch eine Bitte habe ich, Euer Fürstliche Gnaden", sagt er. „Hannover ist ein großer, norddeutscher Staat. Der größte neben Brandenburg. Die Gesandten solcher Staaten pflegen sonst von Euer Fürstlichen Gnaden an der Treppe empfangen zu werden."

„Ah." Graf Lerma hat verstanden.

Und er schreitet neben Francesco durch den Audienzsaal, an den erstaunten Pagen vorbei, die die Flügeltüren weit aufreißen; er begleitet ihn die Treppe hinunter, auf der die Palasttruppen salutieren und der Majordomus mit blöden Augen auf diesen Gesandten starrt, der geehrt wird wie ein Legatus a latere des heiligen Vaters oder ein regierender Fürst in Person.

Unten an der Treppe verabschiedet sich der Fürstbischof. Er gibt dem Gesandten die Hand, langsam, wie spottend.

„Das Brett steht noch, mein Herr Gesandter“, sagt er drohend, und dann setzt er mit tiefer Verbeugung hinzu: „Schach!“

„Schach — Gardez!“ erwidert Stechinelli kurz und prüft das Gesicht des Kirchenfürsten.

Dieser aber wendet sich langsam um und geht ruhig und gemessen die Treppe hinauf. Keiner der Soldaten sieht das unternehmende Blitzen seines großen Auges. Nur Stechinelli ahnt gefühlsmäßig, daß sich etwas Besonderes vorbereitet, und er verläßt nachdenklich den Palast. —

Die Sonne hat die Wolkenwälle bezwungen, sie steht als Sieger an dem enzianblauen Himmel, und ihre wärmenden Strahlen beleben die hohen Straßen von Trient. Die weißen, kahlen Häuser haben in dieser Sonne wieder ihre Daseinsberechtigung; die Gassen haben jene eigenartige italienische Schönheit, die sich nicht erklären läßt. Es ist ein Gemisch von Farben im Schatten, von geschlachteten Hammeln, geöffneten Melonen, smaragdfarbenen Gurken. Über den Balkonfenstern hängen bunte Fetzen, und auf den höchsten Höhen der Mauern brennt das intensive Licht der Sonne und reißt den Schattenstreifen des gegenüberliegenden Hauses gradlinig ab.

Francesco ist an das Geschrei der Verkäufer nicht mehr gewöhnt. Ihn quält bald das Gefühl einer leichten Verwirrung, das bestärkt wird durch den süßlichen Geruch der ölgebackenen Früchte und der unbeschreiblichen Dunstmischungen, die aus diesen Häusern quellen.

Er ist glücklich, als auf seine Frage nach dem Hause des Carlo Berti ihn ein kleiner, schmutziger Junge durch zwei Seitengassen vor das Eckhaus des

Tuchhändlers führt. In die kleine, schmutzige Kinderhand legt er ein Geldstück, und dann schreitet er durch den Torbogen auf das Arbeitszimmer Carlo Bertis zu und klopft heftig mit dem Degengriff gegen die Eichentür.

Carlo Berti öffnet das Schiebefenster und steckt sein dickes Gesicht heraus, daß es aussieht, wie ein großer Porträtkopf, mit dem ein Maler aus Laune einen ganzen Rahmen ausgefüllt hat.

„Hallo, aufgemacht, Don Carlo, ich bringe einen Bürgen."

Der Kopf verschwindet eilends, und das Fenster wird wieder geschlossen. Dann hört Francesco das Rasseln der Schlüssel; ein Riegel wird zurückgezogen, das Schloß knarrt, und langsam öffnet sich die Tür nach innen. Carlo Berti macht eine tiefe Verbeugung.

„Tretet ein, Exzellenz, mein bescheidenes Dach sei das Eure."

Francesco denkt sich sein Teil und sieht den Tuchhändler an. „Einen Bürgen für zehntausend Taler."

„Sagt ich's nicht, daß der Herr bequem einen Bürgen finden würde?"

Francesco lacht. „Bequem war das Finden nun nicht, mein Freund. Aber dafür ist er gut.

„Und wer ist es?" fragt Carlo Berti neugierig.

Francesco beobachtet den Tuchkrämer neugierig.

„Der Herr Fürstbischof."

Don Carlo prallt zurück.

„Der Herr Fürstbischof . . . nein, nein, Exzellenz belieben zu scherzen." Und Carlo Berti lacht, daß das Zwerchfell ruckweis gegen die innere Bauchwand stößt.

Aber Francesco bringt dieses Lachen bald zum Stillstand. Langsam zieht er den Schein aus der Tasche, langsam breitet er ihn vor dem erschreckten Händler aus. Carlo Berti ist an das Fenster ge-

treten; er prüft die Unterschrift. Sie ist echt. Carlo zieht ein Gesicht. Er denkt im Inneren, was ihm wohl die ganze Bürgschaft nütze, wenn er sie wirklich einmal in Anspruch nehmen müßte; wo sollte er wohl den Herrn Fürstbischof verklagen?

Aber er ist klug genug, keinen Widerstand mehr zu leisten.

„Welche Ehre, welche Ehre!" murmelt er, und dann verabreden die beiden Männer, weit über den Tisch gelehnt, mit lebhaften Gesten, daß der erste Warenzug auf Abruf gesandt werden solle, in spätestens einem Jahre. Während Don Carlo an sein großes Standpult geht und die Verträge aufsetzt, nimmt Francesco eine Feder und kritzelt eine Zeichnung auf ein Papier. Es ist eine Schachfigur, die schwarze Königin, die vor dem weißen Springer liegt.

Unter diese Zeichnung schreibt Francesco ein lateinisches Distichon:

Gehst du zum Kampfe, mein Lieber, so kämpfe
um Liebe und Frauen.
Nur wer den Krummstab umfaßt, meide der
Liebe Bereich.

Diesen Zettel legt er auf mehrere weiße Blätter, und als Carlo Berti sich umwendet, um die Verträge zum Unterzeichnen vorzulegen, hat er die weißen Blätter und den Zettel bereits eingesiegelt und in die Brusttasche gesteckt, in der er bisher die Briefe des Fürstbischofs aufbewahrt hatte.

Diese Briefe aber gibt er Carlo Berti, mit der Bitte, sie ihm morgen vor der Reise auszuhändigen, sie über Nacht aber in Verwahrung zu halten.

Carlo Berti verspricht dies, und nachdem die Verträge unterschrieben sind, trennen sich die Männer mit einem Händedruck.

Nun schlendert Stechinelli unter den Arkaden entlang, umfaßt mit den Blicken diese Häuser, trinkt

nach Jahren wieder einmal die Poesie des Schmutzes und berauscht sich an seinen Erfolgen.

Ich gehöre nicht zu den Leuten, sagt er sich, die wie ein Uhrwerk, gleichmäßig und fortschreitend, arbeiten und so langsam Schritt für Schritt vorwärts rücken. Wie meine Entwicklung ist auch meine Tätigkeit sprunghaft, launisch. Ich kenne die stetige Arbeit, die so sehr beglücken soll, nicht. Ich habe kein Talent dafür, die Arbeit an die Stelle der Verzweiflung zu pressen. Ich arbeite um des Erfolges willen. Was ich tue, tue ich mit der Verwendung meines klaren Verstandes und meiner künstlerischen Einbildungskraft. So erreiche ich das, was andere durch jahrelanges, ängstliches Wägen und Berechnen erlangen, aber ich erreiche es sicherer, weil ich ruhiger bin. Wenn jenen Pedanten die eine Berechnung mißglückt ist, dann haben sie keine andere Möglichkeit mehr; sie stehen dem Nichts gegenüber. Bei Menschen von meinem Temperament ist dagegen ein Fehlschlag die Quelle von zehn neuen Problemen und zehn neue Probleme die Quelle eines neuen Wagnisses. Es ist nicht auszudenken, daß meine Schöpferkraft durch einen Mißerfolg versiegen könnte.

Freilich: zu den skrupellosen Geldbestien will ich nie gehören; nie zu den Leuten, auf deren Tätigkeit man die Sittenlehre anwenden muß, die man sonst nur auf Korporationen, auf Staaten anwendet, für die es keinen Mord, sondern Krieg, keinen Raub, sondern Enteignung, keine Lüge, sondern Diplomatie gibt. Dazu bin ich doch zu sehr Künstler, zu persönlich kultiviert. Ich liebe auch das Geld nicht als Geld, nicht als Machtmittel, sondern nur als Hilfsmittel, ganz im Gegensatz zu jenen erstgenannten Individuen. Deshalb arbeite ich ja auch nicht in atemloser Hast, sondern mache von Zeit zu Zeit einen „Coup"; das genügt mir. Dann kann ich die Dinge

wieder laufen lassen, ihnen nicht mehr als die nötige Aufmerksamkeit zuwenden, damit sie in meiner Dienstbarkeit bleiben. Mein Leben aber werde ich immer meinen verfeinerten Neigungen weihen. —

Er ist soeben im Begriff, quer über die Via San Michele zu gehen, als er neben sich ein Seidenkleid knistern hört. Aus Gewohnheit wendet er das Haupt nach der Seite. Und er fängt ein paar glühende Blicke auf.

Frauen werden es nicht verstehen, warum Francesco sich auf ein Blickgefecht mit der Buhlerin einläßt. Männer wissen es besser. Langeweile, ein Tag ohne Beschäftigung, das Bestreben, ein neues Erlebnis zu haben und überschüssige Kraft.

Die Buhlerin geht vor ihm her und zeigt ihren schönen Fuß und die halbe Wade.

An der Straßenecke bleibt sie stehen und wendet den Kopf. Ihre Augen gleiten zufällig über die seinen. Sie lächelt und zeigt die weißen Zähne.

„Ihr wartet, werte Freundin“, sagt Francesco.

„Auf den schönsten Mann in Trient.“

„Da bin ich neugierig. Ich werde mit Euch warten.“

„Wenn Ihr ihn sehen wollt, müßt Ihr mit mir kommen.“

„Warum?“

„Weil ich zu Hause einen Spiegel habe.“

Francesco freut sich. „Gut“, sagt er, „der Tag ist glücklich genug gewesen. Und Fortuna ist selbst eine schwankende Dame.“

Er geht neben dem Mädchen her und merkt, daß die Leute in den offenen Verkaufsläden die Köpfe zusammenstecken und lachen. Er geht mit seiner Begleiterin durch einen dämmerigen Torbogen, über einen Hof, in dessen sonniger Mitte ein Brunnen plätschert, während in einer Ecke eine einsame Orange blüht. Die Fenster, die auf diesen weißen,

sonnigen Hof gehen, sind durchgängig mit grünen Jalousien bedeckt, und auch die Fenster, die im Schatten liegen, sind durch Holzvorhänge geschlossen.

Die beiden gehen auf eine enge Tür zu, steigen eine schmale Treppe empor und gelangen endlich in eine auffällig schöne Wohnung. Die Eingangshalle ist mit einem Kamin geschmückt; auf dem Steinfußboden liegen wertvolle Felle. Francesco hat Zeit, die Bilder zu mustern. Ein Salvator Rosa fällt ihm auf. In einem unbewachten Augenblick dreht er, einem plötzlichen Einfall folgend, das Bild um. Er findet auf dem Rücken einen Zettel: Eigentum der Fürstbischöflichen Galerie. Das Geschenk eines klerikalen Galans, denkt er.

Der Nachmittag rauscht an Francesco vorüber wie ein ferner Fluß. Anfangs ist er voll von überreizter Spannung, aber dann sinkt er bald in einen abgrundtiefen Schlaf, der ihn eine Stunde in das breite, weiche Bett fesselt und ihn mit den Wonnen des Nichtseins durchschauert.

Gegen Abend erwacht er, als die letzten Sonnenstrahlen durch die hohen Fenster gleiten und draußen die kahlen Baumkronen eines wohlgepflegten Gartens übergolden.

„Ist das der Schloßgarten?“ fragt er halb im Schlaf.

„Ja“, antwortet das Mädchen.

Durch diese so gleichgültige Antwort wird Francesco stutzig. Er erhebt sich, kleidet sich an und greift nach dem Päket mit den weißen Bogen und der Zeichnung, das er in seine Brusttasche gesteckt hat.

Es ist nicht mehr da.

„Aha“, denkt er, „also eine Falle.“

Er lacht vor sich mit dem Lachen des Überlegenen.

Als er sich an der Tür verabschiedet, sieht er das Werkzeug des Fürstbischofs noch einmal an.

„Habt Ihr von Seiner Fürstlichen Gnaden schon Euern Lohn erhalten?“ fragt er wie gleichgültig. Das Mädchen sieht ihn an, wie man einen Menschen ansieht, der uns plötzlich Andeutungen über unsere tiefsten Geheimnisse macht.

Sie greift an ihre Haare, wie es Frauen immer tun, wenn sie in Verlegenheit sind. Dann versucht sie ein erstauntes Gesicht zu machen.

„Ich verstehe Euch nicht“, würgt sie nach einer Weile hervor.

„Nun, ob Ihr bereits vorher einen Lohn erhalten habt dafür, daß Ihr mir die Briefe stahlt.“

Jetzt beginnt eine Szene, die Francesco sich bis zu Ende vorspielen läßt.

Die schöne Buhlerin tobt in dem eleganten Zimmer auf und ab und schreit: „Ich — ich stehlen — oh! Sucht das Zimmer, das Haus ab — wo sollen die Briefe sein — wo?“

„Ihr habt sie aus dem Fenster geworfen, und unten im Park hat sie jemand aufgefangen.“

Das ist zufällig richtig. Darum wird dies Geschrei ein Geheul; das Mädchen rauft sich die Haare, wälzt sich auf das Bett und beschwört alle Heiligen und Nothelfer als Zeugen, daß sie nichts von irgendwelchen Briefen wisse.

Francesco sieht sich das Toben eine Zeitlang an. Dann sagt er wie nachlässig: „Nun, ich werde dies Paket wohl irgendwo verloren haben. Es ist übrigens völlig gleichgültig. Denn in diesem Paket war nichts als weißes Papier.“ Er nickt und schlägt die Tür hinter sich zu.

Ein ohrenbetäubendes, tierisches Gebrüll schallt hinter ihm her, eine Flut von wilden Schimpfworten wechselt mit unartikulierten Lauten. Dieses Geschrei füllt alle Treppen und Gänge des Hauses; die wüsten Worte werden noch hinter ihm her aus einem Fenster geschleudert, als er quer über den Hof geht,

und die Bewohner dieser Kaserne lachen wieder einmal über die Buhlerin, die mit ihrer Klientel in Streit auseinandergegangen ist.

Francesco wandert durch die dämmerigen Gassen in das Gasthaus zurück. An der Tür stehen seine Leute und belustigen sich über Carlo Cavareto, den Schreiber, der den schönen Mädchen von Trient den Hof macht. Carlo Cavareto übersetzt den Hannoveranern die spitzen Bemerkungen der Tridentinerinnen, und die großen, blonden Barbaren biegen sich vor Lachen. Carlo Cavareto kann gar nicht so schnell hin und her übersetzen, was der grobknochige Christian Grotjohann der kleinen, feingliederigen Sperenza Cacciola von seiner Liebe zu sagen hat, oder warum die Bastiana Valfiore den Hinnak Foot aus Bienenbüttel so schön fände.

Francesco tritt mit einem freundlichen Gruß unter die Leute. „Nun", sagt er, „wollt ihr noch einmal Abschied nehmen von dem Land der Sonne?"

Die Hannoveraner nicken. „Schön ist es hier", sagt Hinnak Foot, „aber die Weiber taugen den Teufel was."

„Tun sie bei uns auch nicht", murmelt Christian Grotjohann. „Das Weib ist aus einer Rippe des Mannes geschaffen", philosophiert er weiter und preßt die große, rote Hand gegen den Sandsteinportikus der Haustür, „und wenn der liebe Gott was Vernünftiges hätte machen wollen, dann hätte er wohl mehr aus der Gegend des Kopfes genommen."

Stechinelli lacht und kündet seinen Leuten an, daß morgen mit dem frühesten aufgebrochen würde.

„Nun geht es nach Holland", grinst Hinnak Foot, „das ist wohl solider."

„N—dja." Grotjohann sucht mit seinen Blicken die dunkelblaue Zackenlinie des Dent de tre ab. „Und nicht sonne verdammten Berge. Und stille

Mädchen. Das hier sind alles Judenweiber. Alles Juden. Auch die Kerls."

Am nächsten Morgen, nachdem Carlo Berti selbst die ihm zur Aufbewahrung übergebenen Briefe eingehändigt und viele gute Wünsche ausgesprochen hat, zieht die Kavalkade beim Grauen des jungen Tages aus Trient. Die fernen Berge sind leicht überschneit, die weißen Grate sehen majestätisch und unnahbar aus in der ersten Morgendämmerung. Aber das Erschütternde dieser Natur wirkt kaum auf die Niedersachsen. Sie bewerten die Welt und ihre Teile nur nach deren wirtschaftlichen Sonderheiten. Keine Bergschlucht von dantesker Großartigkeit kann in ihren Augen einem Rübenacker mittlerer Qualität gleichkommen.

Christian Grotjohann denkt an seinen Rübenstrich bei Wunstorf und malt sich aus, wie Speranza Cacciola in seinem Rauchhause einherschritte, er malt sich noch verschiedenes andere aus und ist beinahe ärgerlich, als Carlo Cavareto sagt:

„Da unten am Wasser, in der Slugt, höre ich Pferde."

„A wat, Slugt, — das sind die letzten Eisschollen der Etsch, die von den Bergen kommen."

Sie reiten weiter, während es über den Bergen rechter Hand, von Bassano an nach Norden hinauf, heller wird. In der Schlucht liegt noch völliges Dunkel.

Sie hängen alle ihren Gedanken nach, und die Pferde trotten weiter den Weg hinauf, bis Hinnak Foot aus Bienenbüttel, der Bastiane Valfiore längst vergessen hat, plötzlich sagt: „Der Italiener hat recht. Da unten hör ich Pferde und Waffen."

Er trabt aus der Kolonne heraus zu Francesco, der allein an der Spitze des Zuges einherreitet. „Edler Herr", sagt er leise.

„Ja."

„Unten im Tal sind Bewaffnete zu Pferde.“

Francesco hebt dankend die Hand an das Barett. „Ich höre es schon seit langem. Habt Ihr geladen?“

„Ja.“

„Ernsthaft braucht Ihr ...“

In diesem Augenblick schallt aus dem Busch an der Straße ein kräftiges „Halt“.

Francesco zügelt sein Pferd. „Sagt Eurem Auftraggeber, dem Herrn Fürstbischof, daß man keine Gesandten angreift.“

Ein brüllendes Gelächter erschallt als Antwort aus dem Gebüsch. „Mit dem haben wir nichts zu tun“, sagt eine rauhe Stimme. Wäre es wirklich der Fall, wären diese Leute gewöhnliche Straßenräuber, dann würden sie froh sein, wenn ich sie für bischöfliche Soldaten hielte, denkt Stechinelli.

Die Kavalkade ist inzwischen dicht an Stechinelli herangeritten.

„Soll ich mal eine Lunte auf den Busch abbrennen?“ fragt Hinnak Foot.

Aber Francesco hält ihn davon zurück. „Sie wollen ein Paket Briefe, das ich bei mir trage. Die Grafen Lerma haben das so an sich, daß sie sich der Briefe durch Wegelagerei bemächtigen.“

Aus dem Gebüsch tönt jetzt ein Kommando. „Abgesessen.“ Francesco schüttelt den Kopf und reitet an.

In diesem Augenblick zischt eine Kugel an ihm vorbei.

„Edler Herr“, ruft die Stimme, „ich habe das Tal mit zweihundert Reitern besetzt.“

„So viel Reiter, als gerade der Fürstbischof hat“, entgegnete Stechinelli wütend. „Weiß dieser hochfürstliche Wegelagerer denn nicht, was ein Gesandter ist?“

„Glaubt ruhig weiter, edler Herr, daß der Herr Fürstbischof uns hierher beordert habe. Ich will Euch nicht daran hindern. Ich bitte Euch nur eins: keine Gewalttätigkeiten. Ich bin Euch zwanzigfach überlegen. Laßt Eure Leute die Hände hochheben. Sonst schießen wir Euch voller Löcher."

Es wäre ein ganz unnötiges Blutvergießen gewesen, wenn Francesco sich auf einen Kampf eingelassen hätte. Er befiehlt also seinen Leuten, ihre Hände hochzuhalten.

„Und was wollt Ihr nun?"

„Eine Kleinigkeit", antwortet die Stimme, „ein paar Briefe."

„Und Ihr wagt noch zu sagen, daß Ihr nicht vom Fürstbischof ausgeschickt seid?" Francesco schreit diese Worte in wilder Wut.

„Im Gegenteil von seinen Feinden. Wir haben von diesen Briefen gehört, und wollen sie in unseren Besitz bringen."

„Ich hätte nicht gedacht, daß erwachsene Menschen so törichte Ausreden vorbringen könnten."

In dem Buschwerk beginnt es zu rascheln, Zweige werden auseinandergebogen, und drei maskierte Reiter treten auf die Straße.

„Ihr habt die Güte, vom Pferd zu steigen", sagt der Größte mit der rauhen Stimme, der schon die ganze Zeit mit Stechinelli verhandelt hat.

Knirschend hebt sich Francesco aus dem Sattel. Einer der Vermummten hält das Pferd, und der Befehlshaber sagt wie herablassend: „Ich bedaure, Euch berühren zu müssen." Er geht auf den Gesandten zu, öffnet ihm das Wams und greift in die Brusttasche. Er zieht den Wechsel der hohen Republik und die Briefe des Fürstbischofs aus der Tasche.

„Wenn es Straßenräuber sind, werden sie sich weniger um die Briefe als um die Wechsel bemühen."

Aber der Führer wirft kaum einen Blick auf die Verschreibung der erlauchten Stadt.

„Das kann ich nicht brauchen", sagt er, steckt die Wechsel wieder an den alten Platz und reißt die Umhüllung von den Briefen.

„Es sind die Briefe, die Ihr sucht."

„Ich danke Euch. Seht, Ihr macht es uns leicht genug."

„Eine Bitte hätte ich freilich." Francesco zittert an allen Gliedern vor Lust, daß der hohe Würdenträger doch nicht in diesem Spiel gewonnen hat.

„Und welche?"

„Ich möchte ein paar Worte aufschreiben."

„Das kann nicht schaden. Wenn Euch viel daran liegt."

Francesco nimmt aus seiner Satteltasche das Tintenhorn und die Feder.

Er sieht, wie seine Leute mit den hochgehobenen Armen vor Ermüdung und Anstrengung zucken.

Er setzt sich auf einen Stein am Wege und schreibt im ersten Morgenlicht auf den Knien einen lateinischen Brief.

„Glaube nicht, Erhabener, daß Du gesiegt habest in diesem Kampf. Wohl hast du die Briefe zurückerlangt, indem Du das Völkerrecht mit Füßen tratest. Aber wisse: dies ist nur die eine Hälfte der Briefe. Die andere Hälfte liegt noch im Schlosse zu Hannover. Du bist also nach wie vor in unserer Gewalt und wirst unseren Anordnungen folgen müssen. Ich sage Dir daher: ‚Matt'.

Franciscus Stechinelli, Gesandter."

Er reicht den Zettel dem Führer. Der wirft einen Blick auf diese Zeilen und versteht sie nicht.

„Gebt den Zettel Eurem Auftraggeber."

Francesco verneigt sich. Der Führer grüßt und

dankt, dann tritt er zurück und ruft aus dem Gebüsch:

„Jetzt könnt ihr die Arme wieder sinken lassen. Aber wer nach dem Feuerrohr greift, bekommt eine Kugel auf den Pelz.“

Carlo Cavareto übersetzt die Worte in das Deutsche.

„Lebt wohl, Herr, und gute Reise.“

Francesco dankt, und der Zug trabt wieder an.

„Halunken“, murmelt Hinnak Foot, „was man alles erleben muß. Aber nun geht es nach Holland. Gottlob.“ — — —

Der vermummte Führer sprengt indessen auf der Landstraße nach Trient zurück und bringt die Briefe selbst dem Fürstbischof. Maximilian Lerma steht zitternd am Schreibtisch und geht seinem Obersten entgegen, als dieser in das Zimmer tritt.

„Hier sind die Briefe“, ruft der Oberst.

„Oberst“, schreit Graf Lerma, und seine Augen leuchten, „ich belehne Euch mit Schloß und Gut Trecase. Diese Tat sei Euch nie vergessen.“

Die Morgensonne blitzt über die Dächer des Schlosses und zieht wieder helle, große Kreise auf dem Fußboden. Der blanke Estrich gibt das Licht zurück und wirft es auf die gelbe, chinesische Seidentapete.

Der Oberst strahlt über das ganze Gesicht.

„Was ist das?“ fragt der Fürstbischof. Und sein Antlitz bekommt eine Schattierung in das Grünliche.

„Ein Brief, den der Gesandte noch auf der Landstraße schrieb. Ich habe gedacht, es könnte nichts schaden.“

„Nein“, sagt der Fürstbischof mit eisiger Kälte.

Nun hatte er vor dem Himmel gestanden, er hatte gestaunt über seine eigene Kühnheit, aber er

hatte sich gesagt, daß die Kavalierspflicht auch vor einem Gesandten keine Rücksicht nehmen könne. Er hatte seine Reiter mobilisiert: die Briefe, die Briefe.

Denn es gilt deine Ehre, du Stern unter den Menschen, Adelheid von Savoyen. Laßt die Klingen zischen, schlagt den hannöverschen Eseln Funken aus den Eisenhauben, Gesandter hin, Gesandter her. Laßt die Bande in eine Schlucht gleiten, setzt sie in der Zitadelle fest, laßt sie verhungern. Was geht das mich an. Die Briefe will ich, deinetwegen, du Himmlische, Geliebte.

„Wenn Ihr die Briefe ohne Gewalt bekommt, desto besser“, hatte er am Abend zu dem Obersten gesagt, nachdem der Mißerfolg mit der Buhlerin offenbar geworden war. Es war ein dummer Einfall des ergebenen Kammerherrn gewesen, der seine eigene Geliebte zu diesem Versuch angeboten hatte.

Der Fürstbischof hatte gewütet, daß er alle diese Leute ins Vertrauen ziehen mußte. Aber was sollte er machen? —

Und nun? Nun liest er den kurzen Brief Francescos. Das Kaminfeuer knackt und prasselt. „Hihihi“ — huschten die Flammen über die kleckfigen Buchstaben, „hihihi — du Esel von Fürstbischof.“

Maximus Ämilianus Graf von Lerma hat eine tiefe, tiefe Falte quer über die Stirn bekommen, die Mundwinkel sind scharf und eckig geworden, die Augen stechend und groß.

Das alles sieht der Oberst, er sieht, wie sich die Hände krallen. Dann herrscht aber wieder Ruhe in dem Antlitz dieses merkwürdigen Mannes. Der Fürstbischof hat sich erhoben. „Ich danke Euch“, sagt er freundlich, „für Euren großen Dienst. Der Lehnbrief über Trecase wird heute ausgefertigt. Und das hier?“ — Er faßt den Brief Francescos mit zwei Fingern: „Schlechtes Latein.“

Er nimmt den Bogen und schleudert ihn in die Gluten. Noch einmal wölbt sich das Blatt, flackert dann auf und zerfällt schließlich in grauschwarze Asche.

„Habt Ihr Zeit, Oberst."

„Sehr wohl, Fürstliche Gnaden."

Graf Lerma geht an den Schachtisch. „Eine neue Partie", sagt er.

Die Sonne ist höher gestiegen, die Lichter des Morgens flackern auf den hohen, waldlosen Bergen, sie schleichen über das Dach des Palastes, sie feiern Orgien in dem Wasserstrahl der Fontäne im Hofe. Sie flattern über das Schachbrett von Ebenholz und Elfenbein und irren schließlich über die goldgelben Seidenstoffe aus dem Lande der Mitte.

„Nun, Oberst?" sagt der Fürstbischof, als er nach einer halben Stunde den Turm vorzieht, während sein Amethyst funkelt und flammt.

„Nun, Fürstliche Gnaden?" entgegnet der Oberst mit breitem Lachen, während er den Springer entgegensetzt.

Lermas Gesicht bekommt einen düsteren Ausdruck. Diese Partie sollte ein Orakel sein, so hatte er gedacht. Ihr Ausgang sollte die Zukunft melden.

Er versucht, mit dem Läufer den Angriff aufzuhalten. Vergebens. Der Oberst stößt heiter lachend seinen Turm die Kolonne der Felder hinauf, daß die anderen Figuren tanzen.

„Schach."

Maximus Ämilianus, Graf zu Lerma, was sagt dein Schicksal.

Der Fürstbischof nimmt mit dem Turm den Läufer. Das ist sein letzter Vorstoß. Der Oberst lacht behäbig. Er zieht den zweiten Turm nach.

„Fürstbischöfliche Gnaden?"

Graf Lerma erschrickt.

Die Sonne brennt auf den roten Ziegeldächern, und ein strahlender Himmel spannt sich aus über Trient. Draußen ist es während der Nacht wieder Frühling geworden. Der Fürstbischof sieht über die Bäume des Hofes hinweg, dann nickt er und prüft das Brett. Schließlich lächelt er:

„Es ist richtig, Herr Oberst. Maximus Ämilianus, Graf und Burggraf zu Lerma, Herr von Dogoli, Fürstbischof von Trient, ist — matt.“

XII

Holland. Der Amans Dux war in dieses Land gekommen, wie ein Kind in das Weihnachtszimmer. Alles erregte sein Staunen. In Holland gab es an den Wegen keine Bettler, die ihre Wunden präsentierten, um das stark abgestumpfte Mitleid der Vorübergehenden zu erregen, keine abergläubischen und verrohten Bauern, die ihre Töchter vergewaltigten — da war alles eitel Glanz, Sonnenschein und behäbige Lebensfreude. Es war zwar nicht der fürstliche Pomp der erlauchten Republik an der Adria, aber es ging ein weitaus gemütvollerer Ton durch das Leben der sieben Provinzen als durch die Länder, über denen das Banner des Markuslöwen flatterte. Die behäbigen Patrizierhäuser an der Herrengracht in Amsterdam standen dicht nebeneinander; doch jedes von ihnen war eine Individualität. Sie glichen den langen Reihen von schwarzgekleideten Edelleuten, die Sonntags still und feierlich in den vorderen Kirchenbänken saßen, aber von denen doch jeder andere Kirchenbesucher wußte: das ist d e r — das ist d e r — das ist d e r.

Durch die Straßen und Grachten schien selbst der Wind langsamer und ruhiger zu gehen, als anderswo. Er jagte nicht toll, nicht wirbelnd, er zog behäbig zwischen den Häusern daher, wie eine Treckschute auf einem der halb vereisten Kanäle. Durch die Anlage dieser Kanäle hatten die zufriedenen Tulpenzüchter und Zuckerbarone dem Lande eine besondere Prägung verliehen. Keinen Tropfen Wasser ließen sie in demselben alten Flußbette wei-

terfließen. Gradlinig gezogene Rinnen mußten die Wasser der Flüsse und Bäche aufnehmen, damit es auf seinem breiten Rücken die Schätze aller Erdteile tragen konnte, Zimt aus Westindien, Zuckerrohr aus Java, all die scharfen und kostbaren Gewürze, wie sie die Zeit besonders liebte, Elfenbein von der Farbe des Mondlichtes, blumige, goldbestickte Stoffe aus Persien, Edelsteine und kostbare Federn.

Das sind die alten Bekannten aus Venedig: das sind die Kostbarkeiten, die ehedem am Fondaco de Tedeschi lagerten, und die in festgebauten Planwagen über die Alpen gebracht wurden. Nun, wo der Markuslöwe alt und müde geworden ist, haben die Generalstaaten sich langsam seiner Beute bemächtigt. Noch werden sie mit den Vettern jenseits des Kanals einen blutigen Kampf zu bestehen haben, den Kampf um das Erbe. Aber die Generalstaaten werden sich zu wehren wissen. Zwar: der Oranier ist jung, fast noch ein Kind mit seinen fünfzehn Jahren. Aber die alten Helden Tromp und de Ruyter stehen noch im Solde der sieben Provinzen.

Nie war dieser Wechsel in der Situation so scharf hervorgetreten als gerade jetzt, kurz vor dem Ausbruch des zweiten Seekrieges. Die welterschütternde Bedeutung der bevorstehenden Ereignisse war von der europäischen großen Gesellschaft klar erkannt, und so hatte sie sich, um der bevorstehenden Umwälzung möglichst nahe zu sein, ein Stelldichein in Breda gegeben. Festlichkeiten und Lustbarkeiten hatten sich aneinandergereiht; heute war man auf Schlitten mit Schellengeklingel in den Hof des Stadthauses von Amsterdam eingezogen, und jauchzend und lachend hatten sich beim Fackelschein all die reizenden Damen und die eleganten Kavaliere aus den Pelzen hervorgearbeitet.

„Das nenn' ich eine Fahrt", lachte der Herzog von Hannover, der sich die Flocken aus den langen

Haaren schüttelte. „Von Breda nach Amsterdam. Vetter Oranien, es lohnt sich, über diese beschneiten Ebenen dahinzujagen!“

Der schöne Jüngling lächelte verbindlich. Er sah seiner Mutter auffallend ähnlich; der stolze, verächtliche Ausdruck der Stuarts war bereits fest und klar in dieses Gesicht eingeätzt.

„Ihr habt wenigstens gute Gesellschaft gehabt“, meinte er nach einiger Zeit, während er durch den Schnee zum Portale stampfte.

„Das will ich meinen.“ Georg Wilhelm nickte und schlug mit der flachen Hand den Vetter auf die Schulter.

„Nicht wahr, sie ist schön?“

„Wer?“

„Nun, das Fräulein.“

„Welches Fräulein?“

„Das Fräulein Eleonore d'Emier d'Olbreuze, geborener Untertan der Hochmögenden.“

Dem jungen Oranier schoß bei dieser Benennung das Blut in den Kopf. Gewiß, das war sein offizieller Titel. So hieß er in den Urkunden, in denen der ihm so unsympathische Ratspensionär Jan de Witt über ihn verfügte. Zuweilen auch „das Kind von Holland“. Aber es war wenig zart von Georg Wilhelm, ihn in Gegenwart der Gäste daran zu erinnern. Georg Wilhelm wahrte in seinen Scherzen nicht immer die Delikatesse, und er erkannte mit aufrichtigem Bedauern die Schärfe seiner eigenen Pfeile erst dann, wenn er sah, wie sehr sie getroffen hatten.

Wilhelm von Oranien hatte sich aber wieder völlig in der Gewalt. Er sagte mit leiser Schärfe: „Dem geborenen Untertan der Hochmögenden ist vielleicht sogar das Verständnis für die Reize einer Hofdame abhanden gekommen.“ Dann betrat er die Vorhalle des Stadthauses.

Georg Wilhelm war betroffen. Er eilte dem jungen Fürsten nach und versuchte, sein Versehen mit freundlichen Worten wieder gutzumachen.

Das Kind von Holland nickte nur.

Über diesen Mangel an Entgegenkommen war nun wiederum der Herzog erbittert. Er zog die Stirn in Falten, lüftete das Barett ein wenig und ging rasch in seine Gemächer, die ihm sein Kammerdiener anwies.

Er ging an das Fenster des Empfangszimmers, und seine Blicke schweiften über den beschneiten Stadthausplatz in der Richtung, in der heute die Börse liegt. Die hochgiebeligen Häuser, eng aneinander gepreßt wie die Orgelpfeifen, amüsierten ihn. Sein Ärger verflog. Über den Seitengiebeln hingen Schneeperücken, und bei den Kranwinden in den Bodenluken brannten kleine Öllampen. Die dicken Warenballen, die ruckweis emporgezogen wurden, huschten an den erleuchteten Stockwerken der Häuser vorbei, bis schließlich ihre Bewegung stockte, und unsichtbare Hände die Ballen in den matt erhellten Bodenraum zogen. Wenn dann die Ware abgenommen war, dann tanzte der leere Eisenhaken wieder in die Tiefe, um eine neue Last anzufassen.

In breiten Booten kamen diese Lasten dort unten auf den Fleeten an. Ganz langsam tauchten die flachen Schuten aus dem Nebel auf, aus der Richtung des Het-Ey. Auf den Schuten liefen Männer hin und her. Sie ließen ihre großen, langen Bootshaken im Wasser nachschleifen, wenn sie vom Heck zum Bug liefen. Dort aber stemmten sie diese langen Haken schräg in den Grund des Kanals, drückten das obere Ende gegen ihre Schulter und traten das Fahrzeug unter sich weg. Wenn so das Achterdeck des Schiffes unter ihre Füße gelangt war, dann eilten sie wieder mit dem nachschleppenden Boots-

haken nach vorn, stemmten ihn wieder gegen ihre Schulter und arbeiteten mit den Füßen die schweren, breiten Fahrzeuge bis an die Kaufhäuser heran, während die Frauen strickend am Steuer standen.

Wie sich diese schwarzen Figuren aus dem Nebel abhoben, wie sie größer wurden in dieser dichten, grauen Luft! Welche Unterschiede in der stetigen Anstrengung des Mannes und in der tätigen Ruhe der Frau! Und diese großen Riesensärge — wie sie langsam und bedächtig an die Warenspeicher glitten! Alles schien in diesem Lande sich langsam zu vollziehen: der Scherz, die Liebe, die Entwicklung — ja, selbst Mynher der Tod würde vermutlich erst eine lange, lange Einleitungsrede halten und Grog trinken, ehe er den Menschen hier den Hals umdrehte.

Der Amans Dux Hannoverensis schüttelte den Kopf. „Solche Tristessen sind hier recht wenig am Platze.“ Er dachte an Fräulein Eleonore d'Olbreuze. Und in sein einundvierzigjähriges Herz, das bis zum Tode das eines Kindes bleiben sollte, zog etwas wie ganz unbekannte Wärme.

Ja, ja, Amans Dux: jetzt kommt die Sehnsucht nach einer schönen, gleichbleibenden Glut. Von den „wahren Sentiments“, von der tollen, wilden Leidenschaft willst du nichts mehr wissen. Die Liebe muß nun etwas vom Kachelofen haben.

Der Herzog glaubte freilich, daß es sich hier um ein ernstes großes Empfinden handelte. In der Tat lag die Sache allerdings so, daß er über die Jahre hinaus war, in denen die Natur ihre Stärke in ihrem Variationsbedürfnis beweist; einem Bedürfnis, dem er moralische Hemmungen gegenüberzustellen nicht nur für unnötig, sondern geradezu für unverständlich gefunden hatte. Nun aber war er imstande, sich zu konzentrieren, und zwar auf die Hofdame Eleonore d'Olbreuze, „von schlechtem Adel aus

Poitau", wie die „echt deutsche Frau" Lieselotte von der Pfalz im Sumpf ihrer Briefe zu schreiben beliebte.

Er dachte an das feine Profil, an das volle, kastanienbraune Haar; er dachte an den schönen, schlanken, sechsundzwanzigjährigen Körper, der einen unsagbaren Duft hatte wie weiches Pelzwerk. Nun ließ er sich einen Stuhl an den eisernen Ofen bringen. Dieser Ofen wurde von außen geheizt und bestand aus einem, von zwei dünnen Beinen getragenen Kasten, der Gußreliefs aus der biblischen Geschichte zeigte.

Pietro, der italienische Diener, hatte ein Tischchen mit Schreibzeug neben den Herzog gestellt, weil er wußte, daß sein Herr in solchen Stunden der Einsamkeit zu schreiben liebte.

„Pietro!"

„Durchlaucht befehlen?"

„Pietro — ob die Frau Herzogin von Tarent wohl ein wenig kuppelt, wenn man sie sehr bittet?"

Pietro grinste. „Alle Weiber kuppeln. Die unglücklich verheirateten zu Ehen, die glücklich verheirateten zu Liebschaften, um wenigstens bei anderen das Gegenteil ihrer eigenen Ehen zu erleben."

Der Herzog gähnte.

„Hat es überhaupt glücklich verheiratete Weiber gegeben, verehrter Pietro?"

„Man würde doch eine Blasphemie begehen, wenn man das beispielsweise von der Mutter Gottes nicht annehmen würde."

Georg Wilhelm lachte.

„Der Gedanke ist nicht übel. Also höre, Pietro, ich liebe."

„Es würde mich mehr erstaunen, wenn Euer Durchlaucht es einmal nicht täten."

„Mich auch. Aber diesmal ist es ernstlich. Es ist die Hofdame der Frau Herzogin von Tarent."

Pietro lachte verständnisvoll.

„Du tust ja so eingeweiht?"

„Durchlaucht haben einen guten Geschmack. Haare und Wangen hat sie, wie herbstliche Kastanienblätter und der Wein von Burgos."

Georg Wilhelm ließ solche platten Vertraulichkeiten den Ausländern zuweilen durchgehen. Er erwiderte seinem Kammerdiener: „Du bist leidlich unterrichtet. Also: die Dame feiert in wenig Tagen das Fest ihrer Geburt. Und ich will ihr ein Kunstwerk senden, mein Bildnis. Treibe einen Maler auf, der es malt."

Pietro zuckte die Achseln. „Das ist kein Auftrag für mich. Ja, wenn es Italiener wären. Ich kann aber bei den Holländern keinen Bildermaler vom Anstreicher unterscheiden. Dieser Auftrag paßt weit mehr für den Sekretär und Direktor der italischen Kanzlei, den Edlen Stechinelli."

Der Herzog sprang auf.

„Ist Stechinelli zurück?"

„Er ist vor einer halben Studne hier angelangt, gleich nachdem wir selbst angekommen waren."

„Und das sagst du jetzt erst, du Esel?"

„Euer Durchlaucht wollten doch erst mit Dero Gedanken bei der schönen Dame von Olbreuze weilen."

„Bitte den Herrn Direktor zu mir."

Der Herzog war aufgestanden und durchmaß das Zimmer mit langen Schritten. Er blieb vor einer großen, bunten Delfter Vase stehen, auf die er starrte, ohne ihre Zeichnung zu mustern. Dann ging er wieder an das andere Ende des Zimmers, um vor einer Japanvase in Gedanken zu versinken. So wandelte er zwischen den beiden Vasen hin und her, wohl fünfzehn- bis zwanzigmal, ohne einen ernsthaften Blick auf die Keramik geworfen zu haben.

Denn aus diesen bunten Figuren und Vögeln heraus lächelte das zarte Gesichtchen in den Farben des jungen Morgens, das Antlitz des Fräuleins von schlechtem Adel aus Poitou, und aus dem sanft geschwungenen Munde schienen Worte zu klingen, süß und schwer, von dem Wohllaut der Gamben, wie sie einst vor Jahren in Venedig aus Santa Maria della Salute über den Markuskanal tönten.

Eine herbe Süßigkeit, von umfassender Kraft, schien auf diesem Antlitz zu liegen, und der Herzog schlug die Hände vor das Gesicht.

„Kleiner Junge", sagte er schließlich zu sich selbst.

Da klopfte es leise, und Pietro betrat den Raum. Mit halber Stimme sagte er: „Der Herr Direktor der italischen Kanzlei, der Edle Stechinelli bittet um ein gnädiges Gehör."

Der Edle Stechinelli war vor einer halben Stunde angelangt. Seine Brust war geschwellt vom Hochgefühl des Erfolges. Seine Taten waren getrieben von jener gezügelten Kraft, die mit Menschen und Dingen wie mit Schachfiguren spielt, und so hatte er die Süßigkeit des Wortes „herrschen" geschmeckt. Er hatte den Prokurator von Venedig, den Fürstbischof von Trient und den Herzog von Hannover an feinen, unsichtbaren Fäden hin und her gezogen, und die Vorteile auf den letzteren gehäuft, ohne seinen eigenen Vorteil zu vergessen.

Nicht durch plumpen Betrug hatte er sich die Möglichkeit seiner sicheren Existenz geschaffen; mit den Künsten feinster Überlegung hatte er begonnen, sich aus dem elenden Rang des Bettelritters zum beneidenswerten des reichen Edelmanns emporzuschwingen. Keiner seiner Briefe und Berichte hatte eine Unwahrheit enthalten. Es war die Kunst seiner Worte gewesen, die Kraft seiner Darstellung, die die Tatsachen, ohne sie zu verfälschen, in einer bestimmten Beleuchtung wiedergab. Dazu kam die außer-

ordentliche, suggestive Gewalt seiner Worte, die andere Menschen seinen Willen tun ließ und sie doch glauben machte, daß sie nach ihrem eigenen handelten.

Sein Herz hatte gejubelt vor Entzücken, als in Basel, auf der vorgezeichneten Route, ihm ein Kurier des Herzogs ein Handschreiben übergab, das nach Trient gerichtet war, und das die Antwort auf seinen Bericht aus Venedig enthielt. Der Herzog forderte ihn auf, seine ganzen Kräfte einzusetzen, um den Durchmarsch der Truppen durch Trient zu erzielen.

„Sollte Euch auch dieses gelingen, werde ich Euren weiteren Bitten jeder Art ein geneigtes Gehör nicht versagen."

Und nun hörte dieser glückliche, erfolgstrunkene Francesco aus dem Zimmer des Herzogs die Worte: „Ist mir sehr willkommen."

Francesco verbeugte sich in der Tür, indem er gleichzeitig den Federhut an die Brust führte.

Der Herzog ging mit großen Schritten auf Stechinelli zu und streckte ihm beide Hände entgegen. „Das ist mir eine große, große Freude, mein Herr Gesandter. Nun kommt, nehmt Platz am Ofen."

Nachdem Pietro das Zimmer geräuschlos verlassen hatte, berichtete Francesco über den Ausgang seiner Mission. Er berichtete über den Wechsel von Amsterdam und über die Bedingungen, unter denen die Ausgabe erfolgen sollte.

Georg Wilhelm zitterte: „Weiß, weiß, hab' Eure Berichte gelesen. Ich hab' alles gelesen. Weiß, daß alles vom Durchmarsch der Truppen durch Trient abhängt. Sie durch die Schweiz zu senden, ist unmöglich. Spannt mich nicht auf die Folter. Ich brauche das Geld, ich muß, ich muß es haben, hört Ihr?"

Das Auge brennt, die Lippen fliegen. Georg Wilhelm ist Gier und Zittern. Er merkt nicht, daß sein Direktor ihn einige Sekunden in dieser Situation warten läßt. Sie soll sich dem Herzog einprägen: das will der Direktor, auf daß die Dankbarkeit nicht verfliege, wenn der Goldstrom da ist.

Aber der Direktor der italischen Kanzlei ist nicht plump. Er hüllt dieses Schweigen in das Mäntelchen der Devotion.

Deshalb fragt der Herzog dringender: „Antwort, Antwort ...“

Da erwidert der Direktor mit ruhiger Stimme: „Die Truppen Eurer Durchlaucht werden ungehindert Trient passieren.“

„Stechinelli!“

Georg Wilhelm schießt in die Höhe.

Er streckt die Hände in die Luft, als wollte er auf einmal allen Glanz der Sterne zu sich niederreißen, alles an sich raffen, was ihm schön und begehrenswert erscheint.

... Wer kennt das Gefühl, das *den* umstrickt, der sich in der großen Welt aufhalten und mit Geldsorgen kämpfen muß? Das ist, um mit dem Diebstahl in Grenzkonflikte zu kommen.

Das sind Zustände, die an Wahnsinn und Verzweiflung grenzen können — die Furcht vor der Armut. Wie rast dann aber die Lebenslust auf, wenn plötzlich ein unverdienter oder verdienter Geldzufluß erfolgt. Woher er kommt, ist in solchen Augenblicken vollkommen gleichgültig. Er ist da — und man lebt. So geht es dem Herzog, als er den Wechsel für seine verhandelten Landeskinder in Händen hält. Was geht ihn das Blut an, das auf Kandia und Morea fließen soll? Was die Hungerqualen des Bauernjungens aus dem Calenberger Lande? Daran denkt er nicht. Das sind dann „Leistungen seiner Truppen“, „ein neues Ruhmes-

blatt des glorreichen Heeres" — etwas, das genauer zu prüfen ihm gar nicht in den Sinn kam. Er denkt nur soweit: der Truppenhandel bringt mir Ehre und Geld.

Jetzt soll der Wein im Goldpokal des Lebens schäumen! Hei, wie er sprudeln soll! Eleonore d'Emier d'Olbreuze, deine sechsundzwanzigjährige Schönheit soll bekränzt werden mit dem Blutgeld von Venedig, und über deinem Haupte schwebt ein unverlöschbarer Glanz: Ahnfrau Friedrichs des Großen.

Ahnt ihr die Launen der Weltgeschichte? Seht ihr die Kapricen? Hört ihr die Leute fern von der Heimat brüllen vor Schmerz und Hunger? Seht ihr, wie der Typhus ihre Reihen lichtet? Und glaubt ihr, daß die weise Frau Historia ganz genau berechnet habe, wie von diesem Blutgolde der Herr Herzog von Hannover der Hofdame d'Emier Geschenke machen würde, damit er ihre Gunst erringen, sechzehn Jahre mit ihr in wilder Ehe leben und die Großmutter Friedrichs des Großen zeugen sollte?

Warum sagt es die Frau Historia nicht gleich: ihr blutet hier am Mittelmeer, damit unter einem noch ungeborenen Fürsten in hundert Jahren eure Urenkel in Böhmen bluten können.

Aber eine solche Betrachtung hat vermutlich das Abstoßende einer allzugroßen Genauigkeit. Die Frau Historia hätte auch die beruhigte Gedankenfolge des Amans Dux gestört, eine Gedankenfolge, die nur lautete: ich habe Geld, und dieses Geld will ich zu Ehren des Fräuleins von Olbreuze verschleudern.

„Habt Ihr irgendeine gute Idee, Edler, wie man einer jungen, gebildeten, eloquenten Dame an ihrem Geburtstagsfest ein Pläsier machen könnte?"

Stechinelli wendete den Kopf dem Herzog zu. „Pietro hat mir gesagt, daß Euer Durchlaucht sich malen lassen wollen. Ich glaube wohl, daß ein mit

Edelsteinen geschmücktes Medaillonbild der Dame Freude bereiten sollte."

Der Herzog schüttelte den Kopf. „Malen, malen, wer könnte wohl noch malen? Der einzige, der Fürsten malen konnte, war van Dyck. Er mischte in seine Farben die Seele der Welt. Sein Rot hat etwas vom Zauber des Königspurpurs, auf seinen schwarzen Seidengewändern tanzen Kerzenreflexe aus silbernen Kandelabern. Ist es möglich, bei van Dyck anzunehmen, daß die Luft, in der seine Geschöpfe leben, durch schmutzige Gassen gezogen ist, und nicht durch weite, grüne Parks oder reiche Paläste? Van Dyck hatte eins, was unser Volk nie erreichen, ja nie verstehen wird: Sinn für den Wert der Freude und Schönheit."

Stechinelli nickte traumverloren, und er dachte, daß eben gerade dieser van Dyck, weil der Maler hektischer Notabeln war, kaum je das unzerstörbar Jugendfrische des Herzogs hätte wiedergeben können. Jene, schon in der römischen Kaiserzeit als vornehm geltende Marbidezza, die in van Dyck, dem großen Eklektiker, ihren klassischen Vertreter gefunden hat, lag dem Herzog gänzlich fern.

„Edler Herr, ich weiß hier ein wenig Bescheid von der Zeit her, in der ich als Page des Gesandten Manin hier geweilt habe", entgegnete der Direktor der italischen Kanzlei. „Ich glaube, Ihr laßt mich am besten ein wenig nach einem Meister suchen." Stechinelli wurde plötzlich verwirrt, da er den Herzog mit „Ihr" angeredet hatte und er an dem Lächeln seines Herrn sah, daß ihm dies nicht entgangen war. Um so schwerer wurde es ihm, den Herzog jetzt an sein Versprechen zu erinnern, und dennoch zwang er sich dazu, weil schwerlich eine so günstige Gelegenheit wiederkommen würde. „Wie Euer Durchlaucht sich wohl erinnern", fuhr er daher fort, „ist mir für den Fall einer glücklichen Be-

sorgung der Venediger Angelegenheit der Tuchhandel in Dero fürstlichen Landen zugesagt worden. Ich bitte untertänigst um Verzeihung, daß ich gewagt habe, an dieses gnädige Versprechen zu erinnern, allein diese Verleihung kann nur Wert für mich haben, wenn ich hier im Auslande mich nach günstiger Kaufgelegenheit umzutun vermag. So habe ich denn schließlich auch gewagt, um Umstände und Zeit zu ersparen, die Urkunde ohne ausdrücklichen Befehl auszustellen, und lege sie Euer Durchlaucht zur gnädigsten Unterschrift vor."

Große Herren, die Sinn für Humor haben, freuen sich, wenn die, die unter ihren Fittichen leben, bei aller Treue auch ein wenig auf den eigenen Vorteil bedacht sind. Schranken- und selbstlose Ergebenheit ist zu oft mit Dummheit gepaart. So lachte denn Georg Wilhelm auch, ließ sich die Urkunde geben und unterschrieb sie, ohne einen Blick hineingeworfen zu haben.

„Ich möchte", fuhr Francesco fort, indem er das Dokument, die Grundlage seines späteren Reichtums, wieder an sich nahm, „mit den Staalmeesters, den Ältesten der Tuchkrämerinnung, verhandeln und könnte bei dieser Gelegenheit den Namen eines guten Meisters erfahren."

„Ihr seid sehr geschäftig", zwinkerte der Herzog, „ist aber recht so. Ihr wißt wohl auch, daß Ihr wegen Eurer Erfolge in Trient noch eine Bitte an mich frei habt?" Der Herzog war in Gebelaune.

Stechinelli hatte in seinen Plänen mit der Erfüllung dieser Bitte fest gerechnet. Sie gehörte unbedingt mit zur Grundlage seiner geschäftlichen Unternehmungen; er wollte um die Belehnung mit dem Amt des Erbpostmeisters bitten, damit er die Waren ohne Transportkosten in alle Teile der Welfenländer senden konnte. Aber er zögerte jetzt, die Bitte auszusprechen. Es war sehr viel, was er for-

derte. Er sagte daher nur: „Bitte, mir noch ein wenig Frist zu gewähren."

„Das soll Euch gern gewährt sein", erwiderte der Herzog, „zumal, da ein planlos ausgesprochener Wunsch und seine Gewährung oft mehr Unheil angerichtet haben, als Krieg und Pestilenz. Geht also zu den Tuchkrämern, und fragt sie um Rat, wer einen Fürsten malen kann." Georg Wilhelm lachte belustigt.

...„Wenn wir einen Fürsten gefragt hätten, wer uns Tuchkrämer malen könne, hätte er uns auch einen anderen empfohlen, als den Maler Rembrandt", entgegnete Willem van Doyenburg am nächsten Morgen, als Francesco nach einer geschäftlichen Unterredung sein Anliegen vorbrachte und den Ausspruch des Herzogs einflocht. Stechinelli hatte den Blick auf das große Bild gerichtet, das in diesem kleinen, hochgetäfelten Saale hing, und das Hermansz Rembrandt van Rhin vor wenig Jahren angefertigt hatte.

„Wo lebt dieser Maler?" fragte Stechinelli hastig und ließ die Augen nicht von dem Werk, das an der Seitenwand neben einem ebenholzgeschnitzten Portal hing.

„Er l e b t e einst — doch das sind alte Zeiten, ehe man seine Waffen, seine Bilder, seine Porzellane versteigerte — als die schöne Saschia van Ulenburg noch auf Erden weilte —", der Staalmeester brach ab. „Das braucht Ihr nicht zu wissen. Er wohnt mit seiner Haushälterin, Hendrickje Stoffels, und seinem Sohn Titus zusammen bei der Mauritiuskirche."

Da hielt Francesco nichts mehr. Er wurde ihm schwer genug, von diesem freundlichen Handelsherrn erst noch mit gesetzten Worten Abschied nehmen zu müssen. Er war hastig und nervös, als Willem van Doyenburg ihn feierlich die breite Treppe des Zunft-

hauses hinabführte, ihm in der Vorhalle nach alter Gewohnheit noch einmal für den großen Auftrag dankte und ihn schließlich mit Segenswünschen gehen ließ.

Nun stürmte Stechinelli hinaus in die nebelfeuchte Stadt. Er sah nicht die großen, anscheinend ins Riesenhafte gewachsenen Häuser, die verschwommen durch die milchige Luft sahen — er fühlte seine Lungen nicht beschwert von dem feinen Prickeln der feuchten Nebeldünste — er eilte vorwärts, vorwärts und fragte mit kümmerlichen, holländischen Worten, wenn die Leute kein Deutsch verstanden: „Wo ist die Mauritiuskirche?“

Ein kleines, windschiefes Dach lehnte sich an die Rückseite der Kirche, ein Haus, das auf den ersten Blick einem wracken Schiff glich, das an einem Felseneiland liegengeblieben war. Die Fensterläden hingen schief in den Angeln; das Dach fiel ein wenig nach vorn über, wie das Haupt eines Greises. Zwischen den Steinen des Pflasters vor dem Hause sah zertretenes, verfrorenes Gras hervor, und jeder Windstoß, der um die scharfkantige Kirche heulte, die sich nach oben im Nebel verlor, ließ die elenden Fensterläden dieses schiefen Häuschens klappern. Aber aus den hohen, gedeckten Schornsteinen stieg ein freundlicher, freilich gar bald im Dunst zerfließender Rauch auf.

In diesem Hause wohnte die alte Hendrickje Stoffels, und bei ihr wohnte der größte Maler, den die Welt je erblickte: Rembrandt.

Für Stechinelli war dieser Name keine scharf geprägte Münze, kein feststehender Begriff. Er war für ihn eine Entdeckung, eine neue Welt. So trat er mit Zittern in das elende Haus, voller Erwartungen wie selten in seinem Leben, gespannt und unruhig, als ob er das Zimmer einer Geliebten beträte.

Eine alte Frau kam ihm entgegen. Das war wohl Hendrickje Stoffels. Sie trug einen großen, geblümten Tuchrock, dessen Rand drei Hände breit über dem Fußboden schwebte. Ihre weiße Jacke leuchtete aus der Dunkelheit, die über die Züge des Antlitzes einen Schleier legte. So hörte Francesco nur die Stimme, eine Stimme von nicht unsympathischem Klange und von freundlichem Zuvorkommen.

„Er ist weg", lachte die Alte, als Stechinelli sein Anliegen vorgebracht hatte.

„Weg? Wohin?"

„Wo er immer hingeht. Ins Ghetto. Ihr wißt, die alten Juden, die malt er so gern. Jakob Gey hat es ihm jetzt angetan. Jakob Gey mit dem Haus an der Synagoge, mit den schönen Tulpen an den Fenstern und der wunderbaren Tochter. Dort trefft Ihr auch den Rabbi aus Rheinsborch, den die Juden verfluchen und die Christen verachten."

„Welchen Rabbi?"

„Nun, Rabbi Baruch Despinoza."

Francesco kannte diesen Rabbi nicht. Er wußte nicht, daß der Rabbi in dem kleinen Häuschen, tief in den Kohlenfeldern, optische Gläser schliff, wenn der Wind von den Dünen bei Nordwijk heulte und der Orkan das langgestreckte Land peinigte. Dann schnurrte die Schleifmaschine in dem kleinen Nebengemach des heimischen Studierzimmers, dann führten die schmalen Hände die Gläser an das Schleifrad, und sie blitzten auf unter den Lichtern, die aus dem Kamin des Studierzimmers über den Tisch und durch die offene Tür tanzten. Währenddessen arbeitete das Hirn des Rabbi Spinoza, und über einen glücklich gelungenen Schliff des für Herrn von Leibnitz bestimmten Glases zog ihm die Freude ins Herz. Dort richtete sie sich ein, in diesem reinen, edelen Herzen. Sie befreundete sich mit dem Verstande,

und ließ ihn schließlich jauchzend gestehen, daß Freude Vollkommenheit sei.

Francesco hatte eine Abneigung gegen die Juden. Er stand als Venediger zwar nicht mehr auf dem Standpunkte, daß die Juden am besten alle vergiftet oder verbrannt würden. Er machte aus seiner Verachtung im gewöhnlichen Leben aber kein Hehl, und so wurde er zurückhaltend, als Hendrickje Stoffels ihm sagte, er solle doch zu Jakob Gey eilen, dort treffe er bei dem reichsten Manne den größten Maler, den bedeutendsten Philosophen und das schönste Mädchen von Holland.

Nur die Gegenwart des schönsten Mädchens ließ ihn einen kleinen innerlichen Kampf durchkämpfen. Die weibliche Schönheit pflegte er auch im Ghetto aufzusuchen. Aber der Gedanke, das Haus des alten Gey betreten zu müssen, stand ihm wie etwas Häßliches bevor. So bat er denn Hendrickje Stoffels, den Meister am nächsten Tage zum Herrn Herzog von Hannover in das Stadtschloß zu senden, wo er ein kleines Porträt malen solle.

„Soll?" Hendrickje Stoffels stemmte die Hände in die Seiten. Dann lachte sie hell und fragte: „Meint Ihr, er ist van Dyck?"

„Ich meine, daß er Maler ist, daß er malt, wenn er dafür bezahlt wird."

„Da irrt Ihr Euch sehr. Er malt, was ihm gefällt. Wenn Euer Herzog langweilig ist, dann zwingt ihn die Welt nicht zu einem Bilde."

„Der Herzog gilt als der schönste Mann in Hannover, abgesehen von seinem Bruder Ernst August."

Hendrickje Stoffels schüttelte sich vor Lachen. „Herr", sagte sie, „Rembrandt ist Maler, kein junges Mädchen, dem eine Kupplerin einen jungen Mann aufreden will. Wenn Euer Herzog der häßlichste Mann wäre, dann glaub ich eher, daß Rembrandt ihn malen würde, als wo er der hübscheste ist."

Francesco war gereizt. „Er ist ja nur der zweitschönste", sagte er am Ende bissig. „Das läßt in mir noch die Hoffnung bestehen, daß er Gnade vor den Augen des hohen Herrn Malers finden wird."

Die Frau trat jetzt aus der Dunkelheit hervor. Ihr Gesicht war alt, aber von wohltuender Herzlichkeit. Es lag ein Schimmer von Heiterkeit darüber, der die Spuren der Entsagung freundlich bedeckte. Die Haushälterin legte ihre Hand dem Edlen auf die Schulter. „Jonkher", sagt sie, „Ihr scheint aus Italia zu sein. Gibt hier viele aus Venezia, die so sprechen wie Ihr. Eure Meister sind Diener. Unsere sind Herren. Eure Männer sind Untertanen. Unsere sind Bürger. Eure Maler malen, wie es den Auftraggebern gefällt. Unsere Maler malen, wie es ihnen selbst gefällt. Ihr seid Italiener. Wir sind Holländer."

Francesco wußte nichts zu erwidern. Diese vergleichende Kritik aus dem Munde der Haushälterin kam ihm zu unerwartet. Von dem holländischen Geiste der damaligen Zeit hatte er bis jetzt noch nichts vernommen.

„Wie Ihr meint", sagte er schließlich. „Nur bitt' ich Euch eins: laßt den Meister gleich seine Farben mitbringen, damit der Herr Herzog nicht warten muß. Ist nur ein Akt der Höflichkeit, und die wird in Holland gleich sein wie in Venezia."

Hendrickje Stoffels versprach, ihr Bestes tun zu wollen. Um elf Uhr solle der Meister im Schlosse sein, für mehr könne sie aber nicht bürgen. Dann reichte sie dem Besteller ihre große, weiße Hand, lachte ein ganz klein wenig und klopfte dem Gaste freundlich auf die Schulter, als dieser das Haus verließ.

Francesco ging langsam durch die engen Straßen in das Schloß zurück und ließ sich beim Herzog melden.

„Nun", rief Georg Wilhelm, als Stechinelli mit einer Verbeugung an der Tür stehenblieb, „wann kommt er? Wie lange soll ich sitzen? Kann er das Bild in einer Sitzung vollenden?"

„Durchlaucht, es ist nicht so einfach."

„Was heißt ‚einfach'? Aha, Ihr habt keinen gefunden. Sagt ich's nicht?" Der Herzog sah gelangweilt aus dem Fenster.

Francesco trat zwei Schritte vor. „Gefunden wohl. Aber ..."

„Aber ...?"

Francesco berichtete von dem Meister, der bei einem alten Juden zu Gaste gebeten sei.

Georg Wilhelm lachte. „Und das will behandelt sein wie ein Fürst? Die Sache wird unterhaltend."

„Er wird es als Gnade betrachten, wenn er Euer Durchlaucht malt."

„Bettelgnade, kennt man."

„Kaum. Ich sah sein Bild der Staalmeesters. Er ist ein größerer Künstler als Palma Vecchio."

„So?" Der Herzog hatte sich blitzschnell umgewandt. „Wie heißt er denn?"

„Rembrandt Hermansz van Rhin."

„Ich habe nie etwas von ihm gehört. Die vornehme Welt läßt sich, wie mir heute gesagt wurde, meist von van der Helst oder von Thomas de Keyser malen. Aber wir werden ja sehen. Wann kommt er?"

„Morgen früh um elf Uhr."

„Gut. Ihr habt die Freundlichkeit und seid gegenwärtig. Auch heute abend bei dem Feste, das uns der Prinz Wilhelm gibt, erbitte ich Eure Gegenwart."

Stechinelli verneigte sich wieder, dieses formelle, nichtssagende Verneigen, das mit zum Rhythmus der großen Welt gehört.

Abends stand er in der Nähe des Herzogs, in dem mit Menschen und Lichterglanz überfüllten Festsaal. Er sah, daß sein Herr auf und ab ging, daß er durch die geputzten Menschengruppen wanderte, daß er selbst nicht stehenblieb, als eine plötzliche Stille die Ankunft des Gastgebers ankündigte und der junge Prinz von Oranien den Saal betrat.

Die Ehren, die sonst einem Fürsten erwiesen wurden, hatten die Generalstaaten für das Kind von Holland untersagt. Jan de Witt, der an der Seite dieses Knaben schritt, achtete mit Schärfe darauf, daß der Prinz jede Ehrung zurückwies, die ihm als Fürsten zugedacht war.

Und die Gäste, die diese lächerliche Farce durchschauten, hüteten sich, dem Knaben Unannehmlichkeiten zu bereiten. Herzog Georg Wilhelm hatte aber seine Freude daran, Jan de Witt selbst anscheinend wie einen regierenden Herrn zu behandeln, eine Bosheit, die der kluge Ratspensionär schweigend hinnahm.

„Ist mein erlauchter Freund und Vetter nicht wohl?" flötete der Amans Dux dem de Witt ins Ohr.

„Ist mir eine sonderliche Ehre, Vetter Euer Liebden zu sein", entgegnete Jan, „fürchte nur, daß dieser Titel mir nicht zukommt."

Der Amans Dux wiegte den Kopf. „Oh, oh, oh —", sagte er schließlich und zwinkerte mit den Augen, „wer so strenge mit Prinzen von Geblüt umgeht, der muß doch wohl ein Verwandter oder Vetter sein. Sonst würde er nicht so gegen Gottes- und Fürstenrecht verstoßen."

„Ich vertrete den Staat, nicht den Fürsten", antwortete de Witt, „ich bin nur Beistand des Staates." ‚Certum est', inquit Spinoza, ‚unumquemque malle regere quam regi'."

Der Amans Dux wandte sich halb zu Stechinelli.

„Man muß die Welt mit zweifelhaften Autoritäten schlagen: ‚Spinoza inquit‘!“

„Wer ist nur dieser Spinoza?“ entgegnete Francesco. „Das ist der Mann, mit dem der Maler Rembrandt heute zusammenhockte. Es ist, als ob ein merkwürdiger, starker Geist alle Schichten hier gleichmäßig durchdringe.“

Prinz Wilhelm hatte inzwischen auf einem der erhöhten Sessel Platz genommen, Jan de Witt ließ sich an seiner Seite auf dem zweiten Sessel nieder. Dann ertönte das dumpfe Grollen der Pauken von der Musikestrade; die Trompeten griffen mit ihren stahlbewehrten Fäusten in das Gewirbel und schafften Platz für die zarten Töne der Flöten und Geigen, die sich zunächst nur scheu hervorwagten, kichernd und verlegen, wie halb erwachsene Mädchen, die aber durch den Erfolg allmählich kühner und sicherer wurden und schließlich alle Welt durch den Zauber ihrer harmonischen Reize bestrickten.

Georg Wilhelm stand an einer Säule und beobachtete das Gewirr der Tanzenden. Er sah die glühenden Gesichter junger Frauen — er sah muskelstarke Männer, die ohne Zweifel hinreißend auf einem Pferderücken oder am Mast eines Schiffes gewirkt hätten, aber ungezügelt beim Tanze erschienen, weil sie zu viel Kraft hatten, um sie ganz bei den zierlichen Gavotten von Versailles ausgeben zu können. Er sah das Verketten der Reigen, er sah, wie sich die Figuren löften, er sah das kluge Antlitz des jungen Oraniers, der auf seinem Halbthron neben dem harten Ratspensionär saß. Das war derselbe Jan de Witt, den später der Pöbel zerreißen sollte, weil de Witt diesem jungen Oranier den Purpur nicht gönnte, weil er die republikanische Verfassung als der Würde des Menschen am angemessensten erachtete. Aber der Pöbel ist ja im Grunde genommen immer monarchisch.

Dieser Jan de Witt war Demokrat, ja, er war Ideolog. Er verstand es nicht, die Tanzfiguren des Geschehens zu deuten. Er verstand es nicht, diesem Verketten und Lösen ganz sacht eine Musik unterzuschieben, nach der sich schließlich das alles drehte. Er brachte nur die Tänzer aus dem Takt. Und er glaubte immer alles aufs beste zu machen. Vielleicht war er sogar noch erstaunt darüber, daß ihn der Pöbel in Fetzen riß.

Wer ist aber die Dame, die jetzt durch die Tür unter dem Musikbalkon in den Saal tritt? Sie trägt ein Kleid von weißer Seide, ist geschmückt mit einer fünffachen Perlenreihe und hat große Straußenfedern im Haar. Das ist die Herzogin von Tarent, und die Dame, die ihr folgt — gleich hinter ihr, vor dem Kavalier und den Hofdamen — in blaue Seide gekleidet, das ist Eleonore d'Emier d'Olbreuze. Seht ihr, wie Georg Wilhelm den Hals vorstreckt, wie der Spitzenkragen zittert, als ob ein leichter Wind hindurchginge? Oh, wie seine großen Augen größer geworden sind, wie sie auf dem kastanienbraunen Haar der Geliebten ruhen, wie die großen Nasenflügel vor Sehnsucht und Begierde zittern!

Keiner von den Tänzern weiß, daß eine Frau in pfauenfarbenem Kleide mit dem dunklen Obergewande und einem Lorbeerkranz auf dem Haupte in den Saal getreten ist: die gewaltige Clio, die strenge, klare Göttin, daß die dort oben auf dem Akanthusfries über den vergoldeten Kapitälen der Marmorsäulen thront, daß sie das große Hauptbuch aufgeschlagen hat und mit ernster Miene jedes Wort notiert, das dort zwischen dem Herzog und der d'Olbreuze gewechselt wird. Denn das ist Weltgeschichte.

Auch der Herzog und die d'Olbreuze wissen das nicht. Ihre Augen spielen das jahrtausende alte Spiel des Fragens, des Fühlens, des Verstehens.

Du süßestes aller Spiele, du Spiel der Augen!

Eros, süßer Knabe, du bist der Sohn dieser Blicke, der heiße, lachende, schöne Sohn, der sich den Blütenkranz auf das Haupt preßt und hinausjubeln möchte in die Welt: „Ich bin es, ich, Eros, der siegende Gott, dem alle Götter dienen müssen."

Hat es noch keiner der Gäste bemerkt, daß du dich tummelst zwischen dem Amans Dux und der schönen Dame von schlechtem Adel aus Poitou? Hört keiner die leisen Worte, die er ihr zuflüstert in der Fensternische hinter der Gardine von schwerem, rotem Samt, Worte, die sie zitternd entgegennimmt?

„Ich will Euch nie verlassen, Allergnädigste, ich will Euer Freund auf ewige Zeiten sein. Will Euch ein schönes, zufriedenes Leben geben, wenn Ihr mir zugehören wollt."

Die Geigen klingen gedämpft hinter den Portieren; draußen gleiten die Peekschuten über die halbvereisten Wasser. Ein matter Lichtglanz zittert vom Kanal durch eine Spalte des Vorhanges, und die ernsthafte Clio horcht durch diese Spalte auf jedes Wort, das sie gelassen in ihr Buch schreibt.

„Sind unsere Lebensstellungen nicht gar zu verschieden?" flüsterte Eleonore d'Olbreuze und preßt ihr Haupt an die Fensterscheibe. „Ich kann Euch doch nur auf kurze Zeit beglücken; Ihr werdet bald daran denken, Euch eine fürstliche Gemahlin zu suchen."

„Ich hab' meinem Bruder mein Wort gegeben, keine Fürstin zu ehelichen, auf daß das Land nicht weiter durch Teilung zerrissen werde."

Eleonore horcht auf.

Die Nachricht durchfährt sie wie ein Blitz. Aber sie beherrscht ihre schönen Züge und sagt: „Lasset mir Zeit, mein edler Herr; am sechsten Januari ist mein Geburtstag. Dann möget Ihr Euch die Antwort holen."

Clio schreibt und notiert eifrig; sie hat es gemerkt, daß neben dem Bilde des Rubens dort unten im Saale ihre älteste Schwester Calliope steht, eine edle Jungfrau in grünen Kleidern mit weißem Übergewand. Ihr schönes, efeubekränztes Haupt hat sie über die Schulter eines Mannes geneigt, daß die langen Perlen an ihren Ohren nach dem Munde zu hängen.

Dieser Mann ist der Edle Francesco Stechinelli. Aber die Dame an seiner Seite ist eine neue Erscheinung in seinem Leben. Das ist Marie Manchard, die Hugenottentochter aus Heidelberg, die mit zum Gefolge der Herzogin von Tarent gehört.

Marie Manchard ist groß und graziös. Sie ist schlank gewachsen, und ihre Bewegungen haben den eigenen Rhythmus, den man am stärksten unter schleppenden Kleidern ahnt. Sie trägt ihr Haar zart frisiert, mit frei fallenden Locken, in die eine rote Rose gesteckt ist. Sie weiß zu lächeln und zu fesseln; sie ist ein wenig kokett. Aber über das ganze Geschöpf ist eine zarte Herzlichkeit gebreitet, von der Milde und Unbestimmtheit eines Frühlingsmorgens.

Sie freut sich an den Worten, die Calliope ihrem neuen Freunde eingab, und die er mit schöner Stimme ihr zuflüstert. „Ist meine Freundin enchantiert von dem Glanz des Festes?"

„Ich liebe große Feste", entgegnet sie und sieht ihn mit ihren Rehaugen an. „Man kann dort im Meer des Glanzes aufgehen."

„Große Feste haben etwas von der ‚grande passion'", nickt Francesco.

Marie Manchard versteht dieses Wort nicht.

Er wiederholt es ihr und sagt erläuternd: „Wie die wahren Sentiments."

„Gibt es die?" Sie lehnt ihr Lockenhaupt gegen

das Rubensbild, so daß es aussieht, als ob einer der Faune nach ihrem Haar greift.

„Die Dichter sagen es."

„Dichter lügen immer."

„Ihr tut alt, Demoiselle."

„Ihr nicht, sonst würdet Ihr mir das nicht sans phrase ins Gesicht sagen."

„Ich habe längst aufgehört, das Alter der Menschen nach ihren Lebensjahren zu bestimmen."

Marie Manchard lacht heiter; sie wendet den Kopf und sagt neckend: „Seht Ihr, wie Euer Herzog das Fräulein von Olbreuze umschwärmt?"

Stechinelli nickt. „Das tut er immer. Er ist bei jedem Fest verliebt. Er verliebt sich bei jeder société sofort in die Dame, die seinem Geschmack am meisten zusagt."

Nun redet das Paar lauter harmlose, heitere Sachen. Francesco freut sich an dem schlanken Körper der Demoiselle, und er glaubt, daß er sich bis über die Ohren verliebt haben würde, wenn er einige Jahre jünger wäre.

Er sieht sie dahinschweben im Reigen, während er sich mit dem venezianischen Gesandten unterhält. Der Gesandte hat das Interesse des Herzogs an der d'Olbreuze sofort erkannt und versucht, aus Francesco den Rest herauszufragen. Das leichte, spitze Lächeln des Würdenträgers in der Allongeperücke, die liebenswürdige Art des Plauderns würde auch aus den meisten Menschen das Geheimnis herausgelockt haben. Francesco kennt jedoch die Taktik der Venediger Diplomaten, lächelt und lügt . . .

Am folgenden Morgen, gegen elf Uhr, als Stechinelli mit dem Herzog die eingegangenen Briefe gesichtet und beantwortet hat, meldet ein Diener den Maler Rembrandt.

„Muß einen Augenblick warten", sagt der Herzog und fährt zu diktieren fort, „es wird noch ein

Veilchen dauern. — Also ... sei mir ein ganz besonderlich Pläsier, Ihre Majestät die Frau Königin Christine von Schweden auf dero Rückreise nach Rom in meinem Lande als Gast zu empfangen — habt Ihr? — empfangen, und teile ich Euer Exzellenz dieserhalb mit, daß das Schloß von Wienhausen für Ihre Majestät zu steter Disposition stehet — habt Ihr?"

Inzwischen ist der Diener zurückgekehrt und hat mit einem verlegenen Gesicht an der Tür gestanden,

„Nun, was gibt's?" fragt der Herzog und wendet sich halb um.

„Er will nicht warten."

„Wer?"

„Der Maler."

„Wa—" Georg Wilhelm richtet sich in dem Sessel auf.

„Nein, er sagt, holländische Maler seien keine hannöverschen Geheimen Räte. Er beziehe sein Honorar für das Malen, nicht für das Antichambrieren."

„Donnerwetter." Georg Wilhelm lacht. „Dann bittet also den erlauchten Meister in das Zimmer. Ob diese Grobheit gegen Fürsten beim Maler zum Handwerk gehört?"

Die große schwarze Tür bleibt eine Weile geschlossen, trotzdem die Augen des Herzogs und die Stechinellis neugierig auf dem Eingang ruhen. Endlich hören die Horchenden Stimmen auf dem Flur. Der Diener öffnet die Türflügel, tritt selbst in den Raum und hält die Tür offen. Er sucht seinem Gesichte eine geringe Mißachtung zu geben, und es klingt wie ein leiser Spott durch seine Stimme, als er meldet: „Der Maler Rembrandt van Rhin."

Georg Wilhelm hat sich erhoben und bleibt stehen, als der Meister das Zimmer betritt. Also, das ist der vom Sekretär so gepriesene Maler. Son-

derbar genug sieht er aus. Ein mittelgroßer, alter Mann in braunem Gewand. Das rosige Fleisch des Gesichtes ist gerunzelt, ein weißgelber Bart bedeckt den größten Teil des Antlitzes. Der Kopf ist erschreckend kahl, und auf dem kugelartigen, rosenfarbigen Schädel blitzt das Licht. Das Eigenartigste dieses Gesichtes sind freilich die Augen. Die Brauen sind hell, die Wimpern blond. Desto feuriger brennen durch die schmalen Schlitze die merkwürdigen, braunen Augen.

„Ihr seid der Maler Rembrandt?“ beginnt der Herzog nach einer Weile, indem er auf den Stuhl kniet und die Hände über der Lehne faltet.

„Der bin ich. Und Ihr seid der Herzog von Hannover?“

„Der bin ich, und ich möchte ein kleines Bild von mir gemalt haben. Ein Bild in dieses Medaillon.“ Er reicht dem Maler das für heutige Begriffe überaus große Medaillon.

Rembrandt besieht sich die Edelsteine. „Die Saphire sind gut“, sagt er nach einiger Zeit. „Den mittleren trug ich einst als Agraffe am Hut.“

„Ihr?“

„Ja. Ich kenne ihn genau. Aber die Brillanten sind minderwertig.“

Der Herzog beugt sich ein wenig vor und sagt: „Wie stellt Ihr Euch zu dem Gedanken, in dieses Medaillon ein Bild von mir zu malen? Auf ein Stückchen Holz, das dann nur eingepreßt wird. Im Purpurmantel mit der Rüstung. Die könnt Ihr wohl aus dem Gedächtnis verfertigen? Aber ähnlich muß das Bild sein.“

„Herr Herzog“, entgegnet der Maler nach einiger Zeit, „Ihr scheint eine Kuriositätensammlung zu haben, denn Ihr scheint mir den Auftrag zu geben, ein Bild so zu malen, als ob es van der Helst gemacht hätte. Ich will Euch eins sagen: Bleibt im

Sessel sitzen, diktiert Eure Briefe. Von dem Platz und dem Wasser da draußen steigt ein eignes Licht auf, das Euer Antlitz übersilbert. Diktiert und laßt mich malen."

Der Maler hat, ohne sich weiter um den Herzog zu kümmern, dem Diener gewinkt. Nun trägt man ihm Farben und Staffelei ins Zimmer, und Rembrandt zeichnet die Größe des Medaillons auf eine kleine Holztafel.

Bald liegt eine heitere Stille über dem Gemach. Ein schwacher Duft von Terpentin irrt durch den großen Raum, und die Mittagssonne, die sich mühsam Bahn gebrochen hat, flackert über den Möbeln und dem Fußboden. Der Herzog sitzt unbeweglich im Sessel. Ab und zu unterbricht seine Stimme diese Ruhe, aber das Kritzeln der Feder geht wie ausgleichend durch diese schweigende Geschäftigkeit.

Rembrandt hat in einem breiten Pinselstrich die lichte Wange hingesetzt. Das dunkle, stumpfe Blau, wie die Schatten in den Blütenkelchen der Veilchen, setzt er daneben. Und Schlag auf Schlag fällt auf das kleine Holzstück. Die grausilberne Perücke, dieses Weinrot der Lippen, die tiefen Nasenlöcher — aber alles ist von einem Silberhauch gesäumt, einem Hauch, der auf der Nebeneinandersetzung der Farben, nicht auf einem technischen Kunststück der Untermalung beruht.

„. . . daß im übrigen der Gesandte — habt Ihr? — der erlauchten Republik Venezia mir die devotesten Komplimente — Komplimente, ja? — seiner Herren ausgerichtet habe . . ."

An den Fenstern surren ein paar Fliegen, die Feder kratzt, und Rembrandt malt. Er malt wie ein Kämpfer, wie ein Fechter in der höchsten Erregung seines Gewerbes, er malt mit Anspannung der Muskeln. Jeder Hieb sitzt. Seine hohe Stirn kraust sich. Oft krampfen sich die Hände, man sieht,

daß er physische Schmerzen bei der angespannten Tätigkeit des Schaffens empfindet. Zuweilen stößt er einen halblauten Ruf aus, und dann dreht sich der Herzog wohl erstaunt um.

Endlich nach zwei Stunden sagt er: „Fertig."

Der Herzog ist aufgesprungen. Er ist auf das Gemälde zugeeilt und stößt einen Ruf des Erstaunens aus.

„Wie anders, als ich es gedacht hatte."

„Ihr hättet doch zu van der Helst gehen sollen", sagt der Maler ruhig und reinigt seine Pinsel.

Francesco steht hinter dem Künstler. „Das ist gewaltig", flüstert er nach einer langen Pause. Rembrandt sieht ihn an.

„Also Ihr seid zufrieden?" Francesco nickt nur.

Georg Wilhelm steht noch wie versteinert vor dem Bilde. Der Maler läßt ihn stehen und sagt: „Laßt mir meine Sachen in die Wohnung schicken. Wegen der Zahlung haltet Euch an meine Haushälterin. Mich geht das nichts an. Übermorgen kommt mein Sohn und wird das Bild firnissen. Verwischt es nicht."

Er verneigt sich und verläßt das Zimmer.

Am siebenten Januarius des Jahres 1666, einen Tag nach dem sechsundzwanzigsten Geburtstag der Dame d'Olbreuze, reist der Herzog von Amsterdam ab. Er reitet an der Spitze des langen Zuges aus dem Schlosse, und alle Freunde winken aus den Fenstern des ehrwürdigen Baues. An seiner Seite reitet die Olbreuze. Sie hat sich entschlossen, ihn zu begleiten, und die Muse Clio hat einen großen Strich quer über die Seite gezogen, als diese Erklärung erfolgt war. Mit Eleonore von Olbreuze reisen mehrere Frauen, mit ihr reist Marie Manchard.

Die Amsterdamer liegen in den Fenstern und jubeln dem abreisenden Herzog nach. Er winkt und lacht nach allen Seiten — er nickt all den drallen

Frauen zu, er winkt in der Richtung, in der die bewimpelten Schiffe liegen, und er zeigt der schönen d'Olbreuze die große Flotte.

„Alles holen sie", sagt er nach einiger Zeit, „Spezereien und Gold, Perlen und Edelsteine."

Eleonore nickt. „Wunderschöne Edelsteine gibt es in Amsterdam."

Georg Wilhelm fühlt sein Herz vor freudiger Überraschung klopfen. Er faßt in die Brusttasche und sagt: „Hab' mir erlaubt, ein kleines Angebinde zu besorgen und hoffe, daß es Euch ein wenig Freude machen wird." Er strahlt über das ganze Gesicht, als Eleonore einen Schrei des Entzückens ausstößt, als sie das Prunkstück in der Januarsonne funkeln läßt und schließlich seine Hand ergreift, um sie an die Lippen zu führen.

„Wie dank ich Euch, mein hoher Herr."

„Es geht noch weiter", sagt der Herzog erwartungsvoll mit einem Gefühl des leisen Unbehagens. „Öffnet das Medaillon."

Die langen, schmalen Finger haben den Verschluß gefaßt, und die Kapsel springt auf den leisen Druck auseinander.

Stille.

Dann tönt von den Lippen der Eleonore d'Olbreuze ein Lachen, ein so schüttelndes Lachen, daß Stechinelli, der hinter dem Herzog mit Marie Manchard reitet, sich erschreckt vorbeugt.

Georg Wilhelm sieht sich um.

„Sagt ich's nicht?"

Eleonore von Olbreuze windet sich. „Teurer Freund, dieser Affe, dieser Waldmensch sollt Ihr sein? Ihr, mein schöner Freund. Hahaha. Welchem Stümper seid Ihr in die Hände gefallen?"

Die Wogen des vereisten Flußarmes, den die Reiter überschritten, übertönt das schrille Gelächter.

Und über die weite, überweißte Ebene rollt es wie ein Pfeifen des Sturmes.

„Nein, nein", schreit die Dame, „das ist Tollheit." Sie reißt den schmalen Rand, der das Bild festhält, in die Höhe, schüttelt das Gemälde aus dem Rahmen, hebt es hoch und bricht es mit rasendem Lachen in zwei Stücke.

„Da, da", schreit sie und wirft die Stücke in hohem Bogen über das Holzgeländer in die Amstel.

Stechinelli hat das alles gesehen, begriffen; ihn hat die Verachtung für die d'Olbreuze gepackt, die Verachtung des Kultivierten gegen den Pöbel. Mag sie zehnmal die Geliebte des Herzogs sein: wäre sie keine Frau, er könnte sie fassen und hinterher werfen in die eisigen Wogen, sie, die der Menschheit einen Gott entrissen. „Du Bestie!" knirscht er, und ehe sich der Herzog von seinem Erstaunen erholt hat, ist er aus dem Zuge geritten und hat sein Pferd gespornt. Dumpf donnert die Holzbrücke unter ihm, aber er peitscht und spornt das störrige Tier an — Zinken, daß das Blut quillt. — In einem Sprunge ist er über das niedrige Gitter hinweggesetzt, und mit mächtigem Aufplatschen sinken Reiter und Pferd in die eisige Flut. Stechinelli läßt das Pferd schwimmen. Vorn, zwischen den glasigen Schollen, treiben die kleinen Holzstückchen. Er kümmert sich nicht um die Erregung hinter sich, nicht um das Geschrei auf der Brücke.

Seine Haare hängen in langen Strähnen an den Wangen hinab, die scharfen Eisschollen schneiden ihm in das Fleisch, er fühlt, wie ihm das warme Blut über die heißen Hände rieselt. Aber die grauenhafte Kälte des Wassers, das ihn umplätschert, und das an den Kleidern des Oberkörpers und den Schenkeln zu gefrieren beginnt — all das kümmert ihn nicht. Das Pferd arbeitet weiter. Seine Augen sind mit qualvoller Angst auf die Brettchen

gerichtet — da geschieht das ihm entsetzlich Scheinende.

Ein Wassertor der Festungswerke mit einem engen Eisengitter nimmt die Amstel auf. Er sieht, wie die Bretter sich dem Gitter nähern — er weiß, daß er nicht folgen kann, daß das Bild ihm entschwindet, wenn es hier durch die Eisenstäbe geschwemmt wird.

Er schreit und brüllt, um den Torwächter aufmerksam zu machen. Aber die Menschen verstehen ihn nicht. Sie glauben, er schrie um sein Leben. Aber er weist immer nach vorn auf die Brettchen, die jetzt durch das Tor gepreßt werden.

Angstvolle Gesichter blicken vom Turm auf den Reiter. Ein paar Männer irren auf dem Wallgang umher. Sie verstehen ja nicht, was er ruft, er schreit auf deutsch, italienisch, französisch. Aber auch wenn er holländische Worte gewußt hätte: wer hätte ihn verstanden?

Die Bretter verschwinden hinter den Eisenstäben.

So zwingt er sein Pferd dann an die flache Böschung des Ufers, und die eisige Kälte zerschneidet seinen Körper. Aber darauf achtet er vorläufig nicht. Er starrt noch immer auf das Wassertor. In seinen Augen stehen Tränen.

Die Wogen aber jubeln: „Komm, du Bild, wir tragen dich hinaus ins Meer, von dort kannst du zurückkehren in das Land, das dir verwandt ist, du kannst die gewaltige Kraft der Ozeane grüßen, die von derselben Urkraft ein Teil ist wie jene, die dich schuf. Wir tragen dich hinaus in die Weite, wo du den Sternenhimmel in unbegrenzter Macht siehst, wo du eins wirst mit dem königlichen Meer. Wir grüßen dich, du heiliges Werk des Genius."

Stechinelli ritt einige Stunden im Galopp voraus, in ein einsames Wirtshaus an der Landstraße. Dort ließ er das Pferd versorgen, und als endlich

der Zug vorbeikam, reichte man ihm andere Kleider, so daß er am Abend die Kavalkade an der deutschen Grenze im Nachtquartier erreichte.

Georg Wilhelm lachte, als sein Sekretär in das von Kerzen erleuchtete Zimmer trat. Eleonore d'Olbreuze lag weit zurück in einem Stuhl und streckte die Füße von sich.

„Ihr hattet wohl die Sache nicht begriffen? Dachtet wohl, meiner Freundin einen Gefallen zu tun? War aber ein recht kaltes Bad. Aber Ihr habt ein braves Attachement."

Der Herzog war in guter Laune. Das lag an der glücklichen Lösung der Geldfrage.

„Und Ihr wißt jetzt, was Ihr bitten wollt. Noch habt Ihr wegen Trient eine Bitte frei. Bittet also, und nicht zu wenig."

Nun ist es Zeit, dachte Francesco. Die d'Olbreuze wird dir später den Erwerb der Gnade auch nicht erleichtern. Was du hast, hast du.

So beugte er das Knie und sagte feierlich: „So wollen Euer Fürstliche Gnaden mich mit dem Postregal in Dero Landen belehnen und darauf hinwirken, daß es mir auch in den Landen zu Celle und Wolfenbüttel geliehen werde."

Der Herzog nickte freundlich. „Ich gebe Euch für meine Lande die Expektanz darauf, auf mein fürstliches Wort. Wartet noch ein wenig. Es soll aber sobald als möglich geordnet werden. Denn wißt, es sind kuriose Dinge passiert. Mein Herr Bruder zu Celle ist, wie eben eine Estafette meldet, in Gott verschieden, und mein zweiter Bruder Johann Friedrich hat sich mit Gewalt in den Besitz von Celle gesetzt. Die Dinge müssen also erst geregelt sein. Aber verlaßt Euch auf mich. Was an mir liegt, soll geschehen."

Stechinelli verneigte sich.

„Dankt dem Freunde für die versuchte Rettung des Bildes“, lachte der Herzog.

Eleonore sah den Direktor an.

Ihre Augen funkelten wie kleine Opale, unruhig und flatternd. Plötzlich konzentrierte sich das Licht, und ein leuchtender Blick schoß aus den großen Augen.

„Hätt' die Reste in den Kamin geworfen, wenn Ihr sie mir gebracht hättet“, knirschte sie.

Ein Haß war zwischen diesen beiden Menschen aufgeflammt — woher er kam, wer weiß es?

Als Francesco das Zimmer verlassen hatte und langsam über den ziegelbelegten Flur schritt, huschte Marie Manchard aus einer Tür. Sie hatte gewartet. Durch die Türspalte der Küche rieselte ein mattes Licht über die Backsteinfliesen des Flurs, und Francesco hatte sie noch im letzten Augenblick erkannt. Sie war weggelaufen, als sie ihn kommen hörte.

Seit heute morgen liebte sie Stechinelli.

Marie Manchard

XIII

Marie Manchard liebte Stechinelli. Das ist an und für sich nichts Besonderes, um so weniger, als Stechinelli gewohnt war, geliebt zu werden. Seine ganze Art hatte etwas Herrschendes, wie man heute sagt „Suggestives". Aber auch an ihm war das Bild der Hugenottin nicht wie ein Hauch vorübergeglitten; die Erinnerung an Marie Manchard wurde sogar langsam aus der Welt der Empfindung in die der Vorstellung gerückt, und sie formte sich zu einem plastischen Gebilde; Marie Manchard begann schließlich durch ihre hartnäckige Liebe in ihm ein ganz eigenes Interesse zu erregen. —

Nun lag Stechinelli lang hingestreckt im Heidekraut, in der sonnengesättigten Celler Heide, nicht weit von der Jagdhütte, die an dem Wege liegt, der nach Wiekenberg führt. Die Heide blühte, und in der Natur lauerte jenes Gleichmäßige, Beglückende, Stille, das alle Sinne in derselben unauffälligen Art erfaßt, die wir mit einem Wort als „Sommertag" bezeichnen. Das Auge tauchte unter in der Flut blauer Blüten, in Lichtorgien von der Farbe der Gewänder des hohen Klerus, in den Farben der Sinnenglut und Leidenschaft, und alle diese Farben schrien und riefen dem am Boden Hingestreckten zu: Sie liebt dich, Marie Manchard.

Wie die Sonne brannte, die heiße Heidesonne. Sie hatte Trockenheit gesogen, Trockenheit aus dem weißen, dürren Sand, aus den verkrüppelten Ästen des Wacholders, Trockenheit aus den dorrenden

Postbüschen. Und diese trocknende Glut sank hier auf die Erde herab, sie umfing die hingestreckten Glieder des Ruhenden, sie streichelte die weiße Haut Stechinellis, und sie sagte in ihrer großen Beharrlichkeit: Sie liebt dich, Marie Manchard. Ganz in der Ferne schlug die Goldammer, silbern und flüssig, gleich dem Mondlicht, wenn es über weite Ströme rinnt und mit plätschernden Brunnen kost. Und dieser süße, halbe Schlag war in das Licht der Sonne geflochten, das wieder umstreichelt wurde von dem Duft der blühenden Heide. — Hörtest du, was der Schlag dir zurief, Francesco? Was er dir zurief ohne Aufhören, immer weiter mit schmerzvoller Innigkeit: Sie liebt dich, Marie Manchard.

Er liegt still da, und seine Augen folgen ein paar weißen Wölkchen, die über den blauen Himmel segeln. Anfangs denkt er noch an die Frau, die sich in Liebe zu ihm verzehrte, an Benedicte von Bülow. Er denkt an seine eigene kalte Berechnung, die er angestellt hatte, um das Begehren festzuhalten, um dadurch etwas zu erlangen, was die „große Leidenschaft“ genannt werden konnte. Jetzt begreift er, wie fern, wie sternenfern er von dieser wahren, großen Leidenschaft war. Jetzt weiß er, daß eine solche Liebe kommen muß, wie eine Blütenwoge, wie ein Sonnenstrahl, daß kein Wille und kein Verstand sie bannen kann. Allmählich weist er aber diesen Gedanken von sich. Es ist so schön, zu träumen, aufzugehen in dieser Natur. Er hat sich umfangen lassen von einer süßen Passivität, von einer Erwartung auf nichts, wie sie Frauen und Dichtern eigen ist. Und diese Opferdüfte der Panfeier benutzen sein Dahindämmern. Sie schwellen an, steigen empor, ein brausender Strom, überfluten seine Seele, die sich sehnt nach einer solchen Welle der Empfindungen, in dem sie alles niederzwingen mit der gewaltigen Woge: Sie liebt dich, Marie Manchard.

Ich dachte, du wolltest deine Brust mit dreifachem Erz panzern, Francesco Maria Capellini, aus dem Hause Stechinelli. Ich dachte, du wolltest fühllos werden, wie die Steinsoldaten, die auf der Schloßbrücke von Celle stehen. Ich dachte, du wolltest lachen über Frauenliebe, wie du über das Leben lachst, weil du nicht darüber zu weinen brauchst. Und nun? Nun kommt die schlanke, blonde Hugenottin, und du gibst ihr, was du den edelsten Frauen nicht gegeben hast. In deinem Herzen ist ein Echo erweckt, ein Echo ihrer heißen Liebe. —

Die Sonne brennt, die Heide duftet, und schluchzend klingt der silberne Schlag der Goldammer. Ein leiser Wind streicht über die purpurnen Blumen. Es ist derselbe Wind, der die weißen Wölkchen über den Himmel getrieben hat. Und dieser Wind kichert ganz leise, kichert wie Mädchen, die ihre weißen Körper in einem See baden und sagt still für sich: Oh, du Narr. Das ist doch kein Echo deiner Liebe, was in dir erweckt ist, das ist das Echo der gewaltigen, großen Natur, das Echo der Düfte, der Sonnenstrahlen, der Farbe und des Vogelrufes. Wie töricht du bist. — Aber Francesco liegt da, hat die Hände unter den Kopf gelegt, und sieht neugierig zu, wie die beiden Wölkchen sich zu einer Wolke vereinigen. Er denkt nichts, er fühlt nur, fühlt immer nur diesen sehnsuchtsvollen Sommertag in seiner ganzen Schönheit. Und so bringt er diese Eindrücke unbewußt auf die ihm zunächstliegende Formel: Sie liebt dich, Marie Manchard.

Er denkt nicht daran, auf den Wind zu hören, und die Frage zu tun: Liebst du Marie Manchard?

Mit diesem Traum eines Sommermittags zog Stechinellis Lebensschiff in ein anderes Meer; in ein Meer, dessen Größe sich in den Stürmen beweisen sollte, die diese, jetzt noch so ruhige, besonnte Fläche aufpeitschen würden. — —

Vieles hatte sich ereignet, seitdem Stechinelli den Haß der Dame von Olbreuze erworben hatte, vieles, was zu schildern Sache der Chronisten bleiben muß. Die streitenden Herzöge, die bereits ihre Truppen mobil gemacht hatten, um den Erbfolgekrieg auszufechten, einigten sich im letzten Augenblicke gütlich, und die großen Festungswerke, die von cellischen und hannöverschen Bürgern aufgeworfen waren, wurden im Herbst des Jahres mit Winterroggen bestellt.

An einem wundervollen Spätsommertage war Georg Wilhelm aus Hannover ausgezogen; feierlich, mit Pauken und Posaunen; „mit viel bruit und accompagnements“, hatte er selbst gewünscht, denn er schämte sich. Schämte sich, wie damals, als für Herrn von Grapendorf die Totenfeier gehalten wurde, und aus genau demselben Grunde. Noch einmal waren die Stände bei ihm vorstellig geworden, ja, einige Edelleute, die sonst nur vor ihrem Gott zu knien pflegten, hatten es über sich gebracht, den Herzog auf den Knien zu bitten, er möge den lutherischen Glauben schirmen, er möge in Hannover bleiben und das Land nicht dem katholischen Bruder ausliefern. Und dann waren sie noch einmal mit dem Angebot jener hohen Summe vorstellig geworden, die sie aus ihren kriegszerrütteten Gütern pressen wollten, wenn er bliebe. Aber Georg Wilhelm hatte die Unterlippe vorgeschoben, hatte an die reichen Domänen von Celle gedacht und die Achseln gezuckt.

„Lat em, sin Gott is sin Kop op de Dalers“, hatte darauf einer der Edelleute gerufen und die anderen hatten zustimmend gemurrt.

Dann waren sie aufgestanden, hatten sich kurz verbeugt und waren davongegangen.

„Gottlob, daß sie weg sind“, hatte Georg Wilhelm gedacht.

Und nun war er aus der Stadt geritten, Bitternis in den Zügen, Feindseligkeiten im Herzen, und hinter ihm dröhnte es noch her, eine erschütternde Anklage:

„Der Fürst dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt.
Tut er uns doch nicht,
Das macht, er ist gericht.
Ein Wörtlein kann ihn fällen."

Er spornte sein Pferd. „Spottet der Pöbel?" wandte er sich an Francesco.

„Glaube kaum, Euer Durchlaucht. Es ist dem Volk ja doch gleichgültig, ob es nach Rom oder Wittenberg horcht." Das glaubte Georg Wilhelm selbst nicht, aber Stechinelli empfand die Frage des Herzogs als eine Entschuldigung, und dementsprechend schwieg er. Eine Stunde lang begleitete er seinen Herrn. Dann aber hielt er sein Pferd zurück.

Er ritt an die Seite der Marie Manchard. Sie ließ ihr Pferd auf dem weißen Sand schreiten, der durch die schwarzen Fetzen der aufgeworfenen Heidedecke blitzte. Ihre Augen irrten hin und her, und endlich blieben sie an den duftigen, blauen Dämmerungen hängen, die sich um die Wacholderbäume legten und das ganze Tal mit der Farbe schwirrender Tauben füllten.

Francesco sah sie von der Seite an. Sie war reizvoll, von jenem Reiz schlaffer Sinnlichkeit, der auf gesunde Männer unwiderstehlich wirkt.

„Hat meine Freundin Trauer im Herzen?" fragte Francesco nach einiger Zeit.

Marie Manchard schüttelte den Kopf. „Pas de tristesse", entgegnete sie. „Es ist wie ein großes Erinnerungsbild, das mich drückt. Wißt Ihr, ich bin in Heidelberg erzogen und aufgewachsen. Über den Landen liegt eine dämmernde Süßigkeit, ein

schwärmerischer Glanz. Seitdem ich jene glücklichen Rheinufer verlassen habe, ist mir, als ob ich aus dem Paradies vertrieben sei. Meine Gedanken, meine klarsten Gedanken sind durchzogen von der Erinnerung an den Glanz der Sommernächte, wenn der Strom flimmerte und der Wein blühte. Da legen sich die Sternenschleier wie ein Festkleid um uns. Man möchte die Arme zu den Sternen recken, den nackten Körper der warmen Abendluft entgegenpressen und Leib und Seele von diesen Nächten umfangen lassen."

Francesco verstand das. „Ich habe eine ähnliche Zeit der Harmonie empfunden. Die Zeit, die ich in Venedig zubrachte. Da lag ein brennendes Glück auf allen Kanälen, und die Schönheit wiegte sich auf den Wellen der Adria."

„Und warum seid Ihr nicht dort geblieben?"

„Soll ich Euch diese Frage zurückgeben?"

Marie Manchard schüttelte den Kopf. „Ihr habt recht. Unsere Lebensschicksale passen sich nicht immer unseren Sentiments an."

Sie ritten eine Zeitlang schweigend weiter, und Francesco sah, daß Marie zitterte. Ihre Brust arbeitete heftig, und die Augen blickten ihn schmerzhaft an.

„Lasset mich allein reiten", sagte sie nach einer Weile. „Das soll kein Wunsch sein, weil ich Euch etwa nicht möchte", setzte sie rasch hinzu, „es ist nur die Notwendigkeit, einmal zu grübeln."

Stechinelli neigte sich ein wenig und galoppierte wieder an die Spitze des Zuges, wo er den Herzog im Gespräch mit dem Fräulein von Olbreuze antraf. Eleonore schnitt ein Gesicht, als Georg Wilhelm seinem Kanzleidirektor freundlich zuwinkte.

„Ihr habt wohl ein wenig mit der Demoiselle Manchard geschwatzt", lachte der Herzog. „Meint

Ihr nicht, daß sie eine gar artige Eheliebste werden könnte?“

Stechinelli zuckte zusammen. Dem Venezianer war das „zur Liebe zusammengetrieben werden“ verhaßt.

So sagte er denn kühl: „Das Land hofft, daß Euer Durchlaucht nicht eine Demoiselle aus dem Bürgerstand zur Gattin begehren werden. Euer Durchlaucht werden doch in Dero hochfürstlichen Kreisen bleiben.“

Über das Gesicht der Dame von Olbreuze schoß eine Glutwelle. Francesco erkannte, daß er die Freundin des Herzogs unabsichtlich tief getroffen hatte. „Also dahin gehen die Gedanken“, dachte er. „Nicht übel. Eine Fürstenkrone ...“

Das Pferd des Herzogs machte Kapricen.

Georg Wilhelm nahm es kurz und hieb ihm einige Male mit der silberdurchflochtenen Gerte über den Hals. „Bestia“, zischte er und entgegnete auf Francescos Worte: „Ich — nein. Ich habe meinem Bruder mein Wort gegeben, mich nicht zu verheiraten. Bleib bei meiner Freundin, Eleonore d'Olbreuze.“

Das Gesicht der Dame aus Poitou veränderte sich nicht. „Aber“, fuhr Georg Wilhelm fort, „ich hatte an E u ch gedacht, mein lieber Getreuer. Weiß, weiß“, winkte er mit dem grauen Lederhandschuh, „ihr Welschen liebt es nicht, wenn man euch in den Fragen der Liebe leitet. Laßt indes diesen väterlichen Rat nicht ohne weiteres vorbeigehen. Ich danke Euch.“

Das Schloß von Celle, damals noch in dem Zustande, wie es von Herzog Heinrich und seiner Mutter im Jahre 1485 errichtet war, hob sich langsam aus der Dämmerung. Stechinelli bemerkte es erst, als der Zug Wienhausen längst passiert hatte und dicht vor dem Stadttor angelangt war.

Der Empfang des Herzogs durch den Bürgermeister, die Übergabe der Schlüssel bei Fackelschein, die Huldigung der Bürger — all das ließ ihn gleichgültig. Nur einmal wurde seine Aufmerksamkeit geweckt.

Er sah die Mädchen an, prüfend, ein wenig blasiert, die zum Empfang des Herzogs aufgestellt waren. Lauter gute, derbe Gesichter mit breiten Backenknochen und roten Wangen. So mögen meine Ahnfrauen auch ausgesehen haben, dachte er, ehe der Stamm von hier nach Italien zog und durch eine lange Kultur veredelt wurde.

Nur ein Mädchen fiel ihm auf. Sie hatte ebenfalls ein gesundes, blühendes Gesicht, aber die Züge waren verfeinert. Und wundersam strahlten ihre unschuldsvollen Augen.

„Wer ist die Jungfrau?“ fragte er den Kämmerer des Herzogs, der ein wenig gelangweilt ob der langen Rede des Bürgermeisters beiseite stand.

„Das ist die Tochter des Ratsherrn Breiger, Bertha Breiger.“

Francesco strich mit einem Blick über die Augen des Mädchens. Sie fing diesen Blick auf, unschuldsvoll, wie ein erstauntes Kind.

Francesco wandte den Kopf beiseite. Er wollte sich nicht beirren lassen.

Seine Gedanken blieben bei Marie Manchard, und als er von dem erleuchteten Schloßhof aus die Wendeltreppe zu seinen Gemächern hinaufstieg, glaubte er, daß er sie in dem gegenüberliegenden Teil des Schlosses erblicken könne, wie sie an den erhellten Fenstern vorbeihuschte.

Seine Zimmer lagen im westlichen Teil des Schloßvierecks. Der hannöversche Diener hatte sie bereits leidlich eingerichtet, so daß Francesco im ersten Augenblick über die Wohnlichkeit des Raumes erstaunt war. Ein Kammerjunker des verstorbenen

Fürsten hatte ehedem in diesen Räumen gehaust. So waren denn die Fensterscheiben noch mit einem Brillanten bekritzelt; verschnörkelte Buchstaben traten bei dem Licht der Kerzen zutage — und Francesco erkannte die Worte: „O sancta Benedicta Abatissa."

Äbtissin Benedicte. Hatte diese Schranze sie geliebt? Sich eingebildet, sie zu lieben? Dummkopf. Aber wie kalt war er in Gedanken an Benedicte. Was war sie ihm jetzt, nachdem die großen Tatsächlichkeiten sein Leben aufgepeitscht hatten? Er dachte nicht anders an sie, als er vielleicht an die Markuskirche dachte. Als an etwas sehr Schönes, Fernes. Und wenn ihn jemand nach Benedicte gefragt hätte, und er wirklich von seiner Liebe hätte sprechen müssen, dann würde er gesagt haben: „Ja, sie ist reizend. Ich habe sie übrigens einmal geliebt."

Dieses „übrigens" wäre die Bankerotterklärung seiner Gefühle gewesen. Sein Bericht über seine Liebe würde nicht wärmer gewesen sein, als die Berichte der Tuchkrämer, die der Diener Christoph auf dem großen Tisch aufgestapelt hatte. Nicht wärmer als die Versicherung, daß die fremden Tuche sich bis jetzt glänzend verkauften, und daß Bertelsmann, der hannöversche Agent, das Privileg für Hannover mit eisernen Fäusten verteidigen würde, wenn es von irgendeiner Seite angegriffen werden sollte.

Francesco riß das Fenster auf. Die warme Herbstluft drang in das große, gewölbte Zimmer.

„Christoph."

„Edler Herr?"

„Was ist das dort? Dort unten. Das flache Land in der grauen Nebeldämmerung?"

„Das ist die Mühlen-Marsch, edler Herr, eine Insel in der Aller."

„Und dahinter?"

„Dort rechts liegt Hehlen. Dort, wo die kleinen Lichter glänzen. Dort, unter dem großen Stern."

„So. Und links der Hügel?"

„Das ist der kleine Berg. Dort wird morgen das Fest stattfinden."

„Welches Fest?"

„Ein Fest der Stadt zum Empfang des Herrn Herzogs und der Madame de Harbourg."

„Wessen?"

„Der Herr Herzog wird dem Fräulein von Olbreuze morgen den Titel Madame de Harbourg verleihen."

Francesco lachte und trat in das Zimmer zurück. Er musterte das Schlafgemach, das auf den Hof hinausging und durch eine Wendeltreppe von dort aus zu erreichen war. „Madame de Harbourg", lachte er, „nicht übel. Ich hasse sie, diese Person. Sie gehört zu den Leuten, bei denen man ihrer Stellung, ihren Erlebnissen nach Witz vermuten dürfte. Und ich verzeihe es ihr nie, daß sie darin so furchtbar enttäuscht. Georg Wilhelm scheint das übrigens auch zu empfinden. Fehlt nur noch, daß er ihr die Wappendevise verleiht: Lange Haare, kurzer Verstand."

Nachdem er die Räume geprüft und die Berichte über den Tuchhandel sorgfältig gemustert hatte, ließ er sich in seinem Wohnzimmer in den großen Lederstuhl fallen und starrte in die Flamme der Kerzen.

„Der edle Herr will nicht speisen?" fragte Christoph nach einiger Zeit.

„Nein, du kannst mir im Nebenzimmer etwas hinstellen. Ich esse nachher."

Nach einiger Zeit wandte Francesco sich wieder an den Diener.

„Christoph, ich habe dir eine Anzahl von Papieren und Urkunden besonders ans Herz gelegt. Hast du sie gut überbracht?"

„Sie sind alle dort in der eisernen Kiste."

Stechinelli gab dem Diener die Schlüssel und ließ die Kiste öffnen. Da lagen schön geordnet und ver-

siegelt all die Verträge mit den Tuchkrämern zu Amsterdam und Trient, mit den Kaufleuten in Hannover und Celle, da lag die Lehnsurkunde, die der Herzog in Amsterdam ausgestellt hatte, mit der großen, gedrechselten Holzkapsel, die das erlauchte Wappen der Welfen enthielt. Stechinelli griff indes nach einem Pergamentbande, über den er sich im Augenblick keine Rechenschaft ablegen konnte. Als er die feinen, silbernen Schließen sah, erschrak er. Das war ja die Gabe des alten Grafen Lerma, des Hüters der öffentlichen Moral. Durch sie sollte er ja einst die Welt verstehen. So hatte der Graf doch damals gesagt.

Er nahm den Band aus der Truhe und entließ den Diener. War es nicht unverantwortlich, daß er dieses Buch nie gelesen hatte? Aber er scheute sich vor dem Lesen dieser verschnörkelten, altmodischen Handschrift. Das Leben selbst war ihm viel zu fesselnd gewesen, als daß er es an Büchern hätte ergründen mögen. Der alte Sonderling hatte ihm diese Gabe gereicht, kurz vor seinem Tode. Als ob er gewußt hätte, daß er sterben müßte. Ja, wer mit Adelheid von Savoyen kämpft, der muß darauf gefaßt sein, diese Welt plötzlich verlassen zu müssen.

Francesco rückte den Leuchter an seine Seite. Er preßte das Buch zusammen und löste die Silberschließen. Die ersten Seiten handelten von der Staatskunst. Nach Art der Staatsrechtler jener Zeit war die Abhandlung mit Beispielen durchsetzt. Dort stand zu lesen, wie sündig die Liebe eines Klerikers sei: denn die hohe Stellung, die ein Kirchenfürst habe, sei ihm ja nur deswegen verliehen, weil er auf Erdenliebe verzichten müsse. „Wenn aber“, so fuhr der Verfasser fort, „mein Sohn, der Fürstbischof von Trient, Buhlschaft mit einer Kurfürstin treibt, so zwingt mich mein Gerechtigkeitsgefühl, zu sagen: Das ist Verbrechen. Wenn der Fürstbischof

behauptet, ich, sein Vater, habe die Kurfürstin auch geliebt, so verzeihe ich ihm diese Lüge. Sie berührt das öffentliche Wohl nicht. Ich habe in stillen Stunden der Nacht mit ihr gesprochen, um sie zu zähmen und zu formen. Nicht, um sie für mich zu gewinnen. Ich habe versucht, das, was mein Sohn am öffentlichen Wohl gesündigt, wieder gutzumachen, indem ich die Fäden zwischen ihm und der Kurfürstin zu zerreißen versuchte. Ich weiß, daß es mir den Kopf kostet. Aber das öffentliche Wohl kann allein meine Taten bestimmen."

„Wie sonderbar", murmelte Francesco und las weiter.

Der Verfasser sprach von dem Bestreben der größeren deutschen Fürsten, in das Kollegium der Kurfürsten aufgenommen zu werden, von den heimlichen Anstrengungen, die Ernst August, der protestantische Bischof von Osnabrück machte, um in dieses edle Konsortium einzurücken. Er sprach weiter von dem Widerstand, den die katholischen Fürsten diesem Plane entgegenstellten, insonderheit aber der Kurfürst von Bayern.

„Teufel", dachte Francesco. „Ich hätte ja Mittel, um die Frau Kurfürstin von Bayern zu zähmen." Und vor seinen eigenen Augen stieg ein Bild auf, das Bild des Herzogs Ernst August, der aus seinen Händen den Kurhut entgegennahm . . .

Er legte das Buch beiseite und sah in die ungewisse Dunkelheit des Zimmers. Sein tätiges Gehirn brachte andere Fragen vor, und er überlegte sich wieder, ob er die Marie Manchard ehelichen sollte. Schließlich warum nicht. Sie war hübsch und anschmiegsam, der Herzog sah es gern, daß die Mädchen, die mit seiner Geliebten aus Holland gekommen waren, gesichert würden. Und die Liebe . . . Du lieber Gott, was war denn die berühmte Liebe?

In der Liebe lebte er in einem merkwürdigen Gefühl von Unwirklichkeit. Und das hatte ihm die Wirklichkeit fast entfremdet. Er rettete sich in seine Traumländer, in die Königreiche stiller Schönheit, wo er liebte, mit einer Glut und Inbrunst, die er vor der Welt sorgsam verbarg. Es war keine bestimmte Persönlichkeit, die er liebte, und manchmal fragte er sich, ob er wohl nur die Liebe liebte. Die Persönlichkeiten wechselten, er schob sie sozusagen seiner Liebe nur unter. Aber sein Gefühl war immer das gleiche. Er fühlte, daß er wie eine Woge von Glut war, eine Glut, die nach irgendeiner Richtung hinschlagen konnte, wie zufälliger Wind sie trieb. Glaubte er eigentlich daran, daß einst die Frau kommen würde, die ihn so erfüllte, daß kein Fünkchen von Sehnen, von Zweifel, von Skepsis mehr in ihm war? Er wußte es nicht.

Und nun trat die Wirklichkeit an ihn heran und sie hatte die blühenden lachenden Züge der Marie Manchard. Sie war die einzige, die von kultivierten Ländern sprach, die sich nach Heidelberg sehnte wie er nach Venedig. Er dachte an die Unterhaltung, die er am Morgen mit ihr gepflogen hatte, er hörte die Weichheit ihrer hellen Stimme, er sah ihre liebeflehenden Augen. Er merkte es selbst nicht, daß er jener großen Liebe, die sein Inneres verzehrte, das Bildnis der Marie Manchard unterschob. Und so konzentrierte er, wie durch ein Brennglas, all diese Liebesstrahlen auf die junge Hugenottin.

Später griff er noch einmal nach dem Buch des Grafen Lerma. Er schlug eine Seite auf, planlos. Das sollte ein Orakel sein.

„Mit der Liebe ist es wie mit Gott“, stand dort. „Über das Unerforschbare wird am meisten geredet. Man muß es erleben, muß den Mut dazu haben. Reden und Denken über Gott und Liebe heißt Feuer mit Worten entzünden wollen.“

Francesco war aufgestanden. Er sah starr vor sich hin. Dann lächelte er. „Also heirate ich Marie Manchard." — —

Den nächsten Abend bereits hatte er dafür ausersehen, um Marie Manchard seinen Antrag zu machen. Die Stadt hat den kleinen Berg vor dem Tor mit Taxushecken bepflanzt, hat Lusthäuschen und verschwiegene Grotten angelegt, und auf der Aller wird ein Feuerwerk abgebrannt. Der Amans Dux steht neben Madame de Harbourg und hat ihre Hand gefaßt. Ab und zu wendet er den Kopf, wenn ein Schwärmer besonders hoch steigt, oder wenn ein Feuerrad einen Kranz von Raketen in die Luft schleudert. Aber die Hand der Dame aus Poitou läßt er nicht los.

Francesco steht an der Böschung des Berges; vor ihm steht Marie Manchard. Ihr Blick hat etwas Flehendes, als wollte sie sagen: „Lieber Don Francesco, bewahret mich vor dem Antrag des edlen Herrn Stechinelli." Aber sie schweigt still und zittert. Sie weiß noch nicht, wie sie sagen wird, wenn er sie fragt. Aber er wird sie fragen, das fühlt sie.

Eine grüne Rakete zischt zu den Sternen, sie überkupfert die Mauer des Turmes, in dem sich Francescos Gemächer befinden, und wirft einen belebenden Hauch über das Schilfrohr, das sich am Wall des Schlosses breitgemacht hat.

„Saht Ihr das Licht, Vieledle?" fragte Stechinelli.

„Ich sah es; es war wie ein Stern."

„So wünscht ich mein Leben, wie dieses Licht."

„Redet deutlicher."

„Ich möchte leuchtend zur Höhe steigen, dann aber plötzlich versinken und im Sinken noch Glanz verbreiten. Nur kein zögernd Verlöschen wie eine Kerze."

Es sind stets süße Worte, die ein Geliebter spricht — süßeste Worte, wenn er vom Sterben redet. Es gehört ein gewisser Grad von Vertrautheit dazu: deshalb macht es so glücklich, in der Liebe über die letzten Dinge zu sprechen.

„Wollt Ihr schon sterben?“ fragt Marie nach einiger Zeit, während die prasselnden Feuerräder auf ihr Antlitz zuckende Lichter bannen, die die Unruhe ihrer Züge verdecken.

Francesco schüttelt den Kopf. „Noch nicht. Das hängt von einer Entscheidung ab.“

„Worüber?“

„Ob die edle Jungfrau Marie Manchard mein Eheweib werden will.“

Das ist überrumpelnd deutlich. Und diese Frage erschlägt alle Erwägungen, die Marie angestellt hat, alle Pläne, die sie gefaßt hat. Was kann die zarte Marie anders tun, als stillschweigen, obwohl sie den Geliebten tausenderlei fragen möchte, obwohl sie sich sichern möchte gegen so vieles, so lange es noch Zeit ist. Denn sie hat im Leben oft gesehen, wie alle Versprechungen der Brautzeit verlöschen im breiten Flusse der Ehe.

Marie Manchard sieht lange auf die Lichtfontäne. Dann wendet sie den Kopf. Sie möchte wenigstens die ganze Süßigkeit ihres Glückes aussprechen. Aber auch das wagt sie nicht. So steht denn ihr Profil scharf gegen das Kunstfeuer, indes die Lippen flüstern: „Ja.“

Durch diese Unterredung spannte sich der Falke selbst vor einen Pflug, und er litt Qualen, als er später sah, daß er nicht ziehen konnte.

Am Sonntag nach Advent wurden Francesco und Marie Manchard in Gegenwart des Herzogs in der Schloßkirche getraut. Der Hofprediger Doktor

Joachim hielt eine erschütternde Ansprache, in der er die Gnade Gottes, die diese Verlobten aus fernen Landen zusammengeführt habe, von allen Seiten beleuchtete.

Francesco bezog sein Haus in der Bäckerstraße. Kleine Fenster mit Blumenstöcken gingen auf die Straße hinaus, und hinter diesen Blumenstöcken saß Marie täglich, und wartete klopfenden und zitternden Herzens, bis ihr Gatte aus dem Schlosse zurückkehrte. Dann empfing sie ihn gleichmütig und sprach von häuslichen Alltäglichkeiten.

XIV

Ein Jahr waren Francesco und Marie jetzt verheiratet. Ein Jahr, dessen erste Monate in zehrender Glut dahingingen. Dann aber zog ein seltsamer Gast in das Haus, ein großer grauer Vogel, mit drückenden Schwingen und leeren Augenhöhlen, die Langeweile. Dieser Vogel mied jedoch die schlanke, schöne Hugenottin; er flatterte aus den Gemächern, die sie betrat, er verließ das ebenholzgetäfelte Eßzimmer, sobald ihr Schritt auf der Treppe erklang. Er konnte nicht zwischen den schönen Silberpokalen hocken, nicht zwischen den großen Vorräten der Leinenschränke. Dort war das Reich der Frau Marie, wo die Langeweile keinen Platz hatte.

Aber über den mit Fliesen gedeckten Flur hinweg, dahin konnte er fliegen. Die große Tür mit dem Wappen der Capelli, dem Bettelhute, stand für ihn auf. Der schwere, eichene Schreibtisch, der mit Kontrakten und Berichten bedeckt war, der war sein Aufenthalt. Dann ließ er sich auch wohl auf die Lehne des geschweiften Arbeitsstuhles nieder und sah dem edlen Herrn über die Schulter, in die Verträge und Pakte, und er blieb trotzig auf der Lehne sitzen, wenn Frau Marie in das Zimmer trat und ihren Eheherrn etwas fragte.

Mit Gewalt suchte Francesco dieses Tier zu verscheuchen. Er machte sich Vorwürfe, er schilderte sich seine Lage, er quälte sich und klagte sich vor sich selbst an. Aber nur, wenn er sich in die Berichte seiner Tuchkrämer vertiefte, wenn er von Bertelsmann aus Hannover hörte, daß die Frage mit der Belehnung der Post wegen der Streitigkeiten der Her-

zöge gar nicht vorwärts kommen wollte, oder wenn der eine oder der andere der Agenten kam, um zu berichten und Rechnung zu legen, dann schwirrte der große, graue Vogel für kurze Zeit auf den Schrank. Dort wartete er, bis der Herr Direktor der italischen Kanzlei allein war, und dann nahm er den Platz auf der Stuhllehne wieder ein.

Es ist im Sommer des Jahres 1666. Madame de Harbourg hat eine Tochter geboren, Sophie Dorothea, und Celle ist, wie sich dies gehört, voll von Jubel. Francesco hat seine Erinnerungen an die Feste der erlauchten Republik an der Adria zusammengenommen, und hat auf Befehl des Herzogs für die Feier der Taufe große Vorbereitungen getroffen. Er sitzt ermüdet und erhitzt in seinem Zimmer, nachdem er Marie flüchtig die Hand geküßt und sich nach ihrem Befinden erkundigt hat.

„Ich bin immer glücklich, wenn du bei mir bist“, entgegnet sie ihm mit zitternder Stimme.

„Gutes Kind“, sagt er gerührt und vertieft sich in einen Kostenanschlag für die Ehrenpforten.

Durch die gemalten Wappenscheiben, die vor dem Fenster hängen, dringt die Sonnenglut. Sie legt bunte Farben auf die Pergamente und Papiere, und malt Kringel auf den Fußboden.

„Francesco“, sagt Marie nach einiger Zeit. Sie hat sich aufgerichtet.

„Ja.“

„Francesco, du liebst mich nicht mehr.“

„Kind, wie kannst du dergleichen sagen?“

Aber Marie schüttelt den Kopf. Sie hat in ihrer stillen, feinen Art seit Monaten schweigend gelitten. Francesco weiß es. Auch er hat gelitten. Er hat gelitten unter der selbstquälenden Frage, ob er Marie noch liebe. Doch nun, wo die Frage von der, die sie am meisten angeht, an ihn gestellt wird, weist er sie zurück.

„Es ist aber doch so, Francesco, mein Armer. Ich sehe es und weiß es, wie du dich quälst, mein Freund. Ich weiß, daß du dich innerlich verzehrst. Du willst deiner Liebe befehlen. Liebe läßt sich nicht befehlen. Sie ist keine Magd."

Francesco hat sich umgewandt.

„Warum fragst du das alles, Marie? Hab' ich dich vernachlässigt?"

„Nicht so, mein Freund. Nicht um meinetwillen sprech ich. Um deinetwillen. Ich bin nur ein Blatt, das der Sturm des Lebens dir vor die Füße getragen hat. Du hast es aufgenommen. Aber, wenn du siehst, daß dieses Blatt von einer Giftpflanze stammt, daß es dich selbst mit seinem Gifte durchsetzt, dann darfst du es nicht behalten. Wirf es beiseite, Francesco. Ich bitte dich."

Mitleid, Leidenschaft und eine feine Neigung kämpfen in dem Angeredeten. Er ist aufgesprungen und hat Marie umfaßt. Sie wehrt sich nicht. Sie hat den Kopf gesenkt und trinkt seine Küsse. Ihre Glieder sind von einer süßen Müdigkeit umfangen; ihr Kopf ist rückwärts gesunken, ihr Herz pocht. Sie nimmt diese leidenschaftliche Glut mit einem süßen Schauer entgegen, mit dem unklaren Unterstrom: er liebt dich doch nicht mehr — und dennoch ist sie so selig, so beglückt, daß sie alles aufnimmt, als wäre sie von der Echtheit dieser Empfindungen überzeugt.

Dann hat sie dem geliebten Manne einen Kuß auf die Stirn gedrückt, und hat das Zimmer leise verlassen. Francesco sitzt wieder über den Arbeiten und rechnet. Er ruft „Herein", als es an seine Tür klopft, aber er behält den Blick auf das Papier gesenkt. „Was ist Euer Wunsch?" fragt er nachlässig und addiert dabei eine Reihe von Zahlen.

„Die hannöversche Kurwürde", antwortet eine helle, lachende Stimme.

Stechinelli hat sich umgewandt. Im Zimmer steht der Koadjutor, der Bischof von Osnabrück, Herzog Ernst von Hannover.

„Euer Durchlaucht!“ sagt Stechinelli. Er geht dem Gaste entgegen. „Das ist mir aber eine besondere Ehre. Ich wußte wohl, daß Euer Durchlaucht zu der Taufe von dero — Nichte ...“

Ernst August lacht. „‚Nichte‘ ist nicht übel. Du lieber Gott. So ein armes Parallelkind, dieses Harbourger Erratum. So ein Kegel. So ein doppeltes Franzosenwurm. Aber der gute Georg Wilhelm ist zu rührend. Und da ich als Bischof nun doch einmal die kirchliche Liebe vertrete ...“ Der Herzog liebt Zynismen, die er als „teutsche Biederkeit“ zu bezeichnen pflegt, und dieses Ereignis gibt ihm Gelegenheit genug, sich ein wenig zu erleichtern.

„Die Tochter soll ein gesundes, reizendes Geschöpf sein.“

„Wie alle kleinen Kinder. Es wird groß Hopphei darum gemacht. Nur eins hat mich erstaunt. Sie hat ein sonderliches Horoskop.“ Ernst August legt sein Gesicht in nachdenkliche Falten. „Ein Malefizius beherrscht die zweite Hälfte des Lebens — deutet auf Gefangenschaft oder Krankheit. In der ersten steht die stella d'amore, der Venusstern, ebenso herrschend wie der maleficius in der zweiten. Wird ein Leben von sonderlichen Exzessen und einsamen Betrachtungen werden.“

Stechinelli kannte die Neigung des Herzogs zu allerlei geheimnisvollen Dingen. Er selbst sagte sich zwar: wenn die Gestirne auf die Erde und ihren Zustand einen so großen Einfluß haben, warum sollten sie ihn nicht auch auf ihre Bewohner haben? Auch war er von dem Stande und der Größe des Mondes außerordentlich abhängig. Zur Zeit des Vollmondes quälte ihn die Unruhe. Aber dennoch lächelte er im Innern über die Astrologen, die die

Menschen zur willenlosen Marionette des Planetenhimmels machten.

Nach einiger Zeit fragte er: „Wer hat das Horoskop gestellt?“

Ernst August hatte einen Band aus der Bibliothek gegriffen und darin geblättert. Er stellte das Buch wieder in das Regal zurück, ließ sich in einen Lehnstuhl nieder und sagte, indem er die Beine weit von sich streckte: „Euer Agent in Hannover, Bertelsmann.“

„Ah.“ Stechinelli horchte auf. Also mit Bertelsmann trieb der Herzog seine Experimente. Nun verstand er auch, daß Bertelsmann das Privileg gegen alle Anfeindungen, die von vielen Neidern erfolgt waren, so verteidigen konnte. Ernst August wußte seinen katholischen Bruder Johann Friedrich, den neuen Herzog von Hannover, wohl zu leiten. Und wenn Bertelsmann beiläufig bat, ein gutes Wort einzulegen, dann war das Privileg nicht zu erschüttern.

Ernst August rekelte sich in dem Wappenstuhl.

„Es war eine helle Nacht, als Bertelsmann das Horoskop stellte“, sagte er nach einiger Zeit. „Und da wir einmal dabei waren, ließ ich mir auch das meine stellen. Jupiter, mein Stern, glühte in sanftem Rot. Er stand im dritten Hause des Himmels. Die Aspekta waren so günstig wie selten. Ich fragte ...“

Der Herzog sah vor sich auf den Fußboden, und er merkte nicht, daß Francesco ihn scharf beobachtete.

„Was die Sterne zu der Kurwürde sagten“, setzte Francesco dann leise hinzu.

Der Herzog sah erstaunt auf. „Ja, das fragte ich. Und sie waren wohl geneigt. Nur warnten sie mich, daß ich klug sein sollte in der Wahl der Unter-

händler. Schlechte Diplomaten können alles verderben. Besonders in Kurbayern."

„Haben Eure Durchlaucht die Absicht, einen bestimmten Gesandten zu schicken?"

„Ja."

„Und die Sterne?"

„Haben ihn für gut befunden."

„Das heißt, Bertelsmann hat ihn für gut befunden", dachte Stechinelli. Er fragte aber verbindlich: „Wen wollen Euer Gnaden mit dieser Mission betrauen?"

Über Ernst Augusts schönes Gesicht ging ein Leuchten.

„Den Edlen Francesco Maria Capellini aus dem Hause Stechinelli."

Darauf hatte Stechinelli gerechnet. Er stellte sich aber höchst erstaunt und gerührt und ließ den Herzog die Freude über die vermeintliche Überrumpelung auskosten.

„Euer Durchlaucht ...", sagte er schließlich, „sollten nicht würdigere ..."

Aber der Herzog schüttelte den Kopf. „Nichts da, mein Freund, Ihr habt die schwierigsten Missionen erledigt, und Ihr werdet, wenn ich Euch bitte, auch diese ohne Schwierigkeit zu Ende führen. Die Sterne behüten Euch. Und mein Dank wird Euch sicher sein."

Bertelsmann ist ein Heros, dachte Francesco. In seinem Innern tauchte ein Jugendbild auf: das Bildnis der alten Catharina Matterbo. Hatte nicht deren Gaukelspiel ihn in dieses Land gebracht? Dann hatte er sich von Erfolg zu Erfolg gewunden — und nun würde ihm ein neues Gaukelspiel diesen liebenswürdigen, sanguinischen Fürsten verbinden? Im Augenblick überkam es ihn wie ein Ekel. Aber. Das große ‚Aber' der Kompromisse überwand die feinere Regung. Er sagte sich, daß es gleich sei, ob

Zufall, Trug oder Konnexion den Menschen in eine Stellung brächten. Der wahrhaft bedeutende Mensch wisse sich eben der Woge anzuvertrauen, die ihn zu tragen vermöge. Und er dachte mit einem freudigen Fatalismus, wie rasch sich seine Träume erfüllten, die er neulich über dem Buch des Grafen Lerma eingefangen hatte.

„Euer Durchlaucht sind zu gnädig“, sagte Francesco nach einer Weile. „Ich bin dankbar, diese Mission erfüllen zu dürfen.“

Ernst August war aufgestanden. „Ich wußte es, Edler“, nickte er. „Wisset, der Erwerb des Kurhutes muß von langer Hand vorbereitet sein. Ich weiß, weiß. Noch bin ich Koadjutor des Pfaffennestes, Heuerling des lieben Gottes. Das wird aber nicht ewig währen. Nach dem Tode meines Bruders Johann Friedrich von Hannover werde ich an der Leine herrschen. Dann ist's aber recht spät. Ich will mir den Hermelinhut aufsetzen, wenn ich die Glückwünsche der Gesandten zur Thronbesteigung entgegennehme, und nicht den Kurhut zum ersten Male auf meinem Sarge liegen haben.“

Der Herzog war dicht vor Stechinelli getreten. Seine Augen glühten. „Was verlangt Ihr von mir, wenn Ihr Kurbayern gefügig macht? Ich weiß, Ihr könnt dergleichen. Ihr habt damals für meinen Bruder auch den Lerma gezähmt. Was wollt Ihr? Sprecht. Ich lasse mich nicht lumpen. Hermelinhüte bezahlt man nicht mit Kupferpfennigen.“

Der Blick des Herzogs war von einer begeisterten Glut. Francesco begriff, daß er jetzt der Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches nahegerückt war. Er sah dem Herzog fest in die Augen. „Durchlaucht“, entgegnete er, „der Tuchhandel der Welfenländer ist in meinen Händen vereinigt. Meine Agenten befehlen dem Handel in Hannover und Braunschweig, und kein fremdes Tuch wird hierzulande getragen,

das ich nicht lieferte. Aber ich muß, ebenso wie ich den Handel weit ausgedehnt habe, auch die Waren ungehindert befördern können. Die Belehnung mit dem Postregal für Lüneburg-Celle ist mir von meinem gnädigen Herrn Georg Wilhelm, Euer Durchlaucht Bruder, zugesichert worden. Da Seine Durchlaucht sich aber mit den anderen Herren veruneinigt haben, ist die Sache noch nicht weiter gediehen. Ich bitte nun Euer Durchlaucht, zu bewirken, daß Dero erlauchter Bruder, Johann Friedrich zu Hannover und Dero erlauchter Vetter Rudolf August zu Braunschweig mir das Postregal auch für ihre Länder verleihen. Dadurch werden Euer Durchlaucht meine Bemühungen in würdiger Weise belohnt haben."

Ernst August sah den Direktor der italischen Kanzlei an. „Könnt Ihr morgen nach München abreisen?"

„Ja."

„Der Hofrat und Hofgerichtsassessor Johann Breiger wird Euch begleiten. Er soll die Formalien besorgen, die Verhandlungen mit den Diplomaten, auf daß man Euch nicht mit juristischen Kniffen hintergehe. Und bei Eurer Rückkehr . . ."

Der Herzog hielt als gewandter Redner ein wenig inne, um die Spannung seines Zuhörers zu erhöhen.

„Und bei meiner Rückkehr . . .?"

„. . . wird man Euch mit dem Postregal in sämtlichen Braunschweigisch-Lüneburgischen Landen belehnen."

Francesco sah den Herzog fest an.

„Und bei meiner Rückkehr . . ."

Er hielt inne. Ernst August starrte ihm in die Augen und staunte über die rhetorische Geschicklichkeit, die darin lag, den soeben von ihm angewand-

ten Kunstgriff gegen ihn zu kehren. Er fragte daher wie gebannt: „Und bei Eurer Rückkehr . . .?"

„Und bei meiner Rückkehr werde ich Euer Durchlaucht den Ausdruck der Freude übermitteln, den Kurbayern über den Beitritt des Hauses Hannover zum Kurfürstenkolleg erklären wird."

„Sicher?"

„Ich denke."

Ernst August hatte sich hoch aufgerichtet. „Es wird zwar noch lange dauern, bis ich den Hermelin der Wahlfürsten trage. Aber Kurbayern ist der am meisten gefürchtete Gegner, weil er der am gehässigsten katholische ist. Die Kirchenfürsten selbst sind laxer. Die werde ich schon als bischöfliche Kollegen gewinnen. Die größte Aufgabe liegt bei Euch. Ich zähle auf Euch."

„Euer Durchlaucht werden sich nicht täuschen."

Der Herzog ergriff den Hut mit der Straußenfeder, die von einer Brillantagraffe gehalten wurde. „Lebt wohl", lächelte er. „Auf morgen." Freundlich nickend verließ er den Raum.

Francesco versank in tiefes Nachdenken. Es würde also dasselbe Spiel wie damals in Trient beginnen. Er würde mit einem Paket mit Briefen in der Tasche ankommen; es war die zweite Hälfte jener Briefe, die der Fürstbischof nach dem Durchmarsch der Truppen durch Trient gefordert, die man ihm aber nicht ausgeliefert hatte. Die Briefe wären geraubt worden, erklärte Francesco damals dem Gesandten des Fürstbischofs, und Seine Fürstliche Gnaden wüßten darüber Bescheid. In München, wo man nichts von diesen Briefen wußte, würde man über Francescos Forderungen im Anfang lachen, und Adelheid von Savoyen würde sich umdrehen. Dann würde er die Briefe hervorholen, und sie würde klein beigeben. Er kannte das Spiel jetzt bereits. Ein Gedanke durchquerte sein Hirn.

War es seiner würdig, seine eigenen Erfolge zu kopieren? Ein Mensch von seiner starken Eigenart sollte wie ein Operntenor immer dieselben Schlager wiederholen? Warum ekelte ihn dieser Gedanke an?

Ein leises Klopfen an der Tür ließ ihn aufschrecken. Er rief herein; seine Frau trat langsam in den Raum. Sie glich einem Bilde, bleich, von einer unsagbaren Schönheit, die nach innen gewandt zu sein schien. Ihr fest anliegendes Kleid ließ die Linien des schlanken Körpers bestimmt und doch nicht aufdringlich hervortreten.

„Du wünschest?“ fragte Stechinelli freundlich.

„Du wirst reisen?“

„Ja, woher weißt du das?“

„Ich habe gehorcht.“

Francesco hatte ein Gefühl des Unbehagens. Aber ihr bewußtes Geständnis gefiel ihm doch, trotzdem er die Absicht merkte.

„Das war überflüssig. Ich hätte es dir doch sogleich gesagt.“

„Du sollst nicht reisen.“

Stechinelli sah sich erstaunt um. „Nun? Warum denn nicht?“

Marie war vor ihn hingetreten. Ihr ganzes Sehnen, ihre Verzweiflung und ihre Glut schienen sich in den Augen zu konzentrieren. Die Lippen flackerten, und die Hände krampften sich.

„Edler ...“, sagte sie.

„Nun?“

„Francesco, reist nicht. Bleibt hier. Laßt das Postregal. Laßt München. Die Welt dort reißt Euch aus den Fugen. Ihr zerreißt Eure Ehe. Ihr verlaßt mich. Nur, wenn Ihr Euch einschränkt, auf den Kreis Eures Hauses beschränkt, nur dann könnt Ihr Euch für mich erhalten.“

Der Angeredete sah auf.

„Das ist nicht der Fall. Ich werde heimkehren, mit neuer Liebe, mit neuen Gedanken für dich."

Marie schüttelte den Kopf. „Ihr werdet aus dieser Welt hinaustreten und mich in ihr lassen. Ihr werdet sein wie einer, der fliegen kann. Der kann dann nicht mehr auf der Erde bleiben."

Ihren Blick hatte sie fest auf Francesco gerichtet. Sie war wie verzehrt von ihrer heißen Bitte.

Stechinelli sah auf die bunten Glasscheiben. „Nein, Liebste", erwiderte er, „ich muß. Das wäre ein schlechter Architekt, der ein Haus erbaut hätte und das Dach nicht einzudecken wagte. Der Unterbau meiner Arbeit ist fast beendet; ich will nicht zögern, ihn unter Dach und Fach zu bringen."

Marie blickte in Fernen, die nur ihrem inneren Auge sichtbar waren. Sie sah ihr kommendes Schicksal, und ihre Seele bereitete sich, es zu tragen.

„Wann reist Ihr?" fragte sie leise.

„Morgen früh."

„Ich werde alles rüsten."

„Ich danke dir. Indes werde ich in das Schloß gehen, um den Herrn Herzog um Urlaub zu bitten und um ein Paket Briefe zu holen. Schließlich will ich den Hofrat Breiger auch noch wegen der Details unserer Reise befragen."

Er war aufgestanden und hatte den Hut ergriffen. Marie sah wieder schweigend vor sich hin. Francesco blickte sie an.

„Bist du traurig, Liebste?" fragte er innig.

Sie schüttelte den Kopf. „Geh nur, es muß wohl sein." Und sie schritt langsam aus dem Zimmer in die oberen Räume, um die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen.

Francesco hatte ohne Schwierigkeiten von seinem Landesherrn den erbetenen Urlaub erhalten. Die Dame von Olbreuze, die seit ihrer Niederkunft zum erstenmal am Fenster saß, hatte den ausdrucks-

vollen Kopf mit den schönen Augen und den merkwürdig modellierten Zügen ihm einen Augenblick zugewandt und hatte gelächelt.

„Sollte der Herr Direktor der italischen Kanzlei wirklich imstande sein, eine diplomatische Mission auszuführen? Dazu gehört viel Verstand.“

„Jedenfalls verwende ich den Verstand, den ich besitze, nicht dazu, um andere Menschen zu verhöhnen, sondern ich verwende ihn im Dienste meiner erlauchten Herren“, entgegnete Francesco kühl.

„Unser Herr Direktor wird die Angelegenheit schon ins Reine bringen“, begütigte Georg Wilhelm, indem er mit der Hand über die Nase fuhr, als ob er die Furchen glatt streichen wollte, die sich seit einiger Zeit auf seinem schönen Gesichte einzunisten begannen.

„Und damit Ihr würdig in Bayern auftreten könnt, so möget Ihr Euch des Titels ‚Drost‘ bedienen.“

Frau von Harbourg kniff die Lider spöttisch zusammen. „‚Drost‘ ist ein Titel der Edelleute; denen aus dem Bürgerstande kommt der Titel ‚Amtmann‘ zu.“

Francescos Blick strich wie eine Fackel über das Auge der Dame. „Die Venediger Adelsfamilien sind bekannt und unbestritten, sie sind nicht so zweifelhaft wie die in Poitou.“

Die Olbreuze war aschfahl geworden. Sie wandte ihre Blicke wie hilfesuchend zum Herzog, aber Georg Wilhelm lachte belustigt. „Laßt Euch nicht auf ein Wortgefecht mit ihm ein. Venediger Worte sind scharf wie dreikantige Dolche.“

Dann hatte sich Francesco mit zwei Verbeugungen empfohlen, hatte sich in der Kanzlei von dem alten Doktor Kipius die Beglaubigungsschreiben aufsetzen lassen und war schließlich mit dem zweiten Teil des Briefwechsels zwischen dem Fürstbischof

Graf Lerma und der Kurfürstin von Bayern wieder in seine Wohnung zurückgekehrt. —

Am nächsten Morgen, als schon die Hitze des jungen Tages durch die Straßen flatterte und die Glocken von allen Türmen den Tauftag der herzoglichen Tochter einläuteten, hielt vor dem winkeligen und hochgegiebelten Hause des Hofgerichtsassessors Breiger eine mit vier schweren hannöverschen Pferden bespannte Reisekutsche. Sie war, wie das Wappen an der Tür und an den Laternen zeigte, aus dem herzoglichen Marstall und hing würdig und schwerfällig in den breiten Lederriemen. An der Hinterseite des Wagens waren große, schwarze Koffer aufgeschnallt, Koffer von einer fürstlichen Breite. Ein wenig seitab von diesem würdigen, unbeweglichen Gefährt wartete Stechinelli auf seinem tänzelnden Goldfuchs, begleitet von Carlo Cavareto, dem Sekretär, und seinem hannöverschen Diener.

Endlich öffnete sich die Tür des Breigerschen Hauses. Der Hofrat steckte die spitze Nase ein wenig in das Freie und warf die grauen Locken seiner Perücke mit der Hand über die Schulter zurück.

„Schön guten Morgen, wertester Freund und neugeschaffener Herr Drost", rief er Stechinelli zu, den er abseits unter der Linde erblickt hatte, „wird eine wohltemperierte Fahrt werden; ist in diesem Jahr eine so große Hitze, daß man glauben sollte, wir seien in Syria oder in einem gar wüsten Heidenland, und nicht im Norden, im Reiche des Welfenleuen."

Francesco war inzwischen an den alten Herrn herangeritten und hatte ihm die Hand gegeben. Plötzlich bemerkte er, daß Bertha Agnese Elisabeth Breiger, deren Gruß damals beim Einzug des Herzogs einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht und mit der er zuweilen wohl ein freundliches Wort ge-

wechselt hatte, im Reisekleide hinter ihrem Vater stand.

Ihn beschlich etwas wie Furcht; er erinnerte sich plötzlich jener ersten Begegnung wieder, und sie wollte nicht aus seinem Gehirn weichen. Er führte jedoch die Unterhaltung äußerlich völlig unbefangen und fragte schließlich, zu Bertha gewandt: „Auch Ihr wollt uns begleiten, Jungfer Bertha?“

„Ich will.“

Ihre Augen, die blassen Sternenaugen, hatte sie voll auf ihn gerichtet. Francesco sah nichts als diese Augen. Er sah nicht, daß Bertha mittelgroß und von weichen Formen war. Er sah nicht des Mundes vollerblühte Glut, nicht die kleine reizvolle Nase.

„Ist eine gar ziemliche Gelegenheit für meine Tochter, Welt und Menschen kennenzulernen, gehütet und geleitet von ihrem Vater.“

Der Hofrat sprach diese Worte mit rührendem Pathos, während er auf die Reisekutsche zuging. Vater und Tochter verabschiedeten sich umständlich von dem Gesinde, das den Wagen mit ernsten Gesichtern umstand. Nachdem der älteste Knecht die Wagentür zugeschlagen hatte, zogen die vier Hannoveraner an.

Die Bürger traten an die Fenster und in die Türen, als der Zug durch die Straßen ging. Die meisten grüßten und wünschten eine gute Reise. In der Bäckerstraße blieb Francesco einen Augenblick zurück. Marie stand am Fenster, bleich, edel und vornehm.

„Reist die Breiger mit?“

„Wie du siehst.“

Er beugte sich zu ihr und küßte sie auf den Scheitel. Sie hielt seine Hände fest und sah ihn an, als ob sie ihr stilles Bitten in seine Seele schreiben wollte.

„Leb wohl, Francesco.“

„Meine Marie.“ Er grüßte tief und ehrfurchtsvoll. Dann ritt er dem Zuge nach. Von der Straßenecke winkte er ihr noch einmal zu. Die Reisegefährten holte er am Stadttor ein, und nun ging es hinaus in den sonnendurchtränkten Sommertag.

Über den Feldern lag der Goldglanz venezianischen Frauenhaares. Die Spitzen des Roggens wogten in dem ermüdeten, schlaffen Winde, daß die Ähren nur wenig stäubten, und daß durch die wiegende, langsame Bewegung das Feld seine Farbe wechselte, wie ein Kleid von Seide aus Japan. Der Himmel war endlos blau, unbegrenzt und klar, als vermöchte er, allen Gram und alle Trübsal dieser Welt in sich aufzusaugen. Aber die Erinnerung an jenen Abend, da Stechinelli die Bertha Breiger zum ersten Male sah, brauchte er nicht liebevoll in sich aufzunehmen. Die hielt der Herr Drost in seinem Herzen und konnte sich nicht von ihr trennen. Er erinnerte sich jeder Einzelheit dieses Empfanges, er erinnerte sich der kurzen Begierde, die ihn beim Anblick des Mädchens streifte. Aber daß sich diese Begierde einmal in eine Neigung umwandeln könnte, daran hatte er damals nicht gedacht.

Er ritt an den Wagenschlag und unterhielt sich mit dem jungen, strahlenden Geschöpf. Bertha genoß diese Reise mit einer erstaunlichen Lebenskraft. Jedes neue Landschaftsbild war ihr eine Offenbarung, und sie quälte ihren Vater mit den verschiedensten Fragen bis zur Ermüdung. Francesco freute sich über diesen jugendlichen Wissensdurst. Er selbst trat dann wohl an die Stelle des Vaters als Mentor, zumal, da er aus seiner tätigen Lebenserfahrung heraus auf diese einfachen Fragen weit besser zu antworten wußte, als der Alte in seiner weltfernen Gelehrsamkeit.

„Ist die edle Jungfrau noch nie aus Celle herausgekommen?“

„Nein, Erlauchter, nur Lüneburg sah ich.“

„Es hat eine schöne, große Kirche am Sande, mit Hallen von bunter Ruhe und ein Rathaus, in dem die Engel das Gestühl geschnitzt haben. Man braucht, um Wunder deutscher Kunst zu sehen, nicht erst nach Nürnberg zu reisen.“

„Solches habe ich in Lüneburg alles nicht gesehen. Wir mußten von einer Gasterei zur anderen wandeln.“

„Das bedauere ich.“

„Ich auch, aber ich mußte mich fügen.“

Was willst du eigentlich von ihr, fragte er sich wohl zuweilen, wenn der Zug durch dunkle Wälder ging und er ein wenig vorangetrabt war, weil die Enge der Waldwege nicht gestattete, daß er sich an der Seite des Reisewagens hielt. Haben deine Erfolge bei Frauen dich nicht gelehrt, daß du in d e r Form die Befriedigung deines Sehnens nicht erlangen kannst? Er wußte ganz genau, daß es keine Kunst ist, ein Weib zu erringen, wenn man gerade gewachsen ist und ein wenig Kühnheit besitzt. Also, warum tat er das? Wieder quälte ihn die Frage: Ist es reine Jagdlust oder selbstgefällige Eitelkeit? Eine Antwort konnte er sich freilich darauf nicht geben.

In Nürnberg hatte Bertha Breiger voller Entzücken die Reize der Sebalduskirche genossen. Der Zufall brachte es mit sich, daß dem Reisewagen in dem Augenblick die Achse brach, als der Zug sich vom Gasthaus „Zum roten Hahn“ aus zur Weiterfahrt in Bewegung setzen wollte. Der Kutscher riß aber noch im letzten Moment die Pferde zurück, so daß der Wagen ganz langsam in sich zusammensank, und daß die Insassen, ohne Schaden genommen zu haben, heiter lachend aus dem Wagenkasten kriechen

konnten. Die Wiederherstellung, meinte freilich der zu Rate zugezogene Wagenbauer, würde doch über einen vollen Tag in Anspruch nehmen. Das war dem Hofrat ganz recht; er hatte unter den Ratsherren der Stadt Nürnberg einen Jugendfreund, Gotthelf Imhof, mit dem er gleichzeitig in Padua und Leipzig studiert und vielerlei gemeinsame Erlebnisse gesammelt hatte. Es war ihm schwer genug geworden, den alten Freund nicht zu sehen und mit ihm den süßen Zauber des Erinnerns zu genießen; aber das Schicksal schien es nicht anders gewollt zu haben. Jetzt aber war er um so lieber bereit, den Freund Imhof aufzusuchen, als die Gelegenheit dazu ganz unerwartet gekommen war. Er war auch durchaus damit einverstanden, daß seine Tochter in Begleitung des Drosten nach München zu Pferde vorausritt, während er selbst am folgenden Tage in dem wiederhergestellten Reisewagen nachfolgen würde.

Auch Bertha war von diesem Plan beglückt. Nach etwa einer Stunde trabte sie mit Francesco und dessen beiden Bediensteten auf der Straße nach München zu. Das Land vor ihnen war in lichte Sonnenglut getaucht; sie war ein Gruß aus dem Wunderland jenseits der Alpen, jener Gruß, den der Fremde aus dem Norden gewöhnlich zuerst in München empfindet. Aber Francesco empfand nicht nur die Nähe seiner Heimat, er fühlte stärker noch das merkwürdige Glücksgrüßen, das den Mann durchzieht, wenn er sieht, daß sich eine Frau für ihn zu erwärmen beginnt.

Und wie frei fühlte er sich bei ihr! Diese kristallklare Heiterkeit, dieses Strahlen und Lachen war ihm ein beglückender Genuß. Wenn seine Frau lachte, dann empfand er das Quälende, das Gewollte. Sie war in ihrer großen Liebe bestrebt, heiter zu erscheinen, weil sie wußte, daß er heitere Menschen liebte. Aber hinter jedem Lächeln ver-

barg sich die bange Frage: Liebst du mich noch? Bei Bertha Breiger war das anders. Ihr Lachen hatte etwas erfrischend Natürliches. Es erheiterte ihn, wenn sie bisweilen versuchte, sich das Ansehen einer großen Dame zu geben, und wenn sie dann ganz plötzlich aus dieser Rolle fiel. Sie war hell und lebensfroh — sie war selbstverständlich in ihrem Glanze wie die Sonne. Und er liebt nun einmal Sonne, Licht und Glanz — das Erbe seiner Heimat Venedig.

Als sie vor München eine kurze Rast machten, um sich ein wenig zu säubern, erbat Bertha von Stechinelli plötzlich ein Paar Reithandschuhe. „Mit möglichst großen Manchetten“, setzte sie halblaut hinzu.

Francesco war über diese Bitte ein wenig erstaunt. Er ließ aber aus seinem Mantelsack ein Paar Handschuhe entnehmen, übergab sie seiner Begleiterin und setzte bedauernd hinzu: „Meine besseren Handschuhe sind im Koffer auf dem Reisewagen. Aber wozu wollt Ihr denn die Handschuhe haben?“

Bertha Breiger senkte den Kopf.

„Damit die Leute in München glauben, daß ich den ganzen Weg mit Euch geritten sei. Von Celle her.“

„Und warum sollen sie das glauben?“

Die Angeredete wurde rot.

„Nun?“ fragte Stechinelli neugierig.

„Ach nein. Nichts.“

„Ich möchte es wissen.“

„Nein, nein.“

Sie trat rasch an das Pferd; er hob sie in den Sattel und stieg dann selbst auf. Als er beim Anreiten die Zügel teilte, fragte er wie nachlässig nach rückwärts: „Ich möchte es wissen.“

„Wenn Ihr denn gar nicht aufhört: damit mich die Leute beneiden."

Francesco sagte nichts. Aber er fühlte sich unsicher. Wenn ein Mann seit Tagen einer Dame gehuldigt, wenn er die Galanterie und ihre Gesetze auf das strengste beobachtet, wenn er die ganze Belagerungskunst der Liebe aufgeboten hat — und sei es auch nur, weil ihn die Langeweile oder die Gewohnheit dazu trieb — kann er dann plötzlich zurückweichen, wenn er überraschend vor dem Erfolg seiner Taten steht, kann er den Einzug in die Festung verweigern, die sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben hat? Hieße nicht ein Zurückweichen sich lächerlich machen? Ja, hieße es nicht sogar, ein gegebenes Versprechen nicht einhalten?

„Das ist Rabulisterei", sagte Francesco sich auf diesen Gedankenweg. Dann wandte er den Kopf. Die blauen, strahlenden Augen sahen ihn an, die Augen wie zwei Bergseen.

Er preßte sein Pferd an Berthas Seite. Er nahm ihre Hand, zog den viel zu weiten Handschuh ein wenig herab und küßte das feine, weiße Handgelenk der linken Hand.

Bertha Breiger hatte die Zügel auf den Hals des Pferdes sinken lassen und sah starr gerade aus.

„Bertha", sagte Francesco leise.

Sie antwortete nicht, sondern suchte die Tränen, die ihr in den Augen standen, unauffällig zu trocknen.

Inzwischen war die Kavalkade bis dicht vor die Tore Münchens gelangt. Stechinelli wartete auf die Begleiter, die sie weit hinter sich gelassen hatten, und dann ritt der Zug durch das spitze Stadttor und über die enge Festungsbrücke in die Stadt ein. Durch die schmalen Straßen mit den fließenden Brunnen und den großen Bäumen ritten sie zum kurfürstlichen Residenzschloß. Dort passierten sie un-

gehindert die Torwache und stiegen im Schloßhofe aus dem Sattel.

Ein Hofbeamter in spanischem Kostüm trat aus den dämmerigen Arkaden auf Francesco zu und fragte höflich nach den Wünschen des Herrn.

„Ich komme als außerordentlicher Gesandter der Herren Herzöge von Braunschweig und Lüneburg. Weist mir bitte den Weg zur Kanzlei, damit ich mich legitimieren kann."

Der Beamte machte eine höfliche Handbewegung. „Die Kanzlei liegt dort unter dem Bogengang. Wenn sich der Herr Gesandte zwar auch der Vorschrift nach legitimieren muß, so habe ich selbst doch keinen Grund, an dero Gesandtenqualität zu zweifeln", fuhr er fort. „Ich bitte die Herrschaften, doch erst einmal ihre Zimmer beziehen zu wollen."

Bertha nahm das Anerbieten gern an und sprach zutraulich mit dem Majordom über das Unglück, das der Reisewagen der Gesandtschaft in Nürnberg erlitten hatte. Francesco erledigte dienstliche Angelegenheiten möglichst sofort, und daher legitimierte er sich, bevor er die für ihn bestimmten Räume betrat, in der Kanzlei. Erst dann suchte er unter Führung eines Pagen die sogenannten Gesandtenzimmer auf.

Als er vom Erker seines Wohnraumes einen musternden Blick in den Hof warf, erinnerte er sich plötzlich daran, daß dort Graf Lerma der Vater hingerichtet worden war. Da er aber nicht ganz sicher ging, wandte er sich an den Pagen und fragte: „Ist in diesem Hofe nicht vor Jahren der alte Graf Lerma hingerichtet?"

„Ein Graf Lerma ist hier nicht hingerichtet", entgegnete der Page mit außerordentlicher Bestimmtheit.

Stechinelli lachte.

„Ich habe es doch selbst gesehen."

„Erinnert Euch lieber, daß Ihr es nicht gesehen habt", entgegnete der Edelknabe ruhig.

„Ah so! Klug geantwortet. Ich danke Euch, mein Freund."

In einem kleinen, hochgetäfelten Zimmer hatte man bereits das Nachtmahl für Francesco und Bertha gerichtet. Man mochte Bertha für Francescos Geliebte halten und behandelte sie deshalb mit besonderer Hochschätzung.

Das Mahl verlief still. Francesco ärgerte sich ein wenig, daß er durch einen Handkuß jene Heiterkeit verscheucht hatte, die ihn seit Tagen beglückte. Berthas Augen schwammen in Tränen. Sie berührte die Speisen kaum, aber ihr Taschentuch führte sie von Zeit zu Zeit an die Augen.

So kann das nicht weitergehen, dachte Stechinelli, als sich die beiden erhoben hatten und auf den Balkon getreten waren. Der Mond, fast so groß und glänzend wie südlich der Alpen, hing über dem jung angelegten englischen Garten, und das weiße Licht tropfte über die taufeuchten Wiesen.

Bertha stand zitternd an der Brüstung und strich mit den Händen über die roten Nelken, die dort in Kästen gepflanzt waren.

Francesco trat an sie heran.

„Leidest du sehr?"

„Fühlst du das nicht?"

„Ja. Hast du den Mut, mir zu gehören?"

Durch den Körper des Mädchens ging ein Zucken, wie ein gewaltiges Aufjubeln. Dann sagte sie leise: „Mein Gott, mein Gott, wie du mich quälst."

Aber Francesco ließ nicht nach.

„Hast du den Mut? Willst du mir ganz gehören?"

Da riß sie ihren ganzen Willen zusammen.

„Ja."

„Ganz?“

„Ja. Ganz.“

„Erwarte mich in einer Stunde.“

Sie packte seinen Arm mit ihren beiden Händen. Alle Heiterkeit und Lebensfreude war wie durch ein Wunder in dieses Antlitz zurückgekehrt. Die Augen leuchteten, und ihre Lippen hatten die süße Fülle einer steigenden Woge. Er küßte sie in schwellender Leidenschaft, und sie nahm diese Glut beseligt entgegen. Nach einer Stunde schlich er über die Teppiche des Flurs ihrem Zimmer zu, das sich auf sein Klopfen geräuschlos öffnete. Erst die Frühglocken der Theatinerkirche trieben ihn in seine Räume zurück. —

Für den nächsten Morgen hat Stechinelli sich zunächst eine Privataudienz bei der Kurfürstin erbeten. Ganz langsam schreitet er die Treppe hinauf, in einem weißen Atlasgewande. Er sieht sehr schön aus. Sein Antlitz ist fesselnd, die tiefliegenden Augen sprühen vor verhaltenem Witz und Verstand.

Als er die breiten Stufen zu den Gemächern der Kurfürstin hinanschreitet, geschieht etwas Sonderbares. Aus einer Seitentür am Treppenabsatz tritt plötzlich eine schwarz gekleidete Frau mit einem slavischen, leidenschaftlichen Antlitz. Die Augen blitzen wie ein paar Messer, und ihre Lippen haben etwas von der Weichheit überreifer Granatäpfel. Es ist Salome Szlag.

Wer weiß, wo Salome Szlag herkommt? Ich habe, um ihre Herkunft festzustellen, alte Bücher gewälzt, Bücher mit schweinsledernen Einbänden und verschnörkelten Buchstaben. Aber es war darüber nichts in Erfahrung zu bringen. Nur das eine, daß ihre Großmutter nach 1660 ein Haus in Berlin besaß, mit „sonderlichen und geheimnisvollen Geräten“, das sie nachher an Malte Voß weiter=

verkauft hat. Und Malte Voß ist ja später als Hexenmeister verbrannt worden.

Der Mann der Salome Szlag heißt Pivonius Szlag und ist Querpfeifer in der Musikkapelle der Frau Kurfürstin. Er dressiert wohl auch Murmeltiere und besorgt heimliche Briefe. Er hat lauter heimliche Nebenbeschäftigungen, heimlich wie seine Frau es ist. Dabei ist der Ruf der Salome Szlag außergewöhnlich gut. Man weiß nichts Nachteiliges von ihr. Sie lebt zurückgezogen, und man könnte glauben, sie haßte die Männer, denn sie weist jeden Antrag, jede Liebeserklärung mit Verachtung zurück. Manche sagen, sie sei eine Heilige, manche, sie sei ein Teufel. Vermutlich ist sie beides.

Salome Szlag ist zwei Schritte vorwärts geglitten, schleifend, wie eine Eidechse. Nun bleibt sie stehen. Sie wendet ihren Blick langsam auf den Gesandten der Herren Herzöge von Hannover, der die Treppe im weißen Atlasgewande hinaufschreitet, um mit der Frau Kurfürstin über den Erwerb des Kurfürstenhutes durch Hannover zu verhandeln. Sie steht und erwartet ihn, als das Neue, das Prickelnde, als etwas Besonderes, etwas, das für sie bestimmt ist, weil es ihr gefällt. Und sie schleudert einen flammenden Blick in die Augen des Edlen Stechinelli.

Der Venezianer lächelt.

„Verzeiht, ich habe keine Zeit.“

Dann steigt er langsam die Treppe empor, und die große Flügeltür schließt sich hinter ihm.

Salome Szlag ist stehengeblieben. Sie starrt ihm nach. Sie atmet tief. Dann ballt sie die Faust. Ihr Gesicht bekommt etwas begeisternd Animalisches. Nase, Augen, Lippen — alles ist geöffnet, als wollte sie noch mehr einsaugen von dem, was sich eben hier ereignete, um mit allen Sinnen zu prüfen, ob sie sich nicht versehen habe, ob das wirklich wahr sein könnte.

Aber ehe sich diese Spannung ihrer Züge gelöst hat, ist sie bereits weitergeglitten und in der gegenüberliegenden Tür verschwunden. Nur ein merkwürdiger Duft von fremden Wohlgerüchen und heißer Lebensgier liegt noch auf der Marmortreppe.

Und ein Lachen, ein stilles, gewaltiges Lachen geht durch die Halle, das stille Lachen des Schicksals. Es lacht, wenn sich im Leben des Menschen durch ein paar törichte Worte oder eine leichtsinnige Erklärung erschütternde Verknüpfungen vorbereiten.

Auch Francesco kann es nicht hören. Der steht jetzt vor Adelheid von Savoyen, der Kurfürstin von Bayern und ihrem Hofstaat, und sie versucht, ihn mit dem Stolze der Herkunft, mit dem Glanz ihres Namens zu schlagen. Sie versucht, ihm die Zunge zu lähmen, auf daß sie diesen Gesandten bald los werde ...

„Zwar er ist schön. Wir können ja sehen, was er sagt."

Die Kurfürstin hat sich in ihrem Halbthron ein wenig zurückgelehnt. Der gobelinbespannte, schmale Raum mit den einzelnen Thronsesseln dient ihr zu kleinen Empfängen. Adelheid liebt es, in diesem Raum zu empfangen, weil sie sich ihm verwandt fühlt.

„Gründe, die Kurwürde zu begehren", beginnt Stechinelli, „Gründe irgendwelcher Art, die Euer Kurfürstliche Gnaden auch nur im entferntesten zu würdigen verstehen, haben die erlauchten Brüder von Hannover überhaupt nicht. Es ist nichts anderes als der Ehrgeiz, der die Welfenfürsten beseelt, für ihr Haus, das den größten Besitz nach Preußen in Norddeutschland inne hat, den entsprechenden Rang zu erwerben."

Er spricht weiter, langsam und bedächtig, und ab und zu greift die Hand nach den Briefen in seiner Tasche. Aber er will sie nicht brauchen, und er wird sie nicht brauchen.

Ob Adelheid von Savoyen will oder nicht: dieser Mann, der so geruhigt und bewußt spricht, beginnt sie zu fesseln. Noch ist sie eine schöne Frau, noch will sie gefallen. Daher lächelt sie wohl zu einer zierlichen Wendung, und sie bedauert es im Innern, als die Rede des Gesandten beendet ist. Sie winkt ihm Platz zu nehmen, und sie entläßt gleichzeitig den Hofstaat, bis auf eine Palastdame, die sich in eine Fensternische zurückzieht.

Ganz allmählich fällt sie von dem Französischen in das Italienische. Erst, indem sie die französischen Worte breiter zieht, dann, indem sie tut, als ob sie Wendungen suche und sie auf italienisch ausdrückt, schließlich aber, indem sie sagt: „Ihr sprecht italienisch?"

„Ich bin von Geburt Venezianer."

„Ecco!" Das befriedigt „ecco" des Italienischen läßt sich nicht wiedergeben. Es heißt in diesem Falle etwa: Nun endlich!

Adelheid von Savoyen neigt sich ein wenig dem Gesandten zu. Sie erinnert sich nicht, daß sie ihm vor elf Jahren als Pagen des Herzogs von Hannover schon einmal begegnet ist. Sie weiß nicht, daß dieser Mann sie nur in ihren Leidenschaften kennenlernte. Vielleicht würde sie sonst zurückhaltender sein. Vielleicht. Aber Adelheid von Savoyen pflegt sich ganz zu geben, wenn ihre Launen oder ihr Herz sie dazu treibt.

„Versprecht Ihr Euch etwas von der Kurwürde?" fragt sie schließlich. „Was haben denn die Brüder davon? Ihre Territorien sind zerstückelt."

„Ich glaube, daß sie bald in einer Hand vereinigt werden. Bayern könnte einen Freund im Norden wohl brauchen."

„Aber keinen Protestanten im Kurfürstenkolleg."

„Kurfürstliche Gnaden, was heißt Religion, wenn die Interessen gleich und die Freundschaften

fest sind? Die Feindschaft der Zurückgesetzten ist gefährlicher als der Glaubensunterschied der Standesgenossen."

„Ihr sprecht sehr klug."

„Weil ich zu einer klugen Frau spreche."

Der letzte Satz überschreitet die Grenzen des guten Geschmackes. Aber die Kurfürstin hört ihn trotzdem ruhig an. Wie stolz sieht er aus. Wie sternklar hebt sich sein weißes Gewand von den dunklen Wandteppichen ab. Sie genießt die Harmonie, die Ruhe dieses großgewachsenen Mannes und die Sicherheit, mit der er seine Sätze formuliert. Sie denkt an ihren Gemahl, der sich überhastet und überstürzt; der glaubt, fliegen zu können und nicht einmal zu gehen weiß.

„Ich muß mir meine Entscheidung vorbehalten", sagt die Kurfürstin schließlich. „Heute abend feiert der Hof ein Gartenfest in Nymphenburg. Die Gesandten ausländischer Freunde sind besonders gern dort gesehen."

Sie hat sich erhoben und reicht Francesco die Hand. Er küßt sie mit der vornehmen Sicherheit des Mannes von Erziehung, der sich nicht zu tief neigt, sondern die Hand ein wenig lässig an die Lippen führt.

Er schreitet rückwärts und verbeugt sich an der Tür noch einmal. Sein scharfer Blick hat erkannt, daß Adelheid von Savoyen ihn mit den Augen ganz umfängt. Und er weiß jetzt bestimmt, daß die Briefe in seiner Tasche überflüssig sein werden. —

Wenn man von der Parkseite des Nymphenburger Schlosses aus den Weg rechts einschlägt, und einige Minuten dahinschlendert, dann gelangt man in ein kleines chinesisches Lusthaus. Heute sind die Malereien verblichen, die einst das Innere geziert haben, und auch die Möbel würden schadhaft und zerrissen sein, wenn dort nicht ab und zu eine kleine

Prinzessin ihren Tee tränke. An jenem Abend aber, an dem Stechinelli durch breite Taxushecken den mittleren Wasserlauf entlang wandelte, war dieser Pavillon mit jungen Blumen geschmückt und matt erleuchtet. Adelheid von Savoyen ging in den vorderen Zimmern auf und ab, indem sie flüchtig die Gemälde musterte, die vor kurzem erst vollendet waren; „in chinesischer Manier", wie der Hofmaler zu versichern pflegte.

Adelheid von Savoyen war heftig und erregt, wie sie es gewöhnlich war, wenn die Leidenschaft sie schüttelte. Nach einiger Zeit blieb sie stehen und schlug mehrere Male an einen silbernen Gong, der von einem Wandleuchter herabhing.

Ein Offizier der Palastheiducken erschien und verbeugte sich mit gekreuzten Armen.

„Ist er noch nicht da?"

„Soeben hat ein Läufer gemeldet, daß er am Schlosse vorgefahren sei und den Park betreten hat."

„Und das erfahre ich erst auf meine Anfrage? Was?"

„Ich war im Begriff, die Meldung zu erstatten. Der Läufer ist noch hier."

Die Fürstin wandelte wieder auf und ab. Dann blieb sie plötzlich stehen. „Aufpassen, wenn Euch Euer Leben lieb ist."

Der Offizier verneigte sich wieder und zog sich zurück.

Als Francesco in die Nähe der Rosenbrücke kam, zuckten die Raketen des Feuerwerkes auf. Er folgte dem zerfetzten Spiel der Leuchtkugeln mit den Augen und war ein wenig erstaunt, als sich plötzlich eine Hand auf seinen Arm legte und eine Stimme sagte: „Folgt mir, hoher Herr."

Francesco wandte sich um. Der Offizier der Heiducken stand neben ihm.

„Wohin?" fragte der Gesandte.

„Zur Frau Kurfürstin. Sie will Euch wegen Eurer diplomatischen Mission sprechen.“

Durch eine Seitentür betraten beide das Gartenhaus. Der Offizier trat zurück, als er den Gesandten in den Saal geführt hatte, und nun stand Francesco der Kurfürstin allein gegenüber.

Er war vielleicht noch schöner als am Morgen dieses Tages. Er war entspannt. Seine Kleidung zeigte eine feine Lässigkeit. Das hechtgraue Gewand war reich mit Gold verziert, und quer über die Brust trug er das Band des Ordens vom heiligen Geist, den Ludwig XIV. ihm vor kurzem verliehen hatte.

Die Kurfürstin war erschüttert. Trotz ihrer hohen Stellung verstand sie sich nicht auf eine so vollendete Beherrschung ihrer Mienen, daß sie gleichgültig erscheinen konnte. Alles, was sie empfand, drängte sich auf ihre Lippen. Und so sagte sie plötzlich: „Ihr seid schön, Edler.“

Francesco lächelte, wie es einem Mann bei solchen Gelegenheiten ziemt.

Stechinelli schritt langsam auf Adelheid von Savoyen zu. Er wußte, daß jede seiner Bewegungen die Frau zwang.

Er wußte, daß der Ton seiner Stimme genügte, um sie zu bändigen. Daher sprach er vorläufig noch nicht.

Die Kurfürstin hatte sich an eine Säule gelehnt. Ihr Körper war Zittern und Spannung.

Francesco ging ganz langsam auf sie zu und ergriff ihre Hand. Er war innerlich eisig kühl und beobachtete sich, wie ein Arzt einen Krankheitsprozeß beobachtet. Die Kurfürstin ließ den Kopf rückwärts sinken und stöhnte ein wenig.

Jetzt keinen Fehler machen, dachte Stechinelli.

Er heftete die Augen lange auf sie.

Dann ergriff er auch die andere Hand der Dame und flüsterte leise: „Adelheid.“

Was nun folgt, war Chaos. Eine krankhaft gebändigte Kraft, eine durch die Etikette gesteigerte Leidenschaft befreiten sich mit unerhörter Heftigkeit. Mit fanatischer Glut schlang die Kurfürstin ihre Arme um den Hals Stechinellis. Sie schrie, sie schluchzte, sie tobte, sie war nur Rasen und Feuer; sie war Selbstaufgabe.

Die Arme des Gesandten legten sich um den Körper der Fürstin. Sie war in dem einen Augenblick starr und leblos. Aber bald darauf tobte sie wieder und wandte sich hin und her.

„Verlange, was du willst“, stöhnte sie, „es ist mir ganz gleich.“

Stechinelli tat, als ob er diese Aufforderung auf die geschäftlichen Angelegenheiten bezog und trug durch die Antwort einen Edelmut zur Schau, von dem er wußte, daß er sich lohnen würde.

„Ich werde nie in solcher Stunde etwas fordern. Das wäre gemein. Und ich weiß Liebe und Pflicht wohl zu trennen.“

Aber die Kurfürstin ließ ihn nicht los. „Nimm meine Einwilligung zu dem elenden Kurhut von Hannover“, flüsterte sie. „Ich bin Bayern. Wenn ich es will, will es der Kurfürst auch.“ Sie sah ihm ängstlich-forschend in die Augen. „Bist du zufrieden damit? Was willst du mehr?“

„Ich bin glücklich, mit dir zusammen zu sein“, sagte er. Nun beobachtete er sich selbst, wie seine Leidenschaft wuchs. Seine innere Kühle trat mehr und mehr in den Hintergrund, ihn packten Begehren, Reiz, Eroberungssucht. Seine Hände legten sich fest an ihre Arme. Er preßte den schlanken Körper der Fürstin dicht an sich. Hannover hatte den Kurhut. —

Am nächsten Morgen herrschte ein ungewohntes Leben in der Staatskanzlei des Schlosses zu München. In dem mit vielen Ölgemälden behängten

Sitzungssaal saßen in großen, geschweiften Ledersesseln der Staatskanzler und drei Räte. Ihnen gegenüber, an der anderen Seite des grünen Tisches, standen Francesco und Hofrat Breiger.

Der Kanzler, ein dicker, aufgedunsener Herr, schnitt mit einem schmalen Messer seine Feder zurecht und sagte nach einigen einleitenden Worten: „Aber es ist doch vermutlich auch von den Herren Herzögen von Hannover nicht beabsichtigt, die Kurwürde ohne Gegenleistung sich gewährleisten zu lassen. Do ut des, sagt der Jurist. Herr Drost von Stechinelli, Ihr würdet mich Euch sehr verbinden, wenn Ihr kurz und klar angeben wolltet, was der Hauptinteressent, der durchlauchtigste Herr Herzog Ernestus Augustus Episcopus Osnabrugensis Seiner Kurfürstlichen Gnaden als Gegenleistung zu offerieren gedenkt."

Francesco sah zum Fenster hinaus. „Seine hochfürstliche Liebe und Affektion."

Einer der Räte verkniff sich das Lachen. Der Präsident runzelte die Stirn. „Ist etwas sehr Schönes, in dubio das Schönste, so ein Fürst zu geben vermag. Wird unserem Herrn Kurfürsten ein absonderlich Geschenk sein. Subsumiere aber, daß Seine Kurfürstliche Gnaden für Dero Zustimmung noch etwas — hm — Temporales, Zeitliches haben möchten. Nicht nur Ewigkeitswerte — hähähähä."

Hofrat Breiger neigte sich ein wenig nach vorn über den großen Stammbaum des Welfenhauses. „Ist denn der Kurfürstlich Bayerische Consens etwas Reales? He? Ist er etwas, so man fahren, reiten oder treiben kann, wie der Jurist sagt? He?"

Die Holzkapseln zweier Urkunden, die der Hofrat in die Hand genommen hatte, schlugen mit hellem Klappen aneinander. Francesco schob mit kurzem Ruck einen Haufen von Manuskripten beiseite und setzte sich halb auf den Tisch.

„Nichts weiter“, sagte er kühl. „Der Consens des Herrn Kurfürsten wird aus reiner Freundschaft erteilt werden.“

„So?“ Der Staatskanzler sah den Drosten erstaunt und unwillig an.

„Ja. Handelt nicht mit uns. Wir kennen Eure Order.“

Der Kanzler wischte sich die Stirn mit einem bunten Taschentuch. „Aber, aber“, stöhnte er.

„Exzellenz“, begütigte Francesco, „schreibt. Wozu die schöne Zeit verlieren.“

So wurden die bereits vorbereiteten Dokumente ausgefertigt. Die Räte unterschrieben zögernd, gleichsam bedauernd. Hofrat Breiger malte seine tanzenden, einzelstehenden Buchstaben zufrieden unter das Pergament; Francescos Name flog auf die weiße Urkunde.

Während der Hofrat auf die Siegelung achtete und die anderen Formalitäten nicht aus den Augen ließ, empfahl sich Francesco und ging über den Hof in den Seitenflügel, in dem die Gemächer der Kurfürstin lagen. Das war also gelungen. Wodurch? Nicht durch die blöden Briefe, nicht durch äußeren Zwang, sondern durch die Kraft seiner Persönlichkeit. Er allein hatte diesen Vollblüter, diese Adelheid von Savoyen, gemeistert.

Güte und Ritterlichkeit, die ein Mann einer Frau in besonderem Maße erweisen soll, wenn sie ihm nichts mehr zu geben hat, ließen Francesco einen besonderen Gedankengang ausspinnen. Sollte er wirklich die Briefe des Grafen Lerma an die Kurfürstin wieder mit nach Celle zurücknehmen? Graf Lerma würde ihr schon aus Eitelkeit von seinem Mißerfolge nichts mitgeteilt haben, so daß diese Briefe plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel das Leben dieser Frau zerstören konnten. Sollten die Handschreiben wieder in das Archiv wandern.

um nach Jahren wieder einmal gegen diese prachtvolle Frau ausgebeutet zu werden? Das widerstrebte ihm. Aber es widerstrebte ihm ebenso, diese Briefe stillschweigend zu vernichten. Wie alle Romanen liebte er, sich in Szene zu setzen. Er hatte ihr gezeigt, daß er Manns genug war, um erobern zu können. Jetzt wollte er zeigen, daß er ein Edelmann war.

Mit den Briefen in der Tasche ließ er sich bei der Kurfürstin melden.

Adelheid von Bayern-Savoyen empfing ihn in dem schmalen Zimmer, das mit Bildern von Salvator Rosa geschmückt war. Sie ging ihm entgegen und streckte die Hände aus.

„Geliebter", sagte sie.

„Ich bin wie ein Falke; ich fliege schon wieder in höchsten Höhen", dachte Stechinelli und küßte die langen, weißen Hände.

Die Kurfürstin hatte sich an die Seite des Gesandten gesetzt.

Ihre Augen wanderten im Saale hin und her, als ob ihr die Bilder des Salvator Rosa etwas ganz Fremdes wären. Dabei sprach sie zitternd von der Einwilligung zur Annahme der Kurwürde, und zuletzt ging ihre Stimme in ein Flehen über.

„Kommt zu uns nach München", sagte sie eindringlich. „Komm. Du sollst die höchsten Ehren im Lande bekleiden. Du sollst Kanzler werden, Fürst."

All diese Dinge reizten den Venezianer nicht. Er freute sich zwar seiner eigenen feinen Neigung zu Adelheid von Savoyen, aber sie schien ihm gerade deshalb so fein, weil sie so kurz sein würde.

Zeit bedeutet immer Wasser in den Wein der Liebe.

Daher schüttelte er den Kopf. „Nein, erlauchte Freundin, ich muß nach Norden."

„Francesco!"

„Ich muß.“

Adelheid ging an das Fenster und sah hinaus in den sonnenheißen Hof. Stechinelli ließ sich von der Größe ihrer Glut gern berühren. Er freute sich dieser heißen Leidenschaft.

So ging er denn auf die Fürstin zu, nachdem er das Briefpaket aus seiner Tasche genommen hatte.

„Fürstliche Gnaden“, sagte er leise.

Die Kurfürstin antwortete nicht.

„Fürstliche Gnaden, ehe ich mich verabschiede, will ich ein kleines Zeichen geben, daß eine echte, selbstlose Neigung mich der Kurfürstin von Bayern verbunden hat. Hier ist ein Paket Briefe. Wir erhielten sie vor Jahren durch Zufall. Es sind die Briefe des Fürstbischofs Grafen Lerma an Euer Kurfürstliche Gnaden.“

Mit Blitzesschnelle wandte sich die Kurfürstin um. Ihre Augen brannten.

„Was? Von meiner weggejagten Kammerfrau ... ah! Das sind also die freundlich geliebten Vettern, die von meiner Magd meine Liebesbriefe erhandeln, die sie mir gestohlen hat.“

„Keine Sorge, Euer Kurfürstliche Gnaden. Ich erhielt die Briefe; nur ich allein kenne sie.“

„Und mit diesen Briefen wolltet Ihr mich zwingen?“ Die weißen Hände krampften sich in das Holzwerk des Tisches.

„Zwingen? Nein. Aber ich kannte ja Euer Gnaden nicht. Es war eine Art von Rettungsanker.“

Adelheid nahm die Briefe entgegen. „Lebt wohl“, sagte sie kalt und vornehm.

Francesco wußte sich den Sachverhalt nicht zu erklären. Er glaubte an eine Beschämung der Kurfürstin, und deshalb verbeugte er sich stillschweigend. Dann verließ er das Zimmer.

Gleich darauf stieß Adelheid von Bayern einen tierischen Laut aus. „Dieser Schuft, dieser Schuft!

Während ich ihn im süßesten Wahn glaubte, dachte er kalt daran, daß er alles durch ein noch stärkeres Mittel, durch diese Fetzen, hätte erhalten können. Er würde, wenn ich ihm nicht die Zustimmung freiwillig gegeben hätte, mich zu zwingen versucht haben. Mich. Mit diesen Papierschnitzeln. Und er weiß nicht, daß ich ihm ins Gesicht geschlagen hätte. Hier, du Hund, mit dieser Peitsche hätte ich dich blutig geschlagen, wenn du mir nicht gehorcht hättest. Heb sie dir zum Andenken auf!" Sie riß die Briefe auseinander und streute sie im Zimmer umher.

Nach einiger Zeit schlug sie an die Glocke. „Salome Szlag soll kommen", befahl sie, „aber schnell."

Warum befehle ich Salome Szlag? dachte die Kurfürstin. Aber sie ist ein Mensch, mit dem zusammen man hassen kann.

Salome Szlag huschte bald darauf wie eine Eidechse in den Raum. Wie eine erwartende Stille zog ihre Gegenwart in das Zimmer.

„Kennst du den Gesandten Stechinelli?" fragte die Kurfürstin hastig.

„Ich sah ihn ... ich hasse ihn ... warum? Weil ich ihn hasse."

„Also doch. Das wußte ich. Wie Wasser und Feuer sich hassen müssen. Ja, genau so." Die Kurfürstin sah die Wendin lange an. „Auch ich hasse ihn. Anders zwar, aber nicht weniger. Weißt du ..."

„Ich weiß", entgegnete Salome Szlag, und ihr Mund verzog sich zu einem brennenden, sinnlichen Lachen, „Francesco Maria Capellini aus dem Hause Stechinelli muß ..."

Adelheids Züge spielten ineinander. Ihre Augen brannten.

Dann sah sie der Wendin fest ins Auge und lachte ein wenig. „Wir lassen ihn sterben." —

Bertha Breiger

XV

„Phöbus Apollon! Welche Fahrt! Welches Übermaß an Güte!" Der Hofrat Breiger war aus den Samtpolstern des Reisewagens aufgestanden und wischte sich die rote, glühende Stirn. Seine Perücke hatte er auf den Rücksitz des Wagens gelegt, so daß die Enden der grauen Locken melancholisch vom Sitz hinabhingen.

Stechinellis lächelndes Gesicht brachte den alten Herrn noch mehr in Erregung. „Habt gut lachen, edler Herr und Drost", rief der Hofrat aus dem Wagen. „Nicht einmal den Wagen aufmachen kann man, weil die Koffer auf dem Dach stehen müssen. Ist eine wahre crux, eine Qual und Plage."

Bertha Breiger saß zwischen ihrem Vater und Francesco. Ihre Augen waren von einer allumfassenden Heiterkeit. Die Welt schien ihr im Takte einer Allemande zu tanzen, zierlich und rhythmisch, und was ihr begegnete, mußte schön sein.

„Der edle Herr ist wie Vater Abraham, der in die Hölle hinabsieht, aus der die Verdammten schreien: ‚Tauche das Äußerste deiner Finger in das Wasser und kühle meine Zunge, denn ich leide Pein in dieser Flamme.'"

„Ehrbare Jungfrau Rebekka ..."

„Nein, I h r sollt die Kamele tränken, nicht ich!"

Francesco lachte aus vollem Halse und ließ den beiden von einem Brunnen frisches Wasser reichen. „Und warum reitet Ihr nicht wieder?" fragte er dann. „Euer Vater hat dann mehr Luft im Wagen, und Ihr kommt in das Freie."

Der Vorschlag war so glücklich, daß der Hofrat sofort eine Beifallsrede hielt, die von Bertha mit großer Begeisterung angehört wurde. „Aber selbstredend, selbstredend", meinte der alte Herr. „Wir sind auch in einer gar schönen Gegend, und es wird nichts schaden, wenn du dir die Berge von Thüringen ein wenig anschaust."

Bertha war bald im Sattel. Sie atmete auf; und als Francesco mit ihr ein Stück vorangetrabt war, während der in den Riemen schwingende Reisewagen hinter ihnen über die großen Löcher der Landstraße rattelte, sagte sie: „Du hättest auf den Einfall früher kommen sollen, mein Geliebter. Oder wolltest du mich nicht?" setzte sie mit kindlichem Lachen hinzu.

Wie dieses Menschlein mein Herz durch ihren Blick und ihr Lachen zu wärmen versteht! dachte Francesco. Und er sagte mit würdigem Ernst: „Nein, natürlich wollte ich dich nicht."

„Warum denn nicht?"

„Damit ich ungestört an dich denken konnte."

Bertha sah ihn an. „Bitte, denke nur weiter. Ich dachte ja im Wagen auch an dich. Das ist die wahre Liebe. Wir reiten nebeneinander, wenden die Gesichter nach verschiedenen Seiten und — denken. Denken! Wie schön!"

Wieder lachte Francesco das befreiende Lachen glücklicher Heiterkeit.

Diese Heiterkeit verließ die beiden den ganzen Weg nicht mehr. Sie umwehte sie wie der Duft frischer Apfelblüten, die von der Sonne erwärmt sind. Francesco trank die Behaglichkeit, die Lebensfreude dieses schönen Kindes, und seine Zärtlichkeiten, die in ein Gewand von Strahlen gekleidet waren, genoß er um so lieber, je mehr sie dem Pathos und der Überschwenglichkeit fernstanden.

„Weißt du“, fragte Bertha nach einiger Zeit, „daß du sehr würdig aussehen kannst?“

„So, so! Ja, man wird alt, fromm, und zum Dompropst geeignet.“

„Nein, du, nicht so. Aber du hast so etwas, wie — wie — ja, wie die Äbtissin von Wienhausen.“

Über Francescos Gesicht ging ein ganz rascher Schatten. „Wie Benedicte von Bülow?“

„Ja, wie sie.“

Wohl nur zufällig beugte sich der Drost nach vorn und klopfte dem Pferd auf den Hals. „Woher kennst du denn die?“

„Nun, weil der Vater ab und zu die Kämmereirechnungen des Klosters prüfen muß. Da bin ich manchmal mitgefahren. Und dann pflege ich wohl mit der Äbtissin zu schwatzen.“

„Ich habe sie lange nicht gesehen.“

Bertha sah ihren Begleiter ein wenig von der Seite an.

„Man sagt, du habest sie einstmals geliebt.“

„Ich habe alle schönen Frauen geliebt, die ich kannte.“

„Und sie haben dich wieder geliebt?“

„Was sollten die Armen anders tun?“

Bertha zog ihren Schmollmund. „Verzeiht, erlauchter Sohn der Venus, Venetianus zu deutsch, daß ich daran zweifelte“, sagte sie mit einer Verbeugung aus dem Sattel.

Stechinelli erhob scherzend den Federhut und entgegnete: „Es ist zwar unverzeihlich, aber ich kann eben mehr als andere: ich verzeihe.“

„Wie groß! Wie edel! Wie königlich!“

So ritten die beiden vorwärts und ließen den Reisewagen hinter sich. Als das Gespräch eine Zeitlang ruhte, zog ein leichter Wolkenschatten über Francescos Stirn. Bertha bemerkte es wohl. Sie

sah ihrem Freunde in die Augen und fragte: „Darf ich raten, was dich quält?“

„Rate.“

„Es drückt dich, Liebster, eine Frage: Wie wird es in Celle werden? Wird nicht der Ekel, der Bürgerklatsch unsere Liebe ihres feinsten, zartesten Blütenstaubes berauben? Du hörst schon, wie ein Geschwätz gleich einer großen Kette die Stadt umzieht: von der Bug zum Wildgarten, über die Dammasch zum Rohland nach Klein-Hehlen. Und es wird sich wiederholen wie das Klatschen der Wogen am Meer: ‚Sie ist seine Geliebte — der Ehebrecher und die Hure!‘“

„Bertha!“

„Weiß, Liebster! Es tut ja auch ein bißchen weh. Aber sieh mich an. Ich bin so jung. Ich bin achtzehn alt. Ich trag das. Und glaub nicht, daß ich von dir verlange, du solltest sie verlassen. Ich fühle ja nur, daß ich dir ein wenig sein kann. Das will ich dir alles geben. Was du davon brauchen kannst. Ein bißchen Freude. Und wenn du nicht mehr willst, laß mich laufen.“

Francesco sah geradeaus. Diese wundersame Kindlichkeit, dieser Glaube an ihn löste seine besten Regungen aus. Er schüttelte den Kopf. „Bertha“, erwiderte er, „du bist zu gut dazu. Dich müßte der ehrwürdige Doktor Joachim in der Stadtkirche zusammengeben mit einem Manne, der deiner wert ist. Du darfst nicht dein Leben verspielen, indem du dich an mich hängst und Spott und Schande auf dich lädst.“

„Francesco“, antwortete sie leise, „was geht mich Spott und Schande an? Was kümmert mich der würdige Doktor Joachim? Laß sie bei Tage spotten über mich. Ich will hocherhobenen Hauptes durch ihre Reihen gehen und will ihren Spott hinnehmen. Und wenn mich dein Blick vor ihnen auszeichnet,

dann will ich strahlen und denken: ‚Und doch bin ich glücklicher als ihr! Bei Nacht beneidet ihr mich doch!‘“

Stechinelli müßte kein Mann gewesen sein, wenn in diesem Augenblick nicht eine heiße Liebe in seinem Herzen für dieses mutige Mädchen erwacht wäre. Sein Herz mußte sich ihr zuwenden, weil sie ihm etwas geben konnte, was dem wahren Manne Lebensbedürfnis ist: Kraft und Freude.

Zwei Tage ritten sie zusammen, während die Welt sich gemeinsam ihrem Herzen einprägte, während sie gemeinsame Erinnerungen sammelten. Sie hörten auf das Rauschen derselben Quelle, sie sahen denselben Glanz der Sommersonne, sie fühlten denselben weichen Westwind — der gleiche Duft des frischen Heues streifte ihre Stirn mit süßer Glut.

Am Morgen jenes Tages, an dem sie in Celle einziehen sollten, nahm er mit bewegten Worten Abschied von ihr. „Es ist, als ob ich meiner zweiten Jugend Lebewohl sagen müßte.“

„Nicht so, Lieber“, flüsterte sie, „sie blüht nur ganz im geheimen weiter.“

Dann geleitete er sie in den Reisewagen; sie setzte sich an die Seite ihres Vaters, und gegen Mittag hielt die Gesandtschaft ihren Einzug im Hof des herzoglichen Schlosses.

Es erhob sich eine unbeschreibliche Erregung in dem alten Bau, als der Zug den großen dunkelen Torbogen passierte und der Reisewagen mit einer eckigen Schleife vor dem Hauptportal anhielt. Bei der Abreise dieser geheimen Gesandtschaft hatten sich über ihre Aufgaben die merkwürdigsten Gerüchte verbreitet. Manche behaupteten, man wolle die jetzt halbjährige Tochter des Herzogs bereits verheiraten, andere wieder sprachen davon, daß wiederum Truppen zum Kampf gegen die Türken gestellt werden sollten; wieder andere munkelten, der Herzog wolle

zum Katholizismus übertreten. Einige vorlaute Burschen hatten deshalb, als der Herzog speiste, im Schloßhof „Ein feste Burg ist unser Gott“ gesungen. Der Amans Dux, der häufig einen guten Humor besaß, befahl darauf seinen Tafeltrompetern und Paukern, ganz heimlich auf eine der Holzgalerien zu treten, wo die Burschen sie nicht gewahr werden konnten. Beim dritten Vers des Gesanges war die Musik plötzlich mit großem Getöse eingefallen, und die Demonstranten hatten einen so furchtbaren Schreck bekommen, daß sie unter dem lauten Gelächter des Herzogs zitternd und schreiend davongelaufen waren.

All diese Geschichten hatten in den Köpfen der Schloßbewohner, wie in denen der anderen Celler Einwohner eine große Verwirrung angestiftet. Besonders die Frage des Katholischwerdens beschäftigte die Gemüter auf das lebhafteste, zumal, da diese Frage neue Nahrung erhalten hatte durch die Mitteilung, daß die Königin Christine von Schweden, Gustav Adolfs bedeutende Tochter, die vor Jahren bereits zum Katholizismus übergetreten war, auf der Durchreise nach Rom den Herzog zu besuchen und im Kloster Wienhausen für einige Zeit Aufenthalt zu nehmen gedachte. Niemand von den Celler Bürgern wußte, daß dieser Besuch schon verabredet war, als der Herzog in Holland weilte. Nun war die Königin tags zuvor mit ihrem Troß in Wienhausen eingezogen, mit vielen Gelehrten, mit Affen, Papageien, sogar mit einem Bücherwagen, der so kunstreich eingerichtet war, daß man die Karosserie nur in das Zimmer der Königin zu tragen und sie zu öffnen brauchte, damit sie ihre ganze Handbibliothek zum sofortigen Gebrauch bei sich hatte. Auch ein Kaplan war mitgekommen, ein junger, eleganter Herr, in seidener Soutane und blitzenden Schnallenschuhen. Der pflegte die Affen in die Schwänze zu

kneifen und die Papageien mit seinen langen, mageren Fingern zu ärgern. Es hieß, er sei ein hoher Herr, ein italienischer Graf und Neffe des berühmten Kardinals Farnese.

„Was wird werden?“ flüsterten die Leute an den Fenstern, als Francesco vom Pferde gestiegen war.

Dann geschah das Außerordentliche. Die Flügeltüren wurden aufgerissen und in schnellem, lebhaften Schritt trat der Bischof von Osnabrück Ernst August in den Schloßhof. Sein großes, strahlendes Auge richtete sich fest auf Francesco.

„Nun?“ sagte er.

Francesco verneigte sich und trat an den Herzog heran.

„Seine Kurfürstliche Gnaden von Bayern werden dero ganze Kraft einsetzen, um einem der erlauchten Brüder aus dem Welfenhause den Kurhut zu verschaffen.“

„Jupiter, du hast die Wahrheit gekündet!“ flüsterte der Herzog so traumverloren, wie Francesco es nie bei ihm für möglich gehalten hätte. Ein großer Erfolg pflegt metaphysische Regungen in uns zu erwecken; der Herzog dachte an die Sternenkunde.

Dann war Ernst August aber wieder er selbst. Wieder der klare Zyniker, der Mann, der mit den Tatsachen rechnete. Er wandte sich zu seinem Bruder, dem Amans Dux, der im Dämmern des Treppenaufgangs den Arm um die Dame aus Poitou geschlungen hatte. „Habt Ihr gehört, freundlich geliebter Bruder? Bayern wird mir beim Erwerb der Kurwürde behilflich sein.“

„E i n e m der erlauchten Brüder“, dachte Francesco, sagte aber nichts. Über Georg Wilhelms Gesicht ging ein Leuchten. „Ich auch, ich auch“, sagte er strahlend. „Ihr seid in Wahrheit der geborene Kurfürst.“

Wie diese Augen nur den ruhigen Stahlglanz behalten können, überlegte Stechinelli. Ernst August hat sich in der Gewalt. Kein Aufflammen seines Blickes verrät, daß er soeben den größten diplomatischen Sieg seines Lebens gewonnen hat.

Aber ... Francesco starrt auf die Dame Eleonore von Olbreuze, Frau von Harbourg. Ihre Lippe wird schmal. Will sie dem Bischof in das Gesicht springen? Will sie ihm entgegenschreien: „Du Schuft, laß mich ihm Söhne schenken. Dann werden wir sehen, wer das Recht auf den Kurhut hat." Stechinelli steht da wie ein Mann, der gesehen hat, daß ein Blitz in sein Gehöft schlug und der nun wartet, daß die Flammen hinausschlagen sollen ... Wie sich das Antlitz zusammenzieht, wie sich der weiße Blick des Auges zu einer einzigen Nadel formt ...

Der Bischof hat sich an den Türpfeiler gelehnt. Sein Gesicht ist ruhig, erwartend. Es sieht aus, als ob dieses Toben der Geliebten seines Bruders ihn erfreue, als ob ein Lächeln hinter den Zügen wohne. Er beobachtet dies mit einem kühlen Wohlbehagen.

Frau von Harbourg vermag sich nicht mehr zu halten. Mag die Welt zersplittern. Sie will ihm die Wahrheit sagen.

So krampft sie die Fäuste zusammen. Hoch aufgerichtet steht sie vor ihm.

„Euer Durchlaucht ...", beginnt sie. Dann stockt sie. Sein Blick hat sie verwirrt. Aber sie faßt sich wieder.

Ernst August spielt mit dieser Leidenschaft, in einer weltmännischen, begeisternden Sicherheit.

„Euer Durchlaucht ...", sagt Eleonore wieder.

Der Bischof sieht sie ruhig an und sagt lässig: „Gnädigste Schwägerin?"

Stille.

Eleonore d'Olbreuze taumelt. Das kam ihr zu plötzlich. Also das bietet er ihr, wenn sie schweigt.

die Anerkennung. Er will sie anerkennen als legitime Gattin des Herzogs von Celle. Und sie fühlt, wie eine heiße Schwäche, eine Müdigkeit ihren Körper durchgleitet, wie sie all die Kraft, die Leidenschaft verloren hat, die sie vor einer Minute noch durchraste. Alles, alles verschwunden ... Ein Pyrrhussieg. Aber so viel Klarheit hat sie noch: den Sieg will sie auskosten. Sie sagt daher: „Reicht mir Euern Arm, Herr Schwager."

Der Bischof von Osnabrück reicht ihr den Arm. Georg Wilhelm, der von diesen Vorgängen nichts verstanden hat, tritt an ihre rechte Seite. An der Tür bleiben die drei stehen. Hofrat Breiger ist mit seiner Tochter aus den Wagen gestiegen. Er hält ein Konvolut von Schriftstücken in der Hand. Es sind die Pakta über den Erwerb der Kurwürde.

Das Volk hat sich in den Hof gedrängt. An allen Fenstern des Schlosses erscheinen neugierige Gesichter.

Bischof Ernst August steht hoch aufgerichtet im Portal. Er hat Stilgefühl genug, um sich zu sagen: „Du darfst ohne einen pompösen Akt diesen Schloßhof nicht verlassen." So flüstert er denn seinem Bruder rasch ein paar Worte zu. Georg Wilhelm nickt.

Eine feierliche Stille liegt im Hof. Dann erhebt der Bischof seine helle Stimme und sagt:

„Edler Drost Stechinelli! Da Ihr, Unser Lieber Getreuer, Uns untertänigst zu erkennen gegeben, daß Ihr zu Lehen begehret von Unserem gesamten Fürstenhause das General-Erb-Postmeisteramt, wir beiden Brüder aber nach gehabtem Übereinkommen mit Unserem Herrn Bruder zu Hannover und erlauchten Vetter Rudolph August wohl geneigt sind, Euch dieses Lehen übertragen, sintemalen dero Ihr aber Eure ganze Kraft in die gute Sache gesetzt habt, so frage ich Euch, Francesco Stechinelli, in Gegen-

wart meines Bruders, des Herrn Georg Wilhelm, und meiner geliebten Frau Schwägerin: Begehrt Ihr noch dieses Lehen?"

Ein Murmeln ist durch den Kreis gegangen. „Meine geliebte Frau Schwägerin", hat der Bischof gesagt. Und dieses Murmeln beglückt Eleonore.

Stechinelli ist vor Ernst August getreten. Er hat das Knie gebeugt.

„Ich mute das Lehn von dem erlauchten Gesamthause der Herren Herzöge zu Braunschweig-Lüneburg."

Nun hat er die Hände gefaltet und dieselben in die offenen Hände des Bischofs von Osnabrück gelegt.

Ernst August neigt den schönen Kopf und küßt Francesco auf die Stirn.

„So leihe ich Euch denn als Bevollmächtigter der drei erlauchten Herzöge wie auch als Bischof von Osnabrück dieses genannte General-Erb-Postmeisteramt, auf daß Ihr dem Hause Braunschweig-Lüneburg treu und hold sein möget, auch niemalen Felonie treibet und den Pflichten folget, so Euch specialiter per instrumentum feudalem zu teutsch Lehnbrief aufgegeben werden."

Das war eine der letzten feierlichen Belehnungen in Norddeutschland. Durch Zufall, aus Geschmacksrücksichten war sie erfolgt: aber ihr Andenken hat sich bis in unsere Zeiten erhalten. Tief in der Heide spricht man noch jetzt von der Zeit, wo der Italiener die Post im Celler Schloßhof zugeteilt erhielt. Das ist der Rest eines Freskos an einer zerfallenen Mauer; eine Erinnerung, ein Farbenschein leuchtet wohl noch auf — aber er ist eher geeignet zu verwirren, als zu erklären.

Nachdem Francesco den Herzögen gedankt und kurzen Bericht abgestattet hatte, verabschiedete er sich von Hofrat Breiger, drückte die Hand seiner Gelieb-

ten und ging durch die Volksmenge über die Schloßbrücke seiner Wohnung zu. Sein Degen klirrte auf der Straße, und die Leute grüßten ihn ehrfurchtsvoll. Vor seinem Hause verlangsamte er den Schritt. Dann aber ging er rasch die Stufen hinauf und trat in das Haus.

Die Kühle des mit Steinen belegten Hausflurs schlug ihm entgegen. Es war wie eine Erfrischung, und doch mußte er an Moderduft denken. Die weiße Holztreppe mit dem breiten Geländer leuchtete aus der Dämmerung. Er war einen Augenblick wie geblendet. Dann hörte er das Knacken der Holztreppen, und aus dem flimmernden Halbdunkel trat ihm Marie entgegen.

Sie streckte die Hände aus: „Francesco."

Ein verzehrendes Mitleid packte ihn. Er hatte sich vorgenommen, kühl und gleichgültig zu sein. Gegen diese zehrende Glut konnte er nicht an. So schlang er die Hände um sie und küßte sie innig auf die Lippen.

„Mein Geliebter", flüsterte sie leise.

Er nahm sie in die Arme und führte sie in sein Zimmer. Dort setzte er sich in den großen Arbeitsstuhl. Während er sie auf die Knie zog, sah er, daß alle Vasen mit frühen Rosen gefüllt waren. Er streichelte ihr das Haar. Sie versteckte den Kopf in seine Schulter. Wieder faßte ihn das Mitleid, und er gab sich die quälendste Mühe, zart und gut gegen seine Frau zu sein.

Sie hatte den Kopf noch immer gegen seine Schulter gepreßt.

„Was hast du, Liebling?" fragte er leise.

Sie gab keine Antwort.

„Bist du krank?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ist es etwas Besonderes?"

Sie nickte.

„Was denn?“

„Ich glaube, du wirst Vater werden.“

Francesco fühlte, wie eine schauerliche Kälte durch seinen Körper rann. Er fühlte, daß sie jetzt einen Jubel erwarten durfte, aber so konnte er nicht lügen. Mochte kommen, was wollte. Er hatte, noch warm von den Küssen seiner Geliebten, dieses lachenden, lebensfrohen Geschöpfes, das in der verbotenen Liebe nichts Verbotenes erblicken konnte, seiner Frau Liebe vorgetäuscht. Vielleicht ein wenig aus Feigheit, vielleicht aus Mitleid, vielleicht, weil er ganz im Innern glaubte, diese Liebe zu Bertha Breiger würde auf die Dauer doch nur etwas Vorübergehendes sein müssen. Nun aber trat die Forderung an ihn heran: er sollte strahlen, jubeln, daß ihn ein festes Band verknüpfte mit dieser Frau, die ihm so fern, so weltentfernt gerückt war. Er lächelte trübe über die eigene Glut am Tage vor seiner Abreise.

Marie sah ihn an. Lange und prüfend. In ihrem Blick lag eine tiefe, tiefe Traurigkeit. „Mein armer, armer Francesco“, sagte sie.

Wenn sie jetzt geschwiegen und kein Wort mehr geäußert hätte, dann würde Francesco ihr zu Füßen gefallen sein. Vielleicht hätte er mit Bertha Breiger gebrochen. Aber in ihr stieg ein Haß auf und sie sagte mit tiefer Verachtung: „Diese ordinäre Person, diese Breiger.“

Da empörte sich etwas in Francesco, und er sah seine Frau ruhig und überlegen an. „Du hast keinen Grund, Bertha Breiger zu schmähen. Du kennst sie nicht.“

„Du kennst sie dafür um so besser.“

„Ich bin tagelang mit ihr zusammen gewesen.“

„Und nächtelang.“

Francesco hatte sich aufgerichtet. Er sah königlich aus. „Schmähe sie nur“, sagte er. „Sie hat etwas Reines, Unzerstörbares, das mir diese Tage zu

schönen und glücklichen gemacht hat. Ich habe mich gefreut an der strahlenden, beglückenden Heiterkeit, die von ihr ausgeht. Kein Nebel, keine Dämmerung liegt über ihr. Sie ist lebensfroh und spendet Lachen."

„Sie ist deine Geliebte! Diese Dirne!"

Die Überschätzung des geschlechtlichen Moments in der Liebe begann sich in dieser Zeit zum ersten Male zu regen. Francesco zuckte nur die Achseln. Was sollte er sagen. Er verbeugte sich also vor seiner Frau und sagte ihr, daß er zur Nacht in Wienhausen speisen werde, an der Tafel der Königin Christine, wohin er als Drost des Herzogs geladen sei.

Nach einer halben Stunde verließ er das Haus. Er trug ein gelbseidenes Gewand und hatte auf seinem Hute kostbare Federn. Marie sah ihm nach, wie er aufrecht durch die enge Straße schritt, und wie sich die Bürger tief vor ihm verbeugten.

Als er um die Ecke gegangen war, sank sie in den Stuhl zurück. Sie starrte geradeaus und stöhnte unter der Qual der Einsamkeit. Kein Mensch verstand sie hier — sie war allein. Und er, der zu ihr gehören, sie schützen sollte, hielt zu einer anderen . . .

Sie hatte den Kopf auf die Tischplatte gelegt und weinte glühende, heiße Tränen.

Denn sie liebte ihn, wie nur ein Mensch lieben kann. Sie dachte nur an ihn; sie lebte nur in ihm. Aber ihre stolze, zurückhaltende Art konnte sie nicht überwinden. Und vor ihrem Auge begann das schauerliche Spiel, daß ein Mädchen, über das sie mit Verachtung weggesehen hatte, ihr die Liebe des Mannes entriß.

In ihr schrie eine Stimme: „Nein, nein, alles — nur das nicht." Dann erhob sie sich und sagte laut: „Ich will Gewißheit haben. Er soll mir gehören." So sandte sie gegen Abend, als das milchige Licht

des Mondes die Schatten der spitzen Giebel scharf auf der Straße abriß, ihre Magd zu Bertha Breiger und bat sie, auf kurze Zeit zu ihr zu kommen.

Bertha Breiger wußte um den Grund. Aber sie war von einem unumstößlichen Mute. Sie wäre imstande gewesen, der Welt zu trotzen — sie ersehnte den Kampf, den reinigenden Kampf. Deshalb ließ sie auch der Drostin Stechinelli nicht sagen, sie möge sich doch zu ihr bemühen, wenn sie etwas wünsche, sondern sie ging mit der Magd durch die engen Straßen dem Hause des Geliebten zu.

Marie saß in dem Lehnstuhl ihres Gatten und hatte das Haupt in die Hände gestützt, als Bertha Breiger in das Zimmer trat. Die Drostin schrak auf. Sie hob den Kopf und sagte langsam: „Ah! Die edle Jungfrau Bertha Breiger. Ich bitte Euch, setzt Euch. Ihr habt meiner Bitte ein rasches Gehör geschenkt."

Bertha hatte sich auf die Bank vor dem Bücherregal hingekauert. Die flackernde Kerze auf dem Schreibtisch warf ein scharfes Licht auf das Antlitz der Hugenottin, daß es aussah, wie aus Holz geschnitzt. „Das ist also seine Ehefrau", dachte Bertha.

„Daß ich dieser Bitte ein rasches Gehör schenkte, war ohne Zweifel in Eurem Wunsch", sagte sie.

„Freilich. Der Grund, daß ich Euch bat, wird Euch verständlich sein."

„Ich erwarte ihn von Euch zu hören."

„Spielt nicht mit Worten, Jungfer. Ich tue es zwar auch, daß ich Euch noch so nenne." Marie hatte das Haupt plötzlich gehoben und warf der Geliebten ihres Mannes einen brennenden Blick zu.

Bertha nahm ihn ruhig entgegen. „Ihr spielt nicht mit Worten. Ihr gebt mir eine Bezeichnung, die mir nicht mehr zukommt."

Das Licht auf dem Leuchter flackerte hin und her, so daß Bertha Breiger nicht entscheiden konnte, ob

dieses Antlitz ihr gegenüber sich krampfhaft verzog oder ob es nur die Unruhe der Flamme war, die diesen Zügen eine so seltsame Bewegtheit gab.

Nach einiger Zeit fragte Marie: „Ihr seid seine Geliebte?" Ihre Stimme klang rauh und hart.

„Ja."

Dann lag wieder eine lange Stille zwischen den beiden Frauen: Schließlich sagte Marie: „Ihr habt ihn mir genommen!"

Bertha schüttelte den Kopf. „Ich habe nichts genommen. Er war herrenlos. Wie ein Vogel in der Luft. Ich habe ihn eingefangen."

„Führt keine Reden wie die Jesuiten. Er ist mein Mann."

Bertha nickte. „Und mein Geliebter. Wäre ich nicht die, die ihm am nächsten steht, Ihr hättet nicht nach mir gesandt."

Da richtete sich Marie auf. „Ihr wagt es noch, Gottes und der Menschen Recht zu schmähen?"

„Gott gab mir die Liebe in das Herz."

„Der Teufel tat es."

„Dann mag Gott sie wieder verjagen. Wenn er es in seiner Allmacht nicht will, dann wird er seine Gründe haben."

Die Drostin neigte sich über die Ecke des Schreibtisches und bohrte ihre Augen in die Bertha Breigers.

„Zungengewandt seid Ihr, das muß Euch der Neid lassen. Damit ist er zu fangen. Wißt Ihr, daß ich nur ihm zuliebe Euch nicht als Hure und Ehebrecherin anzeige?"

Bertha zuckte die Achseln. „Es steht Euch ja frei."

Marie sah sie an und lachte höhnisch. „Ich will Euch etwas sagen. Mögt Ihr seine Dirne gewesen sein. Gut. Das ist Eure Sache. Hübsch seid Ihr. Aber jetzt ist das vorbei. Versteht Ihr?" Sie hatte

sich an den Tisch geklammert und sagte: „Jetzt ist das vorbei. Er gehört ganz zu mir. Das ist mein Recht. Denn ich trage ein Kind von ihm unter dem Herzen.“

Das ist ein Schlag, Bertha Breiger. Warum wirst du blaß wie die Kerze in dem Bronzeleuchter? Fahl wie die weißen Rosen in der Silberschale, die noch fahler sind durch die Totenfarbe des Mondlichtes, das jetzt durch das hohe Fenster über den Arbeitstisch flutet? Draußen geht der Wächter auf und ab und singt die langgezogenen Reime. Du hörst es nicht; deine Seele krampft sich zusammen; du fühlst: die Frau hat ein größeres Recht an den Geliebten.

Aber nein, nein, nein! Bertha Breiger ballt ihre Fäuste. Ihre Augen, ihre wundersamen Augen sprühen. Noch hast du es, Marie! Noch! Sei auf der Hut! Bertha Breiger sagt kein Wort. Aber sie denkt, daß es ein Zufall war, kein Akt des Willens, den der Geliebte noch heute vollführen würde. Nur die Liebe von heute kann das Ausschlaggebende sein, schreit es in ihr, nicht seine Leidenschaften von ehedem. Und die Stimme des Gewissens, die von dem Kinde spricht? Die werde ich bald zum Schweigen bringen, denkt sie.

Sie erhebt sich. Die Drostin hat sich an den Tisch gelehnt. „Ich gehe“, spricht Bertha Breiger mit Ruhe. „Dankt dem Schöpfer für das Kind, das Euch von ihm geschenkt ist. Es ist ein Wunder. Aber ein Recht daraus abzuleiten — nein — nein — tausendmal: nein!“

Die letzten Worte hat sie Marie entgegengeschleudert. Die Hugenottin steht da, kühl, vornehm und überlegen. Dann sinkt sie wieder in den Stuhl zurück. Als sie die Haustür zuschlagen hört, bricht sie zusammen. Ihre Kälte, ihr Stolz, ihre Würde — alles ist verschwunden. Sie schluchzt unaufhaltsam.

Die Rosen duften, das Mondlicht zieht weiter in das Zimmer, und die Kerze ist abgebrannt. Noch einmal zuckt sie auf, dann verlischt sie. Marie Manchard hat das Haupt in beide Hände gestützt. Die Tränen fallen auf die Tischplatte, und sie blitzen wie Perlen in den Strahlen des vollen Mondes. —

Derselbe volle Mond beleuchtet den Weg, der von Celle nach Wienhausen führt. Die Schatten der Obstbäume fallen wie Balken auf das Milchweiß der Straße; die Aller rauscht sacht zur Linken, während die Ebene mit den kaum merklichen Erhöhungen sich in einem bläulichen, rauchfarbenen Dunst verliert.

Diese Straße ist Francesco in einem herzoglichen Wagen nach Wienhausen gefahren; diese Straße entlang wandert Bertha Breiger. Alle Kräfte hat sie angespannt. Sie will und muß Francesco noch in Wienhausen treffen. Das ist ihr Vorsatz. Sie will es. Der Gedanke, er könnte bereits den Heimweg angetreten haben, macht sie schaudern. Sie weiß: heute hat sie Kraft, sich dasselbe Recht zu erkämpfen, das Marie für sich beansprucht. Sie hat Scham und Furcht abgeschüttelt. Bis jetzt hat sie gezittert, daß ihre Schande der Welt offenbar würde, dadurch, daß ihrem Liebesbund ein Kind entspringen könnte. Jetzt will sie es, ersehnt es. Sie will kämpfen um das Heiligste, um diese Liebe. Mag ihre Ehre davongehen! Was ist ihr diese „Ehre“? Ihre wahre Ehre ist die Liebe.

Nach einer halben Stunde ist sie in die Nähe von Wienhausen gelangt. Die strohgedeckten Häuser liegen wie verschlafen im Mondlicht. Sie schleicht sich auf einem ausgetretenen Pfade an den Häusern entlang. Zuweilen regt sich eine Kuh im Stall und rasselt mit der Kette. Ein paar Hunde schlagen an. Sie überschreitet einen Steg und geht um die Wirtschaftsgebäude des Klosters. Hinter diesen Gebäuden dehnt sich der Park an der Aller; der Park mit

den Taxusgängen und den sich kreuzenden Buchenalleen, deren eine direkt auf das Wasser führt, während die andere von dem Gartensaal des Klosters aus am Flusse entlang läuft. In der Mitte des Parkes, wo sich die schönen Baumreihen kreuzen, erhebt sich eine reizende Marmorfigur, ein Cupido.

Bertha Breiger hat sich durch ein Loch der Gartenhecke in den Park geschlichen. Sie huscht durch die mondbeleuchteten Taxusgänge dem Kloster zu. Am Platz vor dem Gartensaal ist die illustre Gesellschaft versammelt. Man hört von fern das Kreischen der Papageien, die sich in goldenen Ringen schaukeln. Lautes Lachen und Scherzen mischt sich in das Geschrei der Vögel. Die Gäste wandeln in der Allee im Schein des Mondes auf und ab; nur der halbrunde Platz vor dem Gartensaal ist durch Windlichter erhellt.

Bertha huscht durch die Taxushecken nach dem Kreuzungspunkt der beiden Alleen. Sie verbirgt sich hinter einer grünen Buschwand und beobachtet die Paare, die auf und ab gehen. Den Geliebten sieht sie nicht. Der Gedanke, daß er inzwischen heimgekehrt sein könnte, bringt sie zur Verzweiflung. Ihr Blut rast wie in Keulenschlägen; vor ihren Augen tanzen die fernen Windlichter. „Das darf nicht, darf nicht sein“, schrie sie. In ihren Augen stehen Tränen.

Und in der ganzen Angst ihrer Verzweiflung, an der Grenze des Rasens, bricht sie in ein Stoßgebet aus: „Gott, Vater — laß ihn nicht weggeeilt sein.“

So betete Bertha Breiger im Klosterpark zu Wienhausen, daß ihr der allmächtige Gott zum Ehebruch helfen möge.

Horch, welch ein Lachen klingt dort durch die Baumreihe? Ist — nein, es ist der Herzog Georg Wilhelm. Er geht an der Seite einer mittelgroßen Dame, die lebhaft auf ihn einredet. Soweit das

Mondlicht es erkennen läßt, hat die Dame ein langes, mandelförmiges Gesicht, lebhafte Augen und außerordentlich stark geschwungene Züge. Der Geist feinsten Barockstils scheint in diesem Antlitz lebendig geworden zu sein. Das ist die Tochter Gustav Adolfs, Königin Christina von Schweden, die vor langen Jahren die Krone des kalten, nordischen Reiches niedergelegt hat und seitdem in Rom lebt; „die klügste Frau ihrer Zeit“ hat sie Descartes genannt.

Aber sie ist auch witzig. Der Neffe des Kardinals Farnese geht ein paar Schritte hinter ihr her und sagt auf italienisch: „Finden Euer Majestät nicht, daß dieser gute Herzog ein furchtbarer Tölpel ist?“

Christine lacht. „Schon Platon sagt, daß nur eine geringe Gesellschaft bleibt, die mit der Philosophie würdig zu verkehren versteht, mein verehrter Pater. Ihr nicht. Denn Ihr bedenkt nicht, daß Ihr unschicklich seid, wenn Ihr unsere Gastgeber Tölpel nennt, und daß unschickliche Leute, weil sie der Harmonie des Lebens widersprechen, unphilosophisch sind.“

Der Pater schiebt den Kopf nach vorn und sagt: „Der Harmonie des Lebens würde ich mich nur widersetzen, wenn ich Mißstimmung und Streit heraufbeschwören würde. Da aber nur die Freundin der schönen Kunst, und als solche auch meine Freundin, die Worte versteht, so . . .“

Christine wendet sich zu Georg Wilhelm, der ein verdrießliches Gesicht gezogen hat. „Gebet ihm eine Lehre“, sagt sie auf italienisch, „und zeigt ihm, Vetter, wie Ihr die Sprache Petrarcas beherrscht.“

Der Pater ist zurückgeprallt.

„Spricht er die Sprache Ciceros?“ fragt er auf lateinisch.

„Besser als Ihr.“

„Und griechisch? Antwortet mir, Tochter der Pallas!“

Georg Wilhelm ist stehengeblieben und dreht den Kopf zu dem Pater: „Geht zu den Geschöpfen, die Euch näherstehen. Bringt den Papageien die Messe bei. Sie können Euch ja am Altar vertreten, wenn Ihr einmal auf Abenteuer ausgehen wollt. Für die Messe wird Euer Unterricht wohl noch reichen. Mehr versteht Ihr allerdings kaum vom Latein. Ihr habt eben einen Fehler gemacht, der keinem unserer zehnjährigen Schüler durchgehen würde“, sagte er auf lateinisch. „Auch der Affe hat übrigens Sehnsucht nach geistlichem Zuspruch. Geht, geht.“

Und unter dem Lachen der Königin zieht sich der Pater mit den langen, weißen Händen eilends zurück.

Georg Wilhelm und Christine haben sich auf die Bank niedergelassen, die sich vor dem Taxusgebüsch befindet, demselben Gebüsch, in der Bertha Breiger Zuflucht gefunden hat.

„Welch alberner Schwätzer“, lacht Georg Wilhelm nach einiger Zeit.

Die Königin nickt. „Er ist der richtige Italiener.“

„Alle sind sie nicht so“, entgegnete Georg Wilhelm freundlich. „Ich habe in meinem Dienst beispielsweise einen, Stechinelli, der bei der Tafel neben Eurem Professor Vossius saß. Er ist ein ernster, würdiger Mann.“

„Möglich. Er liebt die Äbtissin Benedicte von Bülow. Ich sah es bei Tisch.“

„Unfug. Er ist seit einem Jahre verehelicht.“

„Das ist keine Antithese.“

„Ihr seid herb. Im übrigen gehören zwei dazu.“

„Daß er liebt? Nein.“

Georg Wilhelm lacht. „Reicht mir Euern Arm, erhabene Cousine. Mit Euch darf man nicht debattieren. Ihr seid scharf wie ein Messer.“

Die Königin hat sich erhoben. „Dort kommt das Paar die Allee herab. Wie sonderbar! Dieser Platz

unter dem recht unklösterlichen Cupido ist wohl für sie geeignet. Im Leben ist bestimmt alles unlogisch, mein Freund, wenn man als Axiom aufstellt, daß die Moral nie der Logik widerspricht. Aber vergeßt nicht, daß die Moral wahrscheinlich von den Frauen stammt."

Sie hat sich erhoben und ihre Schleppe schleift über den scharfen Kies, daß die kleinen Steinchen die Venediger Spitzen zerreißen. Georg Wilhelm hebt vor der Äbtissin den Federhut; Francesco verbeugt sich vor der Königin, und Bertha sieht, wie sich sein scharfes Profil gegen den beleuchteten Platz dunkel abhebt.

„Laßt uns hier auf dieser Bank ruhen", sagt Francesco nach einiger Zeit. Berthas Herz klopft zum Zerspringen, jubelt, daß ihr Geliebter hier ist, aber sie schämt sich, daß sie horcht; doch sie will wissen, ob Francesco eine tiefe Liebe zu dieser Frau empfindet. Mag er sie begehren — das quält sie wenig. Aber sein Herz, das Herz will sie für sich.

„Es ist lange her, seitdem wir uns sahen", beginnt Stechinelli.

„Sehr lange."

„Es war bei Eurer Einführung als Äbtissin, hier im Kloster."

„So. Ich erinnere mich nicht."

Francesco weiß, daß sie sich nicht erinnern will.

„Es war längst vor meiner Ehe."

„Ja, es ist schon so lange her."

„Ihr seid glücklich hier, gnädige Frau?"

„Glücklich? Wie man es nimmt. Glück ist wohl nur eine tiefere Stufe der Vollkommenheit. Jedenfalls bin ich r u h i g. Ich hoffe noch h e i t e r zu werden." Nach einiger Zeit setzte sie hinzu, während ihre Stimme ein ganz klein wenig zittert: „Und ihr?"

„Ich bin glücklich."

Benedicte lächelt. „Ihr gebt mir einen feinen Hieb. Das habt Ihr immer gekonnt. Aber laßt mich eins fragen: Seit wann seid Ihr das?"

„Seit vier Wochen."

„Ist sie schön?"

Da beugt sich Francesco ganz langsam über die schmale, weiße Hand dieser alles verstehenden Frau und küßt sie lange und innig.

„Gott mit Euch, Francesco", flüsterte sie leise. „Er will die Menschen verschieden und mannigfaltig wie die Blumen. Nur versucht, den Menschen so wenig als möglich Schmerzen zu bereiten. Bedenkt, daß Heiterkeit bringen Gottes Gebote erfüllen heißt."

Sie ist aufgestanden. „Lebt wohl", lächelt sie. „Ich muß zu meinen Gästen." Sie geht leicht durch die Allee zurück, bis sie im Gewirr von fernem Licht und von Dunkelheit verschwunden ist.

Francesco bleibt allein auf der Bank. Seine Pulse fliegen. „Du Gute", murmelt er. „Ist sie schön?" Plötzlich springt er auf. „Ja, sie ist schön. Schön, in ihrer beseligenden Heiterkeit, im Glanz ihrer Augen, schön in ihrer Kindlichkeit, ihrer rückhaltlosen Hingabe. Oh, wie schön bist du, Bertha!" Er hat sich gegen die Taxushecke gewandt und hat die Arme emporgestreckt.

Bertha Breiger möchte schreien. Alles tanzt ihr vor den Augen: Jubel, Freude, Glück. Und ein glücklicher Ausgang aus diesem Kampfe steht vor ihr. Sie reißt ihre Kräfte zusammen. Sie will den Namen des Geliebten flüstern. Aber die Stimme versagt ihr.

Mit übermenschlicher Willenskraft gelingt ihr endlich das Wort: „Francesco."

Sie sieht, wie ihm ein Schaudern durch die Glieder rinnt.

„Ich bin es, Francesco — Bertha!"

Mit zitternden Knien, bebend, tritt sie hinter der Taxushecke hervor. Ein Jauchzen klingt ihr entgegen; sie sinkt in seine Arme, und er führt sie langsam mit sich.

Wo der Park des Klosters Wienhausen an die Aller stößt, steht ein kleiner Pavillon. Er ist ausgemalt von Battista Rovere und mit schönen Möbeln versehen. Man hört dort das Schilf rauschen, und die Wasser der mondbeglänzten Aller grüßen in den Raum. Hier nimmt Francesco seine Geliebte still in den Arm und küßt ihr die Lippen. Die Sommernacht spendet ihre ganze Schönheit — der Blumenduft liegt wie ein Schleier über dem Garten.

„Ich konnte nicht mehr — weißt du ... ich war bei ihr. Sie hat mich holen lassen ... und, oh, sie quälte mich. Hätte sie gebeten: Laß ihn frei, für ihn, damit er zur Ruhe kommt, für mich, daß er glücklich wird: ich hätte alles getan. Aber sie verhöhnte mich und pochte auf ihr Recht. Sie habe mehr Rechte an dich als wie ich. Sie erwarte ein Kind. Nun in Celle — so rechnete sie — müsse ja zwischen dir und mir doch alles aus sein. Die Tochter des Hofrates könne keine Buhlerin des Drosten werden. Das kann sie sich nicht denken ... Aber ich, Francesco ... ich, ich kann mehr. Oh, ich wäre für dich ins Wasser gegangen. Ich tue alles für dich!"

Ganz von fern klang das Lachen der Gäste. Und dazwischen schrien die Papageien fromme Sprüche, die der Neffe des Kardinals ihnen beigebracht hatte. Es klang alles ganz, ganz fern und wurde immer leiser, bis das Lachen verstummte, die Vögel schwiegen, und die Fackeln verloschen.

Francesco kniete vor Bertha Breiger in dem Gartenhaus. Er küßte ihre Hand und preßte seine Stirn in diese weichen Handflächen. „Ich habe mich nach dir gesehnt", sagte er mit zitternder Stimme.

„mit einem so starken Sehnen, daß ihm Erfüllung werden mußte.“

Er flüsterte ihr seine Bitte ins Ohr, und er fühlte, wie sie leise nickte. Dann neigte sie sich zu ihm. Sie sprach in heftiger Erregung, sie bat ihn, er möge ihr das nicht vorenthalten, was er der anderen gegeben habe, damit sie nicht mehr sagen könne: ich habe mehr Recht an ihn als du es hast. Nie würde sie ihn später fesseln; sie wollte nur in einem jener anderen gleichgestellt sein: auch sie wolle den höchsten Ausdruck seiner Liebe.

Francesco hatte den Kopf in ihren Schoß gelegt und preßte ihre Hände wieder an seine Stirn. Dann umfing er sie und sagte nur: „Ich danke dir. Ich will dir alles geben.“

Der Wind glitt durch die Alleen, das Wasser schien lauter zu rauschen, und das Wispern des Schilfes durchstreifte die süße Stille der Nacht.

XVI

Wieder sind vier Jahre vergangen. Man schreibt das Jahr 1671. Francesco reitet auf der Landstraße, die nach Braunschweig führt, vor einem Troß von Postwagen und Fahrzeugen und ist in Gedanken versunken. Er gibt sich Rechenschaft über die Zeit, die verflossen ist, seitdem er aus München zurückkehrte. Francesco ist zweiunddreißig Jahre alt, und er steht auf dem Höhepunkte seiner Kraft. Es ist ihm in langer, ernster Arbeit gelungen, die Post in den Braunschweigisch-Lüneburgischen Landen zu verbessern und durch sie das Land zu erschließen. Er hat auf seine Kosten in den verschiedensten Orten Relais angelegt, auf dem Schafstall bei Süßwalde, in Egensen, in Mohoff, in Wickenberg und Sahrendorf. Dadurch hat er die große Bequemlichkeit eines sofortigen Pferdewechsels geschaffen, eine Wohltat, von der sich die Reisenden unserer Zeit keinen Begriff mehr machen können, die aber damals eine tiefgreifende Änderung des ganzen Reisewesens bedeutete.

Er hat Häuser und Güter erworben, weil er weiß, daß nichts dem strebenden Manne mehr Rückhalt gibt, als Grundbesitz. Sein freier, landtagsfähiger Hof in Winsen an der Aller ist sein liebster Aufenthalt, und hierher hatte er auch Bertha Breiger geschickt, als sie im Jahre 1667 ihrer Niederkunft entgegengesehen hatte. Es war ein heißer Tag für ihn gewesen, als der Hofrat von dem bevorstehenden Ereignis erfuhr. Er rannte wie verzweifelt im

Zimmer auf und ab, riß ein Buch aus den Bücherregalen, so daß Bertha schließlich sagte: „Ein wenig mehr Beruhigung hätte Euch das jahrelange Studium der Alten doch wohl geben können.“ Da hatte der Hofrat sich hingesetzt, die Hände vor das Gesicht geschlagen und geschluchzt wie ein Kind. „Wenn deine Mutter das wüßte“, rief er fortwährend. „Gottlob, daß sie unter der Erde ist.“ Aber Bertha hatte den Vater schweigend angesehen. „Sie würde mich eher verstanden haben. Frauen verstehen Frauen, Männer mögen Männer verstehen. Den da“, sie wies auf Francesco, „verstehst du. Meine Mutter hätte ihn nie verstanden. Vielleicht hätte sie ihn aber geliebt.“ Sie hatte ihren Vater lange angesehen, hatte ihm die Hände geküßt und war in den Wagen gestiegen, der sie nach Winsen bringen sollte. Dann war der Wagen davongeeilt, „zu den Verwandten nach Hamburg“, wie der Hofrat zu sagen pflegte, wenn ihn die neugierigen Bürger um Auskunft baten, wo die Jungfer Bertha so lange bliebe.

Als Francesco eines Tages (man schrieb damals 1667 im Frühling) in Winsen bei Bertha Breiger geweilt hatte, um sie zu trösten und ihr die Einsamkeit zu erleichtern, hatte ein Bote die Nachricht gebracht, daß die Frau Drostin Stechinelli niedergekommen wäre. Plötzlich war Bertha, die den Boten im Hofe gehört hatte, in rasender Eile an das Fenster gestürzt und hatte gerufen: „Ist es ein Sohn oder eine Tochter?“ Der Bote war zu Tode erstaunt gewesen, die Tochter des Ratsherrn Breiger hier zu sehen und hatte schließlich gesagt: „Eine Tochter, Jungfer.“ Da war Bertha strahlend vom Fenster zurückgetreten, aber die Erregung schien auf ihren Organismus außerordentlich gewirkt zu haben. Wehen traten ein und nach zwölf Stunden war die Geburt beendet. Bertha Breiger hatte einem Sohne das Leben gegeben.

So war es gekommen, daß Stechinelli nicht bei der Niederkunft seiner Frau, wohl aber bei seiner Geliebten zugegen gewesen war. Und es wurde in Celle gezischelt, daß das zu Ohren der Drostin gekommen sei. Sie habe ihm — hieß es — den Eintritt in das Wohnzimmer verwehren lassen, auch habe sie ihm nie wieder ihre Liebe gezeigt, obgleich sie sich verzehre vor Sehnsucht nach ihm. Vier Jahre war das jetzt alles her; vier Jahre hatten sie nebeneinander gelebt. Auch er verzehrte sich vor Sehnsucht nach ihr, während Bertha Breiger in ihrer kindlichen Heiterkeit ihm die Wolken des täglichen Unmutes von der Stirne scheuchte. — —

Der Troß geht langsam vorwärts. Die Straße ist aufgeweicht. Struppige Birken, die ein Frühlingswind zerzaust hat, stehen wie Besen an dem schlechten Wege, und auf den weiten Heideflächen spielt der Wind mit der Einsamkeit ein Fangspiel. Die Oker zieht als grauer Streifen durch das weite Land, still und einfarbig, als ob sie sich nicht bewege.

Francesco trabt an der linken Seite des Weges vorwärts. Das Fluchen der Fuhrknechte, das Knallen der Peitschen dringt wie etwas Fernes in das Reich seiner Gedanken. Ab und zu lächelt er. Das ist also Lehnspflicht, sagt er sich wohl. Weil sich meine braunschweigisch-lüneburgischen Herren zusammengetan haben, um die rebellische Stadt Braunschweig für den Vetter Rudolph August zu erobern, deshalb muß der ganze, so wichtige Postverkehr aufgehoben werden, deshalb werden keine Menschen, keine Waren, keine Briefe mehr befördert, denn die Lehnspflicht verlangt, daß ich alle meine Wagen, Leute und Pferde zur Beschaffung der Kriegsmaterialien und der Fourage zur Verfügung stelle.

Sein Pferd macht einen kurzen Seitensprung, weil es vor einem hohen Reisewagen scheut. Den

Wagen kennt er. Er erschrickt, doch steigt ein Gefühl süßer Hoffnung in ihm auf. Es ist sein eigener Reisewagen. Sollte Bertha ...

Er reitet an den Wagen und neigt das Haupt gegen das Glasfenster. Ein strahlendes Gesicht, mit wundersamen, blauen Augen leuchtet ihm entgegen. Das Antlitz ist von schamhafter Röte überhaucht. Es ist Bertha Breiger.

Stechinelli winkt einem Troßbuben und übergibt ihm sein Pferd mit der Weisung, in der Nähe des Wagens zu bleiben. Dann öffnet er die wappengeschmückte Tür und springt in den Wagen. „Agnese ...", sagt er nur.

Bertha Breiger weiß, daß er sie in den Augenblicken höchster Wonne mit ihrem zweiten Namen nennt, weil den niemand braucht und er keine abgegriffene Münze ist. Sie hat den Kopf zurückgelegt und zittert.

Er reißt die Rollvorhänge vor die Fenster, damit kein neugieriger Blick in den Wagen dringt.

Das ist das Glück: in dem engen Raum eines geschlossenen Wagens mit der Geliebten vereint zu sein, eng an sie geschmiegt, ihre Hand zu halten und die Gedanken hinauszusenden in die Welt, mit dem Bewußtsein, daß diese Gedanken zurückkehren werden zu diesem Menschenkind, das über alles heilig und edel ist. Draußen klatscht der Regen an die Scheiben; er prasselt auf das Lederdach des Wagens. In dem kleinen Raum aber ist die Stille, die redende Stille heimisch geworden, und in den Kissen ruht das Glück, das Mensch geworden ist und die Gestalt des jungen Geschöpfes an unserer Seite angenommen hat.

„Wie kamst du auf diesen überirdischen Einfall", fragt Stechinelli nach einiger Zeit mit leiser Stimme, als ob er fürchtet, all das Schöne durch laute Worte zu verscheuchen.

Bertha sieht ihn mit ihren Kinderaugen unschuldig an.

„Ich war gestern in Winsen, um Georg Friedrich aufzusuchen.“ Georg Friedrich ist der Sohn der beiden, und er wird in Winsen unter der Aufsicht der Mutter von einer Kammerfrau erzogen. „Da sagte mir der Gutsvogt, daß du heute auf Wochen hinaus müßtest, um bei der Belagerung von Braunschweig zugegen zu sein. So bin ich denn heute über Boye durch Celle gefahren, habe am rechten Ufer der Aller deinen Troß überholt, der langsam am linken Ufer dahinkroch und überschritt bei Langlingen den Fluß, so daß ich mich gerade rechtzeitig an die Spitze deiner Wagen setzen konnte. Et me voilà.“

Sie lüpft das Kleid mit zierlichen Fingern und knickt mit dem Oberkörper ein, während sie den Hals vorstreckt, so daß es aussieht, als ob sie eine Verbeugung mache.

Francesco lächelt dankbar und sinnt. Warum ist Bertha Agnese, nicht aber die stolze Hugenottin auf den Einfall gekommen? Warum nicht? Jetzt kann er das freilich auch kaum mehr verlangen. Aber Marie hätte es auch früher nie getan.

Etwas Derartiges lag ihr von jeher so fern, und er — er hat solche heitere Sorgsamkeit immer geliebt. Draußen trabt eine Schwadron Reiter vorbei; man hört das Klappern der Küraßplatten, die gegen die Schenkel schlagen. Ab und zu dringt ein spöttischer Ausruf über den eleganten, wappengeschmückten Wagen aus der Kolonne. Dann wird es wieder still und das Stampfen der Hufe und das Klappern der Panzer verliert sich in der Ferne.

„Was machen wir nun mit dir“, sagt Francesco nach einiger Zeit.

„Wo wirst du Quartier beziehen?“

„In Wolfenbüttel, im Schloß.“

„In der Nähe gibt es für mich Häuser genug. Die Residenzen der Braunschweiger Bürger, die zu Friedenszeiten in der Nähe des Hofes von Wolfenbüttel leben."

Francesco lacht. „Etwas Derartiges gibt es nur in deiner Einbildung", entgegnet er und küßt Bertha auf den Hals, der zwischen dem Pelzrand ihres Kleides und den dunklen Haaren hervorleuchtet. Bertha wird rot und sieht vor sich hin, während die Augen leuchten und der Mund ein wenig starr zum Lächeln verzogen ist. „Ich hab' wohl wieder mal was Dummes gesagt", meint sie schließlich.

Aber Stechinelli tröstet sie. „Sei ruhig, mein Liebling, irgendein Haus werden wir schon auftreiben, wo du unterkommen kannst. Umkommen brauchst du nicht."

„In deiner Nähe will ich sein, Cesco. In Wolfenbüttel wird gar viel leichtlebiges Volk zusammenströmen. Und du sollst mir angehören, verstehst du, nur mir. Ich will nicht, daß eine andere dich erringt. Nein, nein, ich will es nicht."

Ein ganz, ganz feines Lachen gleitet über Francescos Züge. Das Lachen scheint in der Ecke der Nasenflügel anzusetzen, den Mundwinkeln zuzueilen, um schließlich die schöngeformten Lippen in eine weiche, wellenförmige Bewegung zu bringen. Dann ebbt dieses Lächeln, das in der Mitte des Mundes konzentriert ist, wieder ab, und das Gesicht hat die freundliche Ruhe zurückerlangt, die ihm seit einigen Jahren eigen ist.

Bertha hat das Lächeln wohl gemerkt. So flüchtig es auch war; es hat sie doch getroffen. Sie ist still geworden.

Francesco fühlt das. Er ergreift die Hand seiner Geliebten und führt sie an die Lippen. Bertha läßt es sich widerstandslos gefallen.

„Agnese", sagt Francesco leise.

Bertha antwortet nicht.

„Liebling, du mußt nicht zürnen. Ich erstaunte nur, wie stark in der Frau doch der Trieb zur Einehe ist. Es mag die unbewußte Sehnsucht sein, den Vater ihrer Kinder für sich allein zu haben."

Francesco denkt darüber nach, daß es sonderbar sei, wie gerade die Moral den Standpunkt des Weibes einnehme, wie die ideale Ehe insonderheit eine Einrichtung sei, die auf die Wesensart des Weibes weitaus mehr Rücksicht nehme, als auf die des Mannes. Eine auf Monogamie ruhende Einrichtung. Aber das liegt daran, überlegt er, weil sich Halbweiber und Weibesgenossen, die Pfaffen mit der Ausbildung und Festsetzung der Sittengesetze abgegeben haben. Die Wehrfähigen haben sich um dergleichen nie gekümmert; sie haben sich langsam in der Zeit des Friedens den Vorschriften untergeordnet.

Er horcht auf den Regen, der immer weiter gegen die Scheiben des Wagens prasselt. Das Rufen der Troßknechte dringt nur noch von fern in den Raum; der leichte Reisewagen hat die schwerfälligen Gefährte des Trosses hinter sich gelassen.

Nach einigen Minuten räuspert sich Bertha, als ob sie die Stille nicht sogleich durch Worte stören wolle. Dann fragt sie leise: „Bist du eigentlich sicher, daß deine Frau keinem anderen gehört?"

„Ja."

„Warum?"

„Sie erschöpft sich in der Liebe zu mir. Ihre Liebesfähigkeiten werden dadurch restlos verbraucht. Sie ist darin ganz Frau."

„Und du?"

„Ich bin ganz Mann."

Bertha versteht das nicht recht, aber sie wagt nicht zu fragen. Es ist ihr jedoch nicht unlieb, als

der Wagen plötzlich hält, und man an die Tür des Wagens klopft.

„Wollen die Herrschaften ihre Pässe vorweisen?"

„Was ist denn hier?" fragt Stechinelli.

„Es ist die Stadt Wolfenbüttel."

„Ah so. Gut."

Die Wagentür wird geöffnet, und beim Licht einer Stallaterne visitiert ein junger Offizier die Pässe, die er Francesco mit einer höflichen Verbeugung zurückgibt.

„Könnt Ihr mir vielleicht aus einer Verlegenheit helfen", fragte der Drost, während er die Pässe einsteckt, „ich brauche eine abgeschlossene Wohnung, ein eingerichtetes Haus hier in Wolfenbüttel. Ist dergleichen wohl zu mieten?"

Der Offizier nickt. „Es stehen viele Häuser leer, edler Herr Drost; am besten dünkt mich, würde Euch wohl das Dübergsche Haus zusagen. Der Verwalter wohnt mit seiner Frau allein im Keller. Das Haus steht leer, denn der junge Düberg studiert in Leipzig. Das Haus würde auch wohl zu mieten sein."

Francesco dankt verbindlich, und so fährt denn der Reisewagen vor dem Dübergschen Hause vor. Das ist ein großer, würdiger Kasten, der in einem wohlgehaltenen Park liegt. Eine hohe Mauer trennt den Park von der Straße, aber durch ein kunstvolles, schmiedeeisernes Tor sieht man das behagliche, breite Gebäude hinter einer breiten Rasenfläche liegen. Die Umrisse sind bei dem hellen Nachthimmel wohl zu erkennen. In der Kellerwohnung brennt eine Kerze.

Auf das Klopfen des Dieners kommt der Verwalter schwerfällig an den Wagen.

„Könnt Ihr mir dieses Haus vermieten?"

Der Verwalter kneift die Augen zusammen.

„Ich kenne den Herrn nicht."

„Ich bin der Drost Stechinelli und gehöre zum Stabe des Herrn Herzogs von Celle."

Der Verwalter kann seine Freude schlecht verbergen. Er ist hocherfreut, eine Standesperson in das Haus zu bekommen. Das wird ihm viel Unangenehmes ersparen. So werden die beiden bald handelseinig, und Francesco geleitet Bertha die Treppe hinauf in das Haus.

Das Dübergsche Haus ist ein merkwürdiger Besitz, weil von jeher merkwürdige Leute dort gewohnt haben. Die Sonderlichkeiten der Godda Düberg sind noch heute nicht vergessen. Man wußte nicht, wo Erich Düberg sie aufgetrieben hatte, eine Frau, die ihm an Geist und Schrullen noch über gewesen sein muß. Vermutlich war sie Schottin, vielleicht ein wilder Schößling aus altem, königlichem Blut. Leibniz hat sie ihrer tiefen, aber unberechenbaren Gedanken wegen „einen Kometen am Planetenhimmel der Gelehrsamkeit“ genannt, und er ließ in Mainz, wo sie öfter weilte, keine Gelegenheit vorbeigehen, sich mit diesem „Widerspruch des Gesetzes der Stetigkeit“ zu unterhalten. Sie hatte merkwürdigerweise Spinoza gelesen und ihn verstanden, was vielleicht noch merkwürdiger ist; sie war imstande, den feinsinnigsten Gesprächen über die Alten zu folgen, ohne auch nur im geringsten ein „gelehrtes Weib“ zu sein. Sie muß in ihrer Art Frau von Staël geähnelt haben, obgleich sie vornehmer und tiefer war. Kurz bevor sie starb, sagte sie in allem Ernste: „Kein Mensch bedenkt, welches Entzücken er durch sein Sterben den Würmern bereitet! Man sollte glücklich sein, noch nach dem Leben so beglücken zu können.“

Diese Frau war die Mutter des David Düberg, der jetzt in Leipzig die hohe Schule besuchte.

Bertha Breiger weiß nicht, wo sie sich vor Staunen lassen soll, als sie die Gemächer durchschreitet. Das ist alles so dunkel, so schwer, so geheimnisvoll. Die Wände sind mit braungoldenem Leder über-

zogen und die Möbel haben schwerfarbene Bezüge. Bertha starrt den Zodiak im Erker des Gartensaales verständnislos an; sie hält die Marmorbüsten der alten Philosophen, die in den Nischen des Raumes stehen, für Wolfenbütteler Herzöge, und erst, als der Verwalter ihr ein helles Zimmer, das Wohnzimmer des jungen David Düberg zeigt, atmet sie auf.

„Gottlob", sagt sie zu Francesco, „hier im Zimmer des jungen Düberg ist es licht. In den andern Zimmern kann man das Fürchten lernen."

„Der junge Herr ist auch ganz anders als die verstorbene Frau", sagt der Verwalter. „Er ist so still und sitzt meist hinter den Büchern."

Die großen Koffer sind von dem Reisewagen in das Zimmer gebracht; Francesco führt seine notwendigsten Gebrauchsgegenstände im Mantelsack bei sich. Nach einer halben Stunde ist in dem ovalen Gartensaal die Nachtmahlzeit gerüstet. Zwei Silberleuchter stehen auf dem runden Tisch. Bertha wendet dem Garten den Rücken zu. Francesco sitzt ihr gegenüber.

Während sie leicht und heiter plaudert und seine hingestreuten Worte auffängt, sie betrachtet, zerlegt, genießt, schweifen seine Blicke an ihr vorbei in den nächtlichen Garten. Da draußen tobt der Frühlingssturm, und ab und zu fährt er in den Kamin und bringt einen Aufstand von Funken zuwege. Francesco denkt an die Zeiten, wo er mit Barbara Buccolini in Hannover zusammen am Feuer saß. Er erinnerte sich zufällig, wie er damals die Wirkung des Lichtes in seinem Zimmer beobachtete, wie er die Lichtreflexe auf den Rubingläsern künstlerisch genoß, wie er die süße Erregung des Lichtes auf seine Seele einwirken ließ. Wieder sitzt er jetzt am Feuer, mit einer Frau, wie damals.

„Woran denkst du?" fragt Bertha nach einiger Zeit.

„An eine Stunde, Freundin, wo ich am Feuer saß.“

„Mit einer Frau?“

„Ja.“

„Liebtest du sie?“

„Mich in ihr.“

„Und war es auch um die Frühlingszeit?“

„Ja.“

„Was tatest du damals? Sag' es mir, Cesco.“

„Mein Herz jauchzte über den Tanz des Lichtes an den Paneelen. Das war wohl meine Liebe.“

„Ich verstehe das nicht.“

„Verzeih. Aber es war so.“

Bertha Breiger sinnt vor sich hin. Dann sagt sie: „Und heute?“

„Heute wünsche ich, daß das Feuer wärmt.“

„Und deine Liebe?“

„Auch.“

„Damals wünschtest du es nicht?“

„Ich wünschte wohl mehr, daß es leuchten sollte. Denn ich trug selbst genug Wärme in mir.“

Wieder stößt der Wind in den Kamin; der Regen prasselt lauter gegen die Fenster, und eine Funkenstraße zittert durch die Dunkelheit.

„Die Jugend“, sagt Francesco nach einiger Zeit, „hindert jeden vollen Genuß. Denn Jugend begehrt. Und die Begierde hetzt weiter.“

„Wie ist es mit deiner Begierde jetzt, mein Freund? Sehnst du dich nicht mehr nach dem Neuen, dem Wunderbaren?“

„Ich fange an, es nicht mehr zu tun, Freundin. Ich fange an, das, was ich habe, zu genießen. Ich fange an ...“

„Nun?“

„Zu altern ...“

Bertha lacht, ein Lachen, wie es die griechischen Weisen wohl noch nie gehört haben. Godda Dübergs

Lachen war härter. Nicht wie das Klingen von Silbermünzen. So lacht die Tochter des Hofrates, die von keiner Tradition und von keinem großen Verstande beengt wird. Sie kann in die Welt hinauslachen, denn sie weiß nicht, daß sie Platon und Aristoteles damit verletzen muß. Sie weiß nur, daß ihr dieses Wort des Geliebten so töricht vorkommt, daß sie nicht anders kann als lachen.

Nach dem Mahle setzt sie sich in den großen Stuhl an das Feuer, und sie fragt ihn, ob er glücklicher sei als damals.

„Ruhiger“, entgegnete Francesco und streichelt ihre Hand. —

Am nächsten Morgen besichtigt Francesco die Gebäude, in denen seine Fahrzeuge untergebracht sind. Er prüft mit dem Lüneburgischen Feldmarschall, dem alten Grafen Georg Friedrich Waldeck, die Quartiere und reitet mit ihm nach Fallersleben, wo sich das Depot befindet. Gegen hundert Geschütze sind auf dem Marktplatz zusammengebracht, meistenteils Mörser, die auf kleinen, scheibenartigen Rädern befördert wurden. Der Graf lobt die Pferde, die Francesco zur Verfügung gestellt hat, und die beiden Herren reiten nach Wolfenbüttel zurück.

Als sie die Brücke vor dem Schloß überschritten haben, kehrt eine Deputation von Braunschweigischen Ratsherren aus dem Schlosse zurück.

„Das sind sie“, ruft der Graf und trabt an den ersten besten heran.

„Nun?“

Der Ratsherr hebt den Federhut.

„Wir haben erklärt, daß wir wohl die Huldigung leisten, nicht aber fürstliche Söldner aufnehmen wollen.“

„Schade“, sagte der Graf.

„Warum, Exzellenz?“

„‚Schade wohnt in Braunschweig‘, sagt man. Euer Schade. Wird Euch viele Häuser kosten.“

„Es wird nicht so schlimm werden. Wir sind des Kaisers Stadt. Die Herzöge werden sich hüten.“

„Sollen wohl gar fein lispeln und durch zünftige Diplomaten mit Euch paktieren?“

Der Ratsherr hat sich emporgerichtet. Unter den umstehenden Bürgern ist eine Bewegung entstanden.

„Unsere uralten Diploma, Begnadigungen, Pacta ...“

„Sie sind so alt, daß sie morsch sind!“

„Sind durch den Mund deutscher Kaiser ausgesprochen, deren Wort man nicht drehen und deuteln soll.“

Graf Waldeck schlägt an seinen Degen. „Das sind Worte aus totem Mund. Wir werden anders zu Euch sprechen. Aus lebenden, heißen Mündern. Aus hundert Kanonen.“

Die Bürger lachen. „Es gibt nicht zehn in den ganzen Welfenländern.“

Da richtet sich der Graf auf. „Sie werden Euch bald Reverenz machen. Kommt, Herr Drost.“

Die beiden Herren reiten dem Hauptportal zu. Hier steigen sie aus dem Sattel und verschwinden in dem Bau. Die Bürger stehen noch immer auf derselben Stelle. Ihre Seidenmäntel knistern. Und ganz langsam steigt ihnen der Gedanke auf, als ob doch ein wenig Wahrheit in den Worten des Grafen Waldeck sein könnte.

Wahrheit steckt in den Worten. Die Stadt soll es bald merken. Graf Waldeck hat den Herzögen kurzerhand erklärt, daß entweder mit der Belagerung begonnen würde, oder daß er seinen Abschied erbäte. Was die Herren Herzöge von Braunschweig und Lüneburg dächten, sei ihm gleichgültig. Er habe aber, als des Reiches Fürst, keinerlei Neigung, sich

von Salzkrämern und Lebkuchenhändlern an der Nase herumführen zu lassen.

„Seid nicht furioso“, beruhigt ihn Ernst August, „können dem Vetter zu Wolfenbüttel doch kein Trümmerfeld überliefern.“

„Besser ein geruhigtes Trümmerfeld als eine Stadt auf dem Vesuvio.“ So ist denn nach einigem Widerspruch die Belagerung beschlossen worden. Man wolle — so wird ausgemacht — freilich nicht härter gegen die Stadt verfahren, als nötig sei, um sie zur Übergabe zu zwingen. Die Truppen der Herzöge sind nach diesem Entschluß vor die Stadt gerückt, und vor dem Wendentor und dem Fallerslebener Tor beginnt man, die Befestigungen aufzuwerfen.

Eines Morgens reiten Francesco und der Graf durch die Stellungen. In den großen, abgedeckten Planwagen werden Sand und Erde aus den Positionen gefahren, und die Knechte peitschen auf die Pferde, um die schweren Erdmassen vorwärts zu bringen. Auf breiten Lastwagen sind die geflochtenen Weidenkörbe herangeschleppt, und hunderte von Soldaten sind tätig, um die Faschinen in dem aufgeworfenen Erdreich zu befestigen.

Nachdem der Graf einen kurzen Blick auf die schlechten Wälle der Stadt geworfen hat, wendet er das Pferd und trabt mit Francesco nach Wolfenbüttel zurück. „Habt wohl noch Besuch in Eurem Palazzo zu Wolfenbüttel bekommen?“ fragt Graf Waldeck nach einiger Zeit.

Francesco sieht den Feldmarschall erstaunt an. „Wieso?“

Graf Waldeck streicht den Bart. „Heute kam ein Jüngelchen zu dem Herrn Bischof von Osnabrück und bat um gnädige Erlaubnis, sein Haus in Wolfenbüttel unbeschadet bewohnen zu dürfen, soweit es

nicht von Kriegsvölkern belegt sei. Das Jüngelchen heißt David Düberg."

„David Düberg!" Der Drost lacht. „Das ist mein Hauswirt. Ich habe ihm sein Haus abgemietet."

„Der wird auch wohl froh sein, wenn er so lange lebt, bis er die Miete erhält."

„Er wird doch dem ewigen Juden keine Konkurrenz machen wollen?" entgegnet Francesco und amüsiert sich über den donnernden Beifall des Feldmarschalls. Nach einiger Zeit sagt Graf Waldeck, während er nachlässig an den linken Bügel greift, der zu weit nach hinten gerutscht ist und den er vergebens unter den Mittelfuß zu bringen versucht hat: „Der junge Dürberg ist ein gar schöner Affe. Müßt Eurer Freundin auf die Finger sehen. Weiber lieben zur Unterbrechung solche blonden, wohlfrisierten Eichhörnchen."

„Wenn die Weiber vom Lande kommen, ja. Wenn sie aber im Dunstkreis eines Hofes leben, dann haben sie alle Achtung vor den Alamodekavalieren."

Lange glaubt Francesco freilich selbst nicht an diese seine Worte. Sie hatten ihn beruhigt für kurze Zeit. Als er aber gegen Abend vor dem Dübergschen Hause hält, ist er erstaunt, daß ihn Bertha nicht wie gewöhnlich an der Tür empfängt.

„Sie ist mit dem jungen Herrn in der Bibliothek", sagt der Verwalter, „oh, welch ein Glück, daß der junge Herr David hier ist."

„Hol ihn die Pest", murmelt Francesco, als er die Treppe sporenklirrend emporschreitet.

In dem Augenblick, in dem er die Eingangshalle betritt, öffnet sich die Tür zum Gartensaal und Bertha fliegt ihm entgegen.

„Da bist du ja, endlich — wie freue ich mich, dich wieder zu haben." Sie umarmt ihn zärtlich und führt ihn in die Bibliothek. „Denke dir", sagt sie

mit dem Ausdruck unschuldigster Freude, „der junge Hausherr ist zurückgekehrt. Er ist so lieb, ein so guter Junge. Aber höre: er hat mit mir Platon gelesen. Ich — Platon! Ist das nicht wunderbar! Wie schön wird es, wenn du tagsüber weg mußt, dann kann ich Platon mit ihm lesen."

Francesco denkt an die Stelle in der göttlichen Komödie, in der Francesca da Rimini die Geschichte ihrer Liebe erzählt; wie sie erzählt, daß die gemeinsame Lektüre eines Buches sie zu jener Sünde einte, die man nur gemeinsam zu begehen vermag.

‚Ein Kuppler war das Buch und der's geschrieben.'

Und zum Kuppeln ist Platon der Göttliche zu gut, denkt Stechinelli weiter; äußerlich bleibt er jedoch ganz ruhig. Mit freundlichem Lächeln läßt er sich dem jungen David Düberg vorstellen, einem zarten Jüngling mit mädchenhaftem Blick und weißen, durchsichtigen Händen.

„Ihr müßt verzeihen, geehrter Herr und Freund, daß Kriegsvölker Euer Heim in Beschlag gelegt haben. Mars ist aber ein rauher Gott, und wer in sein Bereich kommt, dem ist nichts Gutes getan."

„Wenn Mars im Bunde mit Venus erscheint", entgegnet der Student, „dann ist er gar wohl gelitten. Und wie ich gehört habe, sind auch die Musen hier erwünschte Gäste. Wir beschworen bereits den Geist des göttlichen Platon."

Die Marmorbüsten, die an den Wänden des runden Saales standen, mochten ähnliche Worte oft vernommen haben. Godda Dübergs mythologische Anspielungen und Komplimente hatten immer eine genaue Kenntnis des ganzen Olymps vorausgesetzt. Aber den Ohren des Drosten Stechinelli scheint diese Rede außerordentlich schmerzlich zu sein. Dennoch drückt er seine besondere Freude aus, daß seine herzliebste Freundin von jetzt ab die Tage nicht mehr

vertrauern müsse, sondern geleitet von einem so feinen Geiste Tröstung und Erheiterung in den Werken der Alten finden werde.

Das Mahl geht seinem Ende zu; die Kerzen sind abgebrannt. David Düberg, der die Honneurs des Hauses macht, spricht von den rebellischen Braunschweigern; er hält eine kleine wohlgesetzte Rede mit vielen Zitaten. Er spricht von dem Satze Platons des Göttlichen, daß es gut sei, dem, den man als Feind erkannt, zu schaden. Und so seien diejenigen, die dem gemeinsamen Feinde Schaden brächten, seine Freunde. Deshalb brächte er seinen Gästen und Freunden Trankopfer.

Der junge Redner hat es wohl gesehen, daß Bertha Breiger seinen Worten mit einer gewissen Bewegung gefolgt ist. Er hat gesehen, daß sie Freude hat an seinen feinsinnigen Wendungen, an seinen gewählten Worten. Und er freut sich bei seiner Jugend dieses Erfolges. Es scheint ihm der schönste Triumph seiner Studien, er scheint ihm wert, daß er die Nächte in Leipzig, in der engen Magisterwohnung an der Thomaskirche, einsam verbracht hat, über die Bücher gebeugt, während die Dämmerung die Zacken des alten, gotischen Kirchleins überblaute, oder während die Nacht den gestirnten Teppich dahinter aufzog.

An etwas anderes, als an den Erfolg dieses Strebens, den er durch die Rede errungen hatte, denkt er nicht. Er genießt diesen Augenblick, wie ihn nur ein ganz junger Mensch genießen kann. Was kann er mehr verlangen? Denn auch der Drost Stechinelli folgt seinen Worten mit freundlichem Einverständnis, und über sein kluges Antlitz geht ein Leuchten der Zufriedenheit.

„Ihr seid wohlbewandert in den Künsten der Rede“, sagt Francesco, nachdem er das Glas niedergesetzt hat, „und Eure Worte sind eine würdige,

rhetorische Harmonie, gleich dem Duft des jungen Maiabends, der durch die offenen Türen aus dem Garten steigt. Ihr habt recht, wenn Ihr das Wort Platons erwähnt, daß die Eure Freunde sind, die mit ihrer Kraft und ihrem Mut diejenigen, die Euer Haus bedrohen, vertreiben."

„Verzeiht, vieledler Herr", wendet David bescheiden ein und streicht mit den langen Händen über die Schläfe, „vertrieben haben würden! Denn glaubt mir: Sollte jetzt eine Schar von braunschweigischem Pöbel mein Haus bedrohen, ich wüßte es selbst zu schützen."

Francesco hat, in seinen Stuhl zurückgelehnt, die Unterhaltung wie etwas Gleichgültiges geführt. Er hat sie dorthin geleitet, wo er sie hin haben wollte. Jetzt muß er sehen, ob es nötig ist, die Angelegenheit weiter auszuführen. Er läßt rasch einen Blick auf die Augen seiner Geliebten fallen. Die hat mit Sympathien, wie sie Jugend für Jugend so leicht empfindet, den letzten Worten Davids zugehört. Jetzt nickt sie und sagt: „Brav, das ist tapfer."

Diese Worte bestimmen Francescos Entschluß.

‚Brav, das ist tapfer' am ersten Abend; und dann Wochen hindurch Platon lesen, nachher vielleicht Lukrez, Sueton und Petron — nein, mein junger, blonder Freund, denkt Francesco.

„Ihr könnt so sicher sein, daß Euer Haus beschützt wird, daß Ihr ruhig nach Leipzig zurückgehen mögt", sagt er schließlich. „Überlegt Euch die Sache bis morgen."

Am nächsten Abend, nachdem David mit Bertha die ersten Kapitel des Staates gelesen haben, knüpft Francesco das Gespräch wieder an. Aber David weist das Anerbieten zurück. „Ich gehöre in mein Besitztum", sagt er mit auffallender, an ihm bis jetzt nicht gewohnter Härte.

Aber auch Bertha ist seiner Ansicht. „Welches Glück, Liebster“, erklärt sie ihrem Freunde, „daß der edle Herr mir Gesellschaft leistet, und mir die Stunden der Einsamkeit verkürzt. Ich denke, wir sollten ihm dankbar sein.“

Die schönen Hände des Drosten gleiten über das Tafeltuch. Endlich findet die Rechte die gesuchte Ruhe, indem sie sich um das hohe Weinglas krampft. „Ich danke dem edlen Herrn mehr als du ahnst, Geliebte“, entgegnet er nach einiger Zeit. „Du drohtest in das Laster der Schwarzseherei zu verfallen, und ich zergrübelte mir seit Tagen den Kopf, wie dem abzuhelfen sei. Wahrlich, Platon, der König der Lebensweisen, scheint auch hier ein köstliches Mittel zu sein, und unser Gastfreund hat sich als ein zuverlässiger und gewandter Medikus bewährt.“

David Düberg sieht strahlend zu Bertha hinüber. Sie nickt ihm zu, wie eine Mutter, die glücklich ist über ein Lob, das ein Fremder von Stellung ihrem Sohne erteilt.

„Aber“, so fährt Francesco fort, „ich fürchte eins: ich fürchte, daß unser Freund es nicht bei der beschaulichen Betrachtung belassen wird. Ist doch gerade der Weise von Syrakus der Mann, der es für nötig hielt, den Versuch zu machen, das, was er für richtig erkannt, auch in die Tat umzusetzen. War er es nicht, der sein Lebenswerk, den Staat, zu verwirklichen suchte! War er es nicht, der mit Widerwärtigkeiten kämpfte, um in Sizilien den guten Staat zu gründen! Wahrlich, wenn mich nicht alles täuscht, wird dieselbe Medizin, teure Freundin, die mich dir aus den Fesseln der Melancholie befreite, uns den neuen Freund rauben.“

Das Auge Berthas irrt zwischen den beiden Männern hin und her. Sie sieht die gespannte Er-

wartung in den Zügen des Studenten; sie sieht die Ruhe in dem Antlitz des Geliebten. Schließlich fragt sie gepreßt: „Wie meinst du das?“

„Ich habe“, so fährt der Drost mit der gleichmäßigen, betrachtenden Stimme fort, „die Furcht, daß unser Freund, wie es alle waffenfähigen Bürger von Wolfenbüttel tun, sich in die Laufgräben stellen wird, um mit gegen die Rebellen in Braunschweig zu kämpfen. Wenn er den Vorschriften seines Meisters Platon nachlebt, der selbst die Weiber und Kinder mit in den Kampf nehmen wollte, ich meine, ernsthaft nachlebt, dann muß er sich hinausbegeben und gleich den Bürgern von Athen, die gegen die Perser zogen, seine Brust dem Feinde darbieten, der seinen Herd bedroht. Wenn er aber, wie dies wohl heute Sitte ist, die Worte des Göttlichen nur als ein Ornamentum rhetoris betrachtet, nun, dann wird er bei dir bleiben und dir von den Pflichten des Bürgers vorlesen, wenn der Feind vor den Toren steht. Ich hoffe“, setzt der Drost mit leichtem Lächeln hinzu, „daß er kein so folgerichtiger Jünger Platons ist, wie ich es zu sein mich bestrebe. Denn wahrlich, er brächte dich um schöne Stunden der Erbauung und mich um das Gefühl, daß ich meine Freundin in guter Unterhaltung weiß, während ich dies Haus gegen die Rebellen verteidige.“

Der Student ist den Bewegungen des Drostes und seiner lässigen Rede mit erregten Augen gefolgt. Als Francesco geendet hat, erhebt er sich rasch und sagt: „Ich glaube, edler Herr, Ihr werdet mit dem Erfolg Eurer Worte nicht zufrieden sein. Denn gerade das, was Ihr hindern wollt, das bewirkt Ihr. Ihr habt mich daran erinnert, was meine Pflicht ist — Ihr habt mir gezeigt, daß ich dorthin gehöre, wo auch Ihr steht. Nein, nein —“, er macht gegen Francescos erhobene Hand eine abwehrende Bewegung, „versucht nicht, das abzuschwächen, was Ihr

unbewußt sagtet. Versucht nicht, mich von meinen Pflichten abzubringen. Ich bin mir dessen, was ich getan habe, wohl bewußt, und Eure Freundin wird mir gewiß verzeihen, zumal wenn sie einsieht, daß es die Macht Eurer Gründe ist, die mich zu diesem Schritte treibt."

Echte Begeisterung verschönt. David Düberg sieht in diesem Augenblick sehr schön aus. Francesco beobachtet diese Begeisterung mit einem gewissen neugierigen Interesse; er kann es sich nicht denken, daß er selbst einstmals in allem Ernste ein gleiches Pathos vor anderen Menschen zur Schau getragen habe. Er hebt aber langsam den Kopf und sagt: „Ich bin der letzte, der wahrhaft edle Beweggründe nicht anerkennt. Ich bedaure zwar den Erfolg, aber ich bewundere Eure Folgerichtigkeit."

Und als David tieferrötend für diese Worte dankt, sieht Stechinelli, daß über Berthas Augen ein lichter, gleichmäßiger Schimmer liegt. Es wird doch Zeit, denkt er. Und er gibt dem jungen Düberg ein Empfehlungsschreiben an den Grafen Waldeck, worin er den Feldmarschall bittet, dem jungen Freunde eine bevorzugte Stelle im Kampfe anzuweisen.

... Uriasbrief, Uriasbrief. Francesco spricht es vor sich hin, als er am nächsten Morgen beim Verlassen des Hauses sieht, wie der junge Student, mit dem Briefe in der Hand, den Grafen Waldeck angesprochen hat, der an der Brücke vor dem Schlosse auf seinen Adjutanten wartet. Er sieht noch, wie der Graf gnädig nickt und wie der junge Platoniker wieder einen roten Kopf bekommt. Also auf das bist du eifersüchtig, fragte er sich einen Augenblick. Das schickst du zum Sterben? Francesco beginnt sich ein wenig zu schämen. Er hebt den Federhut und streicht sich bedächtig über das Haupt.

Werden seine Haare schon lichter? Er tastet vorsichtig. Und an den Schläfen bemerkte er bereits gestern ein lichtes Grau ...

Graf Waldeck winkt ihm von ferne mit der Hand.

„Guten Tag, wertester Freund und Drost! Habt Ihr gehört: dies Bürgerpack hat den Herold der Herren Herzöge zurückgewiesen! Und hat Boten um Hilfe an den Kaiser und an die Schweden nach Stade gesandt. Um zehn Uhr beginnt das Konzert ..."

Die Worte des Feldmarschalls sind Musik in den Ohren von David Düberg.

Er hebt den Federhut und sagt zitternd zum Feldmarschall: „Also ich darf mit?"

Graf Waldeck lacht: „Wenn Ihr mir versprecht, nicht nach vorn durchzugehen. Es lohnt sich nicht, von Braunschweiger Bürgern in den Hades gesandt zu werden."

Was für blonde, volle Haare er hat, denkt Francesco. Und er wird bestimmt nach vorn durchgehen. Er ist zu rasch mit Begeisterung erfüllt.

Warum lüftetest du den Hut, David Düberg? Der Drost Stechinelli würde dir aus Mitleid doch einen anderen Platz haben anweisen lassen, als in der Sturmkolonne der alten umsichtigen Soldaten, die gegen das Wendentor gehen soll, wenn die hundert Geschütze sich verausgabt haben. Aber du hast Locken, goldig und schwer wie ein reifes Ährenfeld. Frauen lieben solche Locken. Das sind die Schlingen, in denen sich die Gefühlsseligkeit der Weiber fängt.

Und das kann der Herr Drost nicht brauchen. Jetzt will er das Schiff seines Lebens in ein ruhiges Fahrwasser leiten. Der Hafen, in dem er ankern will, soll nicht durch unvorhergesehene Stürme verwüstet werden.

Darum beklagt der Drost im Inneren deine langen Locken, David Düberg.

Denn der Herr Drost liebt zuweilen gefühlvolle Betrachtungen über die Opfer seiner Rücksichtslosigkeiten. —

Eine ununterbrochene Bewegung herrscht auf dem flachen Gebiet vor dem Fallerslebener und Wendentor der Stadt Braunschweig. Die Schanzkörbe, fest eingerammt, stehen wie zurückgelegte Fechter in dem Felde. Erdwälle, die die Stücke decken sollen, sind auf der Feindesseite mit Rasenstücken und Birkenzweigen maskiert. Nur die breiten Mündungen der Mörser und Haubitzen lugen aus dem grünen Verhau. Die Anmarschgräben zu den Feldstellungen sind nach den Theorieen Vaubans in scharfen Zickzacklinien geführt, damit keine feindlichen Geschosse die Gräben in ihrer ganzen Länge ohne Hindernis durchstreichen können. Und in der nächsten Parallelstellung hinter der Geschützlinie warten die Sturmkolonnen.

Graf Waldeck nimmt an der großen Tanne die Rapporte der Obersten entgegen. Er grüßt kurz und dankt jedem einzelnen der Offiziere. Sobald die Glocken in der Stadt zehn Uhr schlagen, soll das Feuer beginnen.

„Haben die Patrouillen vor der Front besondere Meldungen gebracht?"

„Anscheinend ist die Stadt so schlecht armiert, daß sie unser Feuer kaum erwidern kann."

„Sind keinerlei stärkere Batterien gemeldet?"

„Am Wendentor selbst nur zwölf Kartaunen."

„Du lieber Gott! Und in den Zwischenstellungen?"

„Ab und zu ein Mörser. Das Vorhandene ist dazu noch gänzlich auf den Wällen zerstreut", sagt Generalmajor von Stauffen und weist mit der Hand auf den Wall, von dem sich die Geschütze abheben wie die Lichter von einem Geburtstagskuchen.

In diesem Augenblick schlägt es zehn Uhr vom Dom in der Stadt. Die Schläge rollen leise über das Feld; aber in den Positionen erweckt bereits der erste Schlag ein sonderliches Echo. In den fünf Batterien zu je zwanzig Geschützen glimmt ein leises Feuer — man hört das Schreien der Kommandostimmen, und fast gleichzeitig steigen in hohem Bogen fünf Geschosse aus den Stellungen. Das dumpfe Krachen dringt erst zum Grafen Waldeck und den Obersten, als die Kugeln bereits einige hundert Ellen hoch gestiegen sind.

„Welche Batterien haben die Brandgeschosse?" fragt der Graf.

„Die linken Flügelbatterien, hier vorn, neben dem Erlenbusch."

„Ist Vorsicht beordert? Daß zunächst eine gute Erdpackung zwischen Bomben und Triebpulver gelegt wird? Und daß sie nicht zuviel Brand schießen. Die Herren Herzöge wollen kein Trümmerfeld erobern."

„Wenn etwa zwanzig Häuser brennen, wird mit den Brandgeschossen aufgehört."

„Gut so."

Die Kugeln haben eingeschlagen. Die dritte Batterie scheint eine zu schwache Pulverladung genommen zu haben, denn das Geschoß hat sich vor den Wällen in den Sand gewühlt, dort einen großen Trichter aufgeworfen und ist zuletzt zischend im Okerfluß versunken. Die Wirkung der vier anderen Geschosse, die ihr Ziel erreichten, läßt sich nicht beobachten. Generalmajor von Stauffen will einen Reiter zum Kommandeur der dritten Position senden.

David Düberg reitet an den General. Er zittert.

„Darf ich die Meldung bringen?"

Der General sieht ihn an.

„Ihr?"

Stechinelli nähert sich dem General. „Ich kenne den jungen Herrn. Er ist gewandt. Graf Waldeck hat ihm gestattet, nachher den Sturm mitzumachen. Er ist jung und sucht Ruhm. Gestattet es ihm."

Herr von Stauffen hebt den Hut.

„Reitet bis an das Ende des Zickzackgrabens. Dort gebt Euer Pferd ab und geht durch den Graben bis in die vorderste Position. Meldet Euch dort bei dem Kommandanten Hauptmann Bayer und sagt ihm, daß er zu kurz feuere. Die Parole ist: ‚Gott und Welfenglück.'"

Während die erste Batterie wieder mit dem Feuer beginnt, reitet David über die Ebene bis an das Ende des Anmarschgrabens. Francesco erkennt noch, wie er sein Pferd einem Troßbuben abgibt, und wie er in die Stellung hinabsteigt. Dann verschwindet auch sein Federhut in dem Anmarschgraben.

„Seine Haare sind doch von seltener Schönheit", denkt Francesco.

Ganz schwach wird das Feuer aus den gegnerischen Geschützen erwidert. Die meisten Geschosse erreichen die Feldstellungen nicht. Die Kugeln der Kartaunen sind schließlich auch zu schwach, um den Angreifern einen nennenswerten Schaden zuzufügen.

Hinter dem Torbogen des Wendentores steigt ein leichter Rauch auf.

„Es hat gezündet", sagt einer der Obersten trocken.

„Desto besser. Der rote Hahn ist der schlimmste Feind der Städter."

Während die Geschosse in ungleichen Zwischenräumen steigen und niederfallen, hat sich die Rauchwolke verdichtet. Gleichzeitig qualmt es auch an zwei anderen Stellen, und fast im selben Augenblick schlagen die Flammen an drei Punkten empor.

„Aha! Gut so.“

Die Mörser auf den Wällen verstärken das Feuer. Die Offiziere kennen dieses plötzliche Verstärken der Artillerietätigkeit. Es ist die Vorbereitung zu einem Ausfall. Während die hundert Geschütze der Belagerer in der Hauptsache das Feuer jetzt auf die Tore und das dahinterliegende Gebiet richten, um die dort angesammelten Truppen zu beunruhigen, öffnen sich plötzlich die Tore und etwa tausend Mann ergießen sich regellos auf das Feld.

Die Artillerie feuert unaufhaltsam. Schon werden die glühenden Rohre mit Wasser begossen, um sie vor dem Zerspringen zu bewahren. Die Mörser und Haubitzen sind flach gestellt, und die Geschosse, die zum großen Teil zunächst einmal auf den Boden aufschlagen, streichen durch die eng aneinander gedrängten Angreifer.

Graf Waldeck schickt Ordonnanzen in die Stellungen mit dem Befehl zur Eröffnung des Angriffes. Und nun rücken die Sturmtruppen aus den Unterständen durch die Gräben zwischen den Positionen hindurch; während die Geschütze wieder steil gestellt sind und ihre Kugeln im Bogenschuß auf die Angreifer werfen, entwickeln sich die Truppen aus den Gräben vor der Artilleriestellung.

Nur Infanterie. Graf Waldeck verzichtet auf Kavallerieattacken von der Seite her. Er hat kein Talent für die Verwendung von Reitern, ebensowenig, wie er auf dem Schachbrett mit Läufern und Springern umzugehen weiß. Er kämpft mit Bauern und Türmen, mit Infanterie und Artillerie.

Francesco beobachtet die Entwicklung der Soldaten aus den Gräben vor den Artilleriepositionen. Die Beobachtung ist nicht leicht, da sich die Entwicklung zum großen Teil im toten Winkel vor den Feldstellungen vollzieht. Nun rücken die Truppen vor. Die Musik klingt dumpf herüber. So — jetzt

sind die Kolonnen sichtbar. Und wo ist ... Noch hat Francesco ihn nicht gefunden. Einen Moment denkt er, daß David nicht mitgegangen sei.

Nein, da ist er. Am linken Flügel dieses Truppenkörpers. Sein Federhut leuchtet, seine hellen, blonden Haare strahlen. Er ist den Bürgersoldaten beigegeben. Es fährt Francesco durch den Kopf, daß diese Mannschaft von den Städtern am meisten gehaßt ist. Er richtet sich im Sattel auf und reitet schließlich auf einen kleinen Hügel, der sich in der Nähe der großen Tanne erhebt.

Hier ist er freilich den feindlichen Geschossen mehr ausgesetzt, aber er kann das flache Terrain zwischen den Stadtwällen und der Feldstellung vollkommen übersehen.

Die Truppenkörper stoßen aufeinander. Die Städter feuern; nicht schlecht, denkt Francesco, das können sie von den Schützenfesten her. Eine ganze Reihe von herzoglichen Leuten sinkt zusammen. Die Angreifer drängen auf den Nahkampf. Sie schießen ihre Gewehre ab und stürmen vorwärts. Das sind alles Ackerbauer, Männer mit gewaltigen Muskeln. Auge in Auge wollen sie mit den Schneidern und Pfefferküchlern schon fertig werden. So ein Faustkampf ist eine sichere Sache, aber die Kugel ist ja das Fahrzeug der unbestimmbaren Fortuna.

Und nun entwickelt sich der Nahkampf. Francesco hört das Schreien aus der Ferne, er sieht das Gewühl der Körper, sieht, wie diese große, schwarzblinkende Masse sich hin und her schiebt, während über das Knäuel hinweg die Kugeln ziehen, in gleichmäßig ruhiger Bewegung, die wohltuend mit dem Auge zu verfolgen ist. Und über all dem kämpfenden Leben wölbt sich in endloser Weite der blaueste Sommerhimmel.

Die schwarze Masse schiebt sich vor und zurück; aber die Angreifer, die an Körperkräften überlegen

sind, drängen die Braunschweiger allmählich Schritt für Schritt dem Tore zu. Das Vordringen der Verbündeten wird rascher, und schließlich artet der Rückzug der Städter in eine wilde Flucht aus. Ein Teil stürzt in die Oker, aber denen, die in die Stadt gelangt sind, ist es nicht mehr möglich, die Brücken aufzuziehen. Die meisten Tore sind im Besitz der Herzoglichen ...

Gegen drei Uhr erscheint plötzlich auf dem Walle eine kleine, weiße Fahne. Das Feuer der Batterien, das an sich schon sehr gering geworden ist, verstummt. Aus dem Wendentor heraus tritt, begleitet von einigen herzoglichen Truppen, eine Anzahl von Abgeordneten. Ihre bunten Gewänder leuchten in der Junisonne. Sie gehen über das Feld; vor den Positionen verbindet ein Offizier ihnen die Augen. Und nun schleichen sie weiter, langsam, unsagbar langsam für die, die dort an der einsamen Tanne auf die Worte der Unterwerfung harren. Endlich erscheinen sie in der Bodensenkung vor den Offizieren. Zehn alte Männer, zwei Ratsherren mit schwarzseidenen Mänteln und großen Halskrausen, vier Gildenmeister und vier Bürger. Sie werden geführt wie die Blinden, und sie stolpern daher und stöhnen über den heißen Sommertag. Als sie vor den Offizieren stehen, lösen die Soldaten ihnen die Augenbinden. Die Ratsherren neigen das Haupt; Graf Waldeck hebt den Federhut.

„Als Beauftragte eines hohen Rates der Stadt Braunschweig ..."

„Der getreuen Stadt Braunschweig!" unterbricht Graf Waldeck.

„... haben wir den Auftrag, mit Euer Exzellenz wegen einer Übergabe zu verhandeln. Das schwankende Kriegsglück hat es gewollt, daß die Bürger geschlagen sind, und daß ein weiterer Widerstand unnütz wäre. Die Mehrzahl der Tore ist uns genom-

men, und ein Straßenkampf wäre sinnlos. Feuer wütet in unseren Mauern, und alle Kräfte sind jetzt vonnöten, um dem Elemente Einhalt zu tun."

„Sagte Euch ja schon vor dem Schlosse zu Wolfenbüttel, Euch selbst, edler Herr, daß dieser Widerstand gar viele Häuser kosten würde."

Der Ratsherr nickt.

„Wir bauen neue. Ihr habt der Stadt nur die Kosten des Abbruches gespart. Wenn das Element nicht weiter um sich greift, wird dieses incendium . . ."

„Sprecht deutsch, sagt ‚Brand'."

„. . . nur verschönen. Daß Ihr selbst einen herben Verlust erleiden würdet, an Mannschaften und Stücken, habt Ihr damals freilich nicht gesagt. Es sind gar edle Männer gefallen."

„Davon weiß ich nichts."

„Ihr werdet es erfahren. Ich sah nur, daß man den jungen David Düberg zu Tode getroffen in mein Haus am Markte führte."

Stechinelli fährt empor. Jetzt, wo das Ziel seiner Wünsche erreicht ist, jetzt erschrickt er doch über das, was er bewirkt hat.

Graf Waldeck erklärt dem Ratsherrn inzwischen, daß er wegen der Übergabe der Stadt zu verhandeln nicht befugt sei. Er wolle jedoch, wenn alle Tore der Stadt von den Bürgern geräumt und herzogliche Truppen in die Kasematten aufgenommen würden, das Artilleriefeuer so lange einstellen, bis er Weisung zum neuen Angriffe von den Herzögen erhielte. Inzwischen möge die Stadt Unterhändler nach Wolfenbüttel senden.

Die Abgesandten sind damit zufrieden. Und während sie langsam mit verbundenen Augen wieder über das weite Feld zurücktappen, galoppieren die Obersten zu ihren Regimentern und führen sie auf Befehl des Grafen Waldeck an diejenigen Stadttore,

die bis jetzt noch nicht im Besitz der Verbündeten waren, die aber nun von ihnen besetzt werden sollen.

Francesco ist den Abgeordneten der Stadt nachgesprengt. Er erreicht den Zug in der Nähe des Wendentores. Er grüßt den Ratsherrn, der mit dem Grafen gesprochen hat.

„Wohlweiser Herr“, sagt er, „ich hätte eine Bitte an Euch. Ich bin der General-Erb-Postmeister der Braunschweigisch-Lüneburgischen Lande, der Drost Stechinelli.“

Der Ratsherr neigt das Haupt verbindlich. „Wer sollte den Herrn Drosten Stechinelli nicht kennen! Ich stehe zu Eurer Verfügung, Edler.“

„Ihr sagtet“, fährt Francesco fort, „daß der junge Düberg zu Tode getroffen in ein Haus am Markte geführt wurde. Könnt Ihr mir etwas Näheres sagen? Ich frage deshalb, weil ich sein Haus in Wolfenbüttel bewohne. Er ist ein feingebildeter, junger Herr. Seine Haare sind von einem zauberischen Goldblond, wie das der Frauen des Tizian.“

Dieses Mitgefühl des Herrn Drosten rührt den Ratsherrn. „Es ist ein Jammer um diesen feinsinnigen Jüngling. Ich sprach noch ein paar Sätze mit ihm, ehe ich auf das Rathaus gerufen und abgesandt wurde. Er redete im Fieber meist griechisch. Ganze Seiten aus dem Staate des Platon. Und dann nannte er einen Namen. Den Namen einer Frau.“

Der Drost fühlt, wie ihm das Blut in den Kopf steigt.

„Welchen Namen?“ Ah, er jubelt: er ist gerechtfertigt.

Was sind ihm die Mittel! Seinen Zweck wollte er erreichen. Wie konnte dieser junge, blonde Mensch es wagen! Und da er kühn genug war, es zu wagen, so mag er sich mit den Folgen abfinden. Weh dem,

der es unternimmt, die Kreise des Drosten Stechinelli zu stören!

„Welchen Namen?" fragt Francesco wieder.

„Dorothea!"

„Wa—"

„Ja, Dorothea!"

Francesco fühlt, wie ihm ein Eisesstrom durch den Körper rinnt. „Ihr irrt Euch, Wohlweiser", sagt er plötzlich. „Sagte er nicht Bertha?"

Inzwischen hat der Zug das Stadttor erreicht. Man läßt die Abgesandten passieren, und auch Francesco, der den Truppen gut bekannt ist, gelangt ohne Schwierigkeiten in die Stadt. Über die Salzstraße fliegen die Eimer; das Haus des Martin Rögen brennt. Einen Augenblick stockt der Zug. Und Francesco neigt sich wieder zu dem Ratsherrn, während die Flammen seine Gesichtszüge sonderbar verzerren, und sagt: „Ihr irrt Euch."

Der Ratsherr wendet den Kopf langsam in dem weißen Kragen.

„Wißt Ihr von ihm?"

„Nichts."

„Nun, ich glaube, ich hörte recht."

Das Haus an der Ecke der Breitestraße und des Altstädter Marktes war damals ein spitzgiebeliger Fachwerkbau; erst Francesco, der den Platz später erwarb, ließ an seiner Stelle das schöne, massive Gebäude in den Formen des deutschen Barock aufführen, das noch heute dort steht. In dem alten Bau aber waren die Türen eng und die Räume niedrig, und Francesco mußte sich bücken, als er in die Haustür trat.

Es ist ein schmaler, dämmeriger Raum, in den der Herr Drost tritt. Die bleigefaßten Glasfenster sind geschlossen, und es herrscht eine drückende Luft in dem engen Gemach. Auf der Erde liegt lang ausgestreckt David Düberg; er ist fast entkleidet, und

der Feldscher ist beschäftigt, die feuchten Tücher, die auf der Wunde liegen, auszuwechseln. Die schönen, langen Haare hat man dem jungen Manne abgeschnitten, weil auch das Haupt von einem Säbelhieb getroffen wurde. Nun liegen die Haare wie ein Bündel Flachs auf einem Binsenstuhl, und die Sonne streicht leise über die gelben Strähnen.

David phantasiert. Er spricht von den geschickten Ärzten, die aber nur den heilen können, der eine gesunde Seele habe, denn sonst könne keinerlei Heilung erzielt werden. Dann springen seine Gedanken weiter, und er zitiert lange Sätze aus Grotius; er stockt bei der Phrase: „et deinde quid in bellum justum sit?"

„Quod sit?" wendet er sich plötzlich an Francesco, der auf seinen Degen gestützt neben dem Lager des Sterbenden wartete.

Was im Kriege gerecht sei, will er wissen? Gut. Francesco richtet sich auf.

„Der Erfolg", sagt er ruhig. Da trifft ihn der Blick dieses Kindes.

Francesco wendet sich ab.

Inzwischen ist der Feldscher aufgestanden. Er hat sich dem Ratsherrn genähert und sagt leise: „Meine Kunst ist zu Ende. Hier kann nur noch der Pfarrer helfen."

Im Tode sollen sich die Sinne schärfen; das Gehör soll insonderheit außerordentlich fein werden. Wie dem auch sei: David hat die Worte vernommen. Er richtet sich halb auf.

„Nein", sagt er, „keinen Pfarrer. Ich kann allein sterben. Ich hatte zweiundzwanzig Jahre Zeit, es zu lernen."

Er setzt sich aufrecht hin. „Lebt wohl, ihr Herren. Grüßt mir Leipzig. Grüßt mir die Stadt meiner Jugend. Grüßt mir die Freunde, und grüßt mir Dorothea von Reddin."

Dann fällt er zurück und zuckt noch einmal.

Er ist tot.

Francesco hat das Zimmer verlassen. Und sein Gewissen sagt: Schuft. Du hast ihn geopfert, in einem so häßlichen Egoismus, aus so kalter Herzlosigkeit heraus, daß du nie im Leben diese Sünde abbüßen kannst. Dann verwahrt sich etwas in ihm dagegen. Du kämpftest für die Ruhe deines Lebens, für dein Glück — für Bertha Breiger ...

Du kämpftest für deine Eitelkeit ...

Nein, für dein Glück ...

Wenn du ihrer nicht sicherer warst ...

Ich war sicher. Aber Weiber soll man nicht in Versuchung führen ...

Das heiße Licht liegt auf der Straße. Francesco sieht auf das Gewimmel vor sich. Er sieht die tätigen Menschen, die die Straße auf und ab eilen. Er sieht im Anfang nicht, daß eine Frau in einem schwarzen Kleide, mit einem slavischen, leidenschaftlichen Antlitz dicht an ihn herangeglitten ist. Die Augen blitzen wie ein paar Messer, und die Lippen haben etwas von der Weichheit überreifer Granatäpfel.

Das ist Salome Szlag.

Francesco erschrickt wie vor einem Gespenst.

Salome lacht.

„Herr Drost, Ihr habt mich mit erorbert. Jetzt werdet Ihr mich nicht los.“

Da überkommt es Francesco mit rasender Wildheit. Ja, ja — diese Bestie kommt ihm gerade recht. Sie ist nichts als das Ewig-Animalische, ein wilder, rasender Sturm — gegen ihn will er seine Kraft beweisen. Er will zeigen, daß er noch Kraft genug hat, alle Sentiments niederzukämpfen und ganz er zu sein. So gibt er Order, daß Bertha nach Winsen zurückreisen solle, weil er plötzlich abberufen sei. Er denkt: da mag sie die Trauer um den flachsblonden Jüngling verwinden. Wenn ich zurückkomme, ist

wieder alles beim alten. Und spät in der Nacht trobt er mit Salome Szlag zusammen nach Sahrendorf, dem einsamen Hofe, den er als Posthof vor einigen Jahren käuflich erworben hatte. Salome Szlag lacht, als sie in die Sternennacht hinausreiten. Er atmet auf, daß er den Ballast von Moral und Tugend jetzt beiseite werfen kann. In Salomes Nähe fühlt sich Francesco den Elementen näher verwandt.

XVII

Hei, wie der Novemberwind über die Heide rast, wie sie im Zorn erbebt, und wie der Orkan sie an den geduckten Wacholderbüschen faßt und sie zu schütteln sucht! Wie die Wolken über den Himmel segeln, Wolken, die sich an den Rieseneichen im Garlstorfer Walde in Fetzen gerissen haben; denn diese Eichen sollen in den Sturmnächten bis in den Himmel ragen, um in ihren Zweigen dem mächtigen Donar einen Ruhesitz zu bieten, einen Sitz, von dem aus er die Welt befehdet.

Ssst! Sprecht nicht vom Donar.

Die Götter sind tot, sagt der Herr Pastor.

Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit. Amen.

Eine Sturmwoge wirbelt über das dürre Heidekraut. Kein Widerstand hebt sich auf gegen das Element; die Birken neigten sich wie Diener. Die Birken sind klüger als der Pastor. Sie wissen, wer dort in dieser Woge von Kraft und Begeisterung naht. Frigga ist es, mit ihrem Gespann von Böcken, die goldene Hörner tragen und silberne Hufe. Die starre, die strenge Göttin fährt über die Heide, und das Klatschen ihrer Geißel klingt aus jener Woge, wie das Klingeln eines Waldbaches aus dunkelen Tannen.

Ssst! Sprecht nicht von Frigga.

Die Götter sind tot, sagt der Herr Pastor.

Maria, du gebenedeite unter den Weibern, erbarme dich unser. Aber auch Maria ist tot, sagt der Herr Pastor.

Und nun steht ihr armen Heidjer da und wißt nicht, wen ihr anrufen sollt, wer die mächtige Gewalt ist, die auf jenem Siegeswagen von Kraft und Erhabenheit über die Meininger Heide zum Wilseder Berg tobt, hei — klatsch, klatsch — daß die Funken sprühen. Gewiß, ihr seht sie; es ist ein Weib. Mag der Pfarrer zu Egestorf sagen, was er will. Das ist ein kluger Mann, der zu Jena und Helmstedt studierte, dem Dogmatik, Kirchengeschichte und Exegese Dinge sind, mit denen er spielt, wie der Wind mit den gelben Blättern der Linden an der Kirche zu Egestorf. Aber was weiß der Pastor von dem Knallen der Peitsche, dem Rufen und Schreien einer Frauenstimme aus der Sturmwoge heraus! Hat er jemals hinter einer Wacholdergruppe gestanden, wie Karl Witthöft, der Schäfer aus Egestorf, oder Hinnak Bade aus Jesteburg, der mit seinem Planwagen wohl dreißigmal Zuflucht hinter dem Hünengrab bei Sahrendorf fand? Nein, das hat er nicht, denn selbst, wenn er zur Zeit der Herbststürme einem Kranken tief in der Heide das heilige Abendmahl bringen muß, dann wird er in einem kleinen Sahrendorfer Postwagen hinausgebracht, einem Wagen mit großem Lederverdeck und weichen Tuchpolstern. In dem Postwagen aber sitzt der Herr Pastor und hört kein Knallen der silbernen Peitsche, er sieht nicht das Blitzen der goldenen Hörner, sondern er denkt an seine Sonntagspredigt oder an ein hochgelehrtes Buch, das ihm die Post von Helmstedt oder von Leipzig mitgebracht hat. Der Herr Pastor ist zu klug, um Frigga zu sehen, sagen die Heidjer. Frigga ist sichtbar nur dem gemeinen Mann, dem, der nicht zu den Schriftsässigen, Gelehrten gehört. Um Frigga sehen zu können, darf man nicht gelehrt sein, nichts wissen von Exegese und Katechismus; nur wenn man eine stille Erwartung mitbringt, daß sie kommen muß, dann wird man sie sehen und

ihren Zuruf hören, und die Silberhufe der Böcke werden leuchtend an die Steine des Weges schlagen.

Wie ist das so oft besprochen in der kleinen Trinkstube der Försterei zu Döhle, abends, beim Wacholderschnaps, in dem dämmerigen Raum, der nur durch eine Rüböllampe erhellt wird. Der große Ofen, den die Wirtin von draußen heizen muß, ist glühend rot. Das Sachsenroß auf der Ofenplatte, das in den Wappenschildern weiß ist, hat die Farbe der Vogelbeeren. Draußen aber rattelt der Sturm an den Fenstern; er lacht aus dem Totengrunde herauf, kreischt und brüllt, als ob ein Chor von Wahnsinnigen vorbeirase, die so stöhnen wie der längst verstorbene Peter Röns, der einst die Frau Äbtissin von Wienhausen im Celleschen geliebt haben soll und darüber zugrunde gegangen ist.

Als dann Sonntag der kluge Herr Pastor von Egestorf auf der Kanzel steht und von der Gnade und Güte Gottes spricht, von seiner Größe, die sich im Sturme offenbare wie im Lachen des Maiwindes, da starren die Bauern vor sich hin und versuchen die Worte zu glauben, die der Herr Pfarrer sagt. Sie werfen wohl noch einen Blick auf das Kirchengestühl, das dem Herrn Drosten Stechinelli auf Sahrendorf gehört. Aber das Kirchengestühl ist leer.

Heute am Totensonntag.

Der Herr Pastor hat es auch gesehen. Er ist ein mutiger Mann, und wenn der Herr Drost Stechinelli auch sein Patron ist, so hält er doch mit der Wahrheit nicht im Hintergrunde.

„Ja“, so ruft er, während sich seine mächtige Faust ballt und krachend auf den Rand der Kanzel niederfährt, „im Himmel gibt es keine Kirchenpatrone und keine Erbpostmeister. Da gibt es nur Sünder und Gerechte. Und die Hurer werden gestraft mit dem Feuer der Hölle, auf daß ihr sündiges

Fleisch ewiglich schmore und brate. Wehe denen, die dem Teufel sich verschrieben. Glaubt mir: nicht immer geht der Teufel auf Erden einher mit einem Pferdefuß, mit zottigem Körper, stinkend nach Pech und Schwefel! Nein, er kann auch Stöckelschuhe haben, weichen Leibes sein, lange Haare auf dem Haupte tragen und nach Myrrhen und Ambra duften! Er kann die Gestalt eines Weibes annehmen, auf daß er leichter verführe und verderbe!"

In diesem Augenblick rast der Sturm um die Kirche, als ob das ganze höllische Heer losgelassen sei. Der hohe Raum wird dunkel, und draußen heult und schreit es wie in den wildesten Nächten des Novembers. Die kleinen doppelten Fenster klappern im Blei, und an den Türritzen tönt ein Pfeifen, als ob Mäuse sich warnen.

Ein Raunen geht durch die Gemeinde.

„Frigga."

Der große, kluge Mann dort oben kennt das Raunen. Er weiß, daß seine Worte, die die Dunkelheit durchschneiden, machtlos abprallen an dem uralten Erinnern, das tief in diesen Schädeln verborgen liegt. Er weiß, daß sie im Augenblick Frigga mehr fürchten als Christus, Wodan mehr als Gottvater.

Und er hebt die Fäuste und ruft mit gewaltiger Stimme:

„Ihr Heiden, Götzendiener! Wie könnt ihr es wagen, heidnische, erlogene Götter anzurufen, zu beschwören! Wahrlich, ich sage euch: Gott wird euch am Tage des Gerichtes keine Gnade gönnen, da ihr verstockt die Wohltat der Gnade auf Erden verweigert habt."

Es ist noch stiller geworden in der Kirche. Kein Husten, keine Bewegung dringt zu der Kanzel hinauf. Eine Gemeinde von Erstarrten.

Der Pastor hat die Arme ausgebreitet.

„Ihr, die ihr da unten sitzt, gleichsam aus Holz geschnitten, unbewegsam wie die Toten, deren wir heute gedenken: Nach euch wird mich einst der Herr fragen: ‚Wo ließest du meine Söhne und Töchter? Warum ließest du sie in heidnischem Aberglauben verkommen, in wirren Träumen der Götzen gedenken, die meine Boten in Trümmer warfen? Warum ließest du sie den Freitagsdienst pflegen, den Friggatag?‘ Nach euch allen wird er mich fragen, nach jedem einzeln, und ich werde sagen müssen: ‚Vergib mir, Herr, die Seele ergab sich dem Teufel!‘“

Ein paar Frauen schluchzen; die Männer haben die Köpfe gesenkt.

Über den Pastor ist die Begeisterung gekommen. Er spricht in die Weite hinein. Die Worte werden leichte Boten seiner Gedanken, und die Gedanken sind das Abbild seines Willens. Oh, er ist ein kluger, gelehrter Pastor, ein ernster, würdiger Mann. Und er zeichnet der Gemeinde die Qualen der Verdammnis, als ob er den großen Dante gelesen habe; er sucht jedem einzelnen in die Seele zu schreiben, daß es nur einen einzigen Gott gäbe, Vater, Sohn und heiligen Geist.

„Aber“, so stöhnt er schließlich, „Gott soll mir nicht am Tage des Gerichts sagen, daß ich nicht alles, alles getan habe, um eure Seelen zu retten. Ich will mit euch gehen, ihr verirrten Schafe, mit euch hinaus auf den Berg, um den der Sturm des Novembers tost; wie Moses will ich mit euch im Gebet ringen, auf daß ihr erkennen möget, daß keine heidnische Hexe, sondern der allmächtige Gott in diesem Sturme dahinjagt. Heute um Mitternacht will ich mit euch am Berge warten! Dann möge Gott der Herr eure Seelen leiten, auf daß sie erkennen mögen, daß es keine anderen Götter neben ihm gibt, damit sie dereinst einziehen in das Paradies zur himm-

lischen Freude. Gott helfe mir und euch allen! Amen."

Das ist ein Tuscheln und Raunen den ganzen Tag über. Das dringt von Bauernhaus zu Bauernhaus; die Imker mit den Drahtmasken, die alten Frauen mit den goldenen Ketten, die Männer und die Mädchen — sie zischeln: er hat die Geliebte des Drosten einen Teufel genannt, und er will hinaus, heute nacht, hinaus auf den Berg; er will zeigen, daß Frigga nicht im Sturme dahinfährt, und daß Wodan nicht im Sternenmantel in den Eichen von Garlstorf thront, daß kein Sturm drohe, wenn man vergäße, die Katzen, die Tiere Friggas, zu füttern. Die Mägde flüsterten es sich zu; das Gesinde schüttelt den Kopf, und auf dem Posthofe zu Sahrendorf sagt es der Verwalter, der in der Kirche zu Egestorf gewesen ist, dem Kammermädchen der Salome Szlag.

Salome Szlag sitzt an der Feuerstelle auf der Diele des Posthofes. An dem Haken über der Glut hängt ein großer Messingkessel, und die Flammen streichen in schönen Rundungen an dem geschwärzten Gefäß entlang. Der Raem, der breite, hölzerne Rauchfänger über der Feuerstelle, streckt die geschnitzten Pferdeköpfe in die blaue Dämmerung, die durch die offene Halbtür in den Raum dringt und mit dem abziehenden Rauch leichte Kämpfe besteht. Der Feuerschein sendet seinen weichen Glanz dem abziehenden Rauch nach, er schickt ihn weich und zart gleich kleinen Irrlichtern in die Winkel der Diele, auf die Zinnkrüge und die Pferdegeschirre. Und die kleinen Irrlichter entwickeln ein geschäftiges Leben; sie necken die langweiligen Krüge, daß sie glühen wie die Wangen der Heidemädchen, sie reizen die Schlittengeschirre, daß die Glocken zart und lachend klingen wie die Stimme der Barbara Buccolini, daß sie erzählen von den Fahrten des edlen Drosten zu der Bertha Breiger, der Tochter des Bürger-

meisters von Celle, die er jetzt für eine Zeitlang vergessen hat. Vergessen über der Salome Szlag, die dort drüben ihre weißen Seidenschuhe gegen den breiten Stein der Feuerstelle gestemmt hat und gierig in das Gefunke des Tannenholzes sieht. Die Lichter spielen um ihr blauschwarzes Haar, sie umtoben es in goldigem Glanze, und sie bleiben erst still wie ein Diadem von Feuer auf diesem glänzenden Schwarz liegen, als Salome Szlag an die Halbtür getreten ist und hinausstarrt auf die bewegte Heide. Salome Szlag mustert die Tannen am Horizonte, die sich wiegen gleich Tänzern, und prüft die regellos geklumpten Sturmwolken. Das Schlangenartige ihres Körpers hat sie nicht verloren. Man glaubt, wenn man sie sieht, daß ein Wassergeschöpf aus irgendeiner heimlichen Tiefe zum Licht gestiegen sei, und niemand würde sich wundern, wenn ihre Kleider voll von Feuchtigkeit wären und ihre Haare strähnig und anliegend.

Sie hat den Kopf in beide Hände gestützt, während die Ellenbogen auf der niedrigen Tür ruhen; ihre dünnen Fingerspitzen hat sie in die Backen gegraben, als das Kammermädchen ihr die Worte des Pastors erzählt.

„So, so“, sagt sie nur, ohne den Blick von den Wolken zu wenden. Draußen schwanken die Tannen wie die Trunkenen. Die Wolken rasen. Salome Szlag grübelt. Ab und zu huscht ein Lächeln über ihr Gesicht, aber die wachsende Nacht saugt dieses Lächeln in ihr Nichts auf.

„Einen Teufel hat er mich genannt?“ fragt sie und wendet den Kopf ein wenig.

Das Mädchen schlägt die Hände zusammen. „Ich hörte es ja nicht — der Postverwalter hat es nur gesagt. O wenn ich doch geschwiegen hätte.“

Salome Szlag hat sich aufgerichtet. „Du“, sagt sie, und zerrt die Magd mit Daumen und Zeige-

finger der rechten Hand an das Feuer. „Sieh mich an! Ich bin ein Teufel."

Das Mädchen windet sich. „O Gott, o Gott — hätt' ich nur nichts gesagt."

„Und der Pastor, der gerechte, fromme, brave — er ist Gott!"

Salome Szlag sieht sie an: „Nicht wahr, ich bin schön? Und der Pastor, dieser plumpe Bauernjunge, ist häßlich. Ja, ja — sage dem Pfarrer, daß der Teufel schön und daß Gott häßlich sei."

Dann wendet sie sich wieder den Wolken zu, während neue Gedanken ihr Hirn durchkreuzen.

Das ist ein tolles Treiben auf der Diele, ein Tanz von Funken und Gedanken. Wechselweise zieht es auf, im wirbelnden Reigen unsagbarer Tollheit. Jetzt sprüht das Feuer unter dem Messingkessel empor, wirbelartig, während die zerbrannten Kloben prasselnd ineinander fallen. Nur ein Gedanke lebt jetzt noch in dem Hirn der Salome Szlag, zehrend, ein Gedanke, der die Menschen erschüttern könnte, wenn er die Tat freite. Aber er schweift um die Funken. Die Gedanken und die Funken sind einander verwandt. Sie erkennen sich; sie stürzen sich jubelnd entgegen. Sie führen einen wilden, chaotischen Tanz auf, einen Tanz um den geschwärzten Kessel, um die weitausladenden Pferdeköpfe an dem Raem. Sie jauchzen sich zu: „Feuer, du Gedanke der sichtbaren Welt! Gedanke, du Feuer der unsichtbaren Welt!" und sie erschöpfen ihre Lust in ihrer eigentlichen Heimat, der Dämmerung. —

Der Drost kehrt gegen Abend zurück; er hat die neu angekauften Postpferde besichtigt, die in dem Vorwerk eingestellt sind. Aber mit seinen Gedanken war der Drost nicht bei den neu angekauften Postpferden. Er war in sich gefangen; er hatte sich stets gefragt: Bist du noch Herr deiner selbst oder spielen

deine Leidenschaften jetzt endgültig mit dir Fangball? Bist du stark oder bist du schwach?

Er will stark sein, der Herr Drost. Er haßt die Schwäche, die im Gewande der Stärke auftritt. Ist es Stärke, wenn er jetzt alles, was ihm jetzt anhängt, zum Teufel jagt, oder ist es Schwäche, Rückkehr in die alleinseligmachenden Arme der Philister?

Was er erreichen wollte, hat er nicht erreicht. Von diesen Monaten, die er mit Salome Szlag verbracht hat, versprach er sich jubelnde Erlösung. Er ist hart gegen Bertha Breiger, seine Geliebte gewesen. Aber er hatte den Geist des unseligen Düberg bannen wollen, jauchzend, lachend, verachtend.

Und nun quillt es aus allen Ecken und Enden empor, dieses Raunen der allerbiedersten Alltagsmoral. Nun zischeln die einsamen Birken: Du hast den armen, blonden Jungen vor den Wällen von Braunschweig geopfert — du hast deine Ehefrau betrogen — du hast deine Geliebte betrogen — die einzige, die du nicht betrügst, ist diese wendische Bestie, weil du sie gar nicht betrügen kannst. Sie will ja nicht mehr von dir, als was du von ihr gewollt hast.

„Sagt mir, Unsterbliche, ob ich jetzt stark oder schwach zu werden drohe."

Er denkt: Wende die Sache doch um. Denke, daß Marie ebenso gegen dich wäre, daß sie dich betrügen würde. Aber das kann er sich nicht ausmalen. Das ist eine Unmöglichkeit. Er weiß, daß eine Frau, in deren Lebenskreise ein Mann von der zwingenden Kraft seiner Persönlichkeit tritt, diesem Manne ganz und voll angehören muß. Wieder ist er bei dem Gegensatz der Empfindungen von Mann und Frau angelangt, wieder bei der Berechtigung des Mannes, wirklich Mann zu sein.

Zum Teufel, murmelt er, ich will die Sache folgerichtig zu Ende führen. Mag da kommen, was will.

Zum Betrachten ist später Zeit. Es ist das Wesen vieler Dinge, daß sie erst getan und dann betrachtet werden müssen.

Ein Knecht öffnet ihm die große Scheunentür; er betritt die Diele und erblickt fern im Hintergrunde Salome Szlag, die noch an der seitlichen Halbtür steht.

„Wie hast du den Tag verbracht?" fragt er sie bereits, ehe er das Gatter passiert hat, das die Stallungen von dem Feuerraum trennt.

„Ich habe mich geärgert."

„Über wen?"

„Über den Pfarrer in Egestorf."

„Meinen Pastor? Was hat er dir getan?"

„Laß die Bestie peitschen!"

„Das wird schwer halten."

„Schwer! Nimm fünf Leute, laß die Hunde los, hetze ihn über den Wilseder Berg in den Totengrund. Er hat dich einen Hurer und mich einen Teufel gescholten. Von der Kanzel."

Stechinellis Augenbrauen drängen sich zusammen.

„Pfaffengeschwätz."

„Natürlich. Von einem ketzerischen Dorfvikar. In München pries man meine Tugend von der Kanzel."

„Ja, bei Hofe wird viel gelogen."

Der Sturm kreischt, und man hört, wie er das Strohdach zaust und die gekreuzten Pferdeköpfe an den Giebeln umheult. Salome Szlag hat sich aufgerichtet.

„Und in den Dörfern wird die Wahrheit gepredigt. Deshalb liebe ich die Höhe."

Francesco hat sich einen Eichenstuhl an das Feuer gezogen, hat ein breites Tannenscheit unter den Kessel gelegt und spielt sinnend mit der Goldquaste seines Gewandes.

„Wird es nicht Zeit, daß wir voneinandergehen?"

„Warum?" entgegnet Salome ruhig und sieht wieder hinaus in die Ebene.

„Weil wir uns nichts mehr zu sagen haben."

„Gut. Morgen. Heute nacht will ich mit dir in die Heide hinausreiten. Um Mitternacht."

Damit ist Francesco zufrieden. Es ist ihm recht, diesen Wahnsinn zu begehen. Es reizt, alle Götter und Dämonen einmal auf die Probe zu stellen. Denn wenn Salome Szlag reitet, dann wird das letzte aus den Pferden herausgepumpt, und wenn es in der Novembernacht über die Heide geht, dann wird es zum mindesten die Pferde kosten. Vielleicht auch das eigene Leben. Nach dem Nachtmahl, das sie in einem der hinteren Zimmer einnehmen, erledigt er dringende Briefe. Er sitzt an einem kleinen Tisch seitlich des Feuers und schreibt bei einer Kerze. Bertelsmann sendet ihm die ganze Korrespondenz zu. Für seine Frau und für Bertha Breiger ist er auf einer Geschäftsreise in Holland und Italien.

Salome Szlag lugt durch das rote Licht des Feuers zu dem kleinen Tisch hinüber und mustert Francesco, dessen Feder auf dem Papier kratzt. Sterben soll er. Der Frau Kurfürstin von Bayern hatte sie es geschworen. Warum? Sie weiß es nicht. Aus Liebe zur Kurfürstin. Nein. Salome Szlag kennt keine Liebe. Die Beweggründe der Kurfürstin lassen sie völlig kalt. Und ihre eigenen? Auch die sind ihr nicht klar. Nur, weil ihr der Mann bei der ersten Begegnung sagte, er habe für sie keine Zeit und weil sie damals von den Gedanken überrumpelt worden ist, nun müsse er sterben. Davon hat sie diese Zeit monatlichen Zusammenlebens nicht abgebracht. Der feste, zuerst gefaßte Vorsatz steht wie befehlend über ihren Handlungen, sie wiederholt sich wie staunend, daß der Mann, dessen Silhouette

sich so scharf gegen das Licht der Kerze abhebt, in einem Tage nicht mehr unter den Lebenden sein wird.

Von der Heide brüllt der Wind und erzählt der Salome Szlag Geschichten. Sie horcht und träumt ...

Die Äbte von Sankt Michaelis zu Lüneburg hatten in früheren Zeiten in Gralstorf ein Jagdhaus, das noch heute steht. Die Reformation hatte ihnen das Jagdhaus genommen; Jahrzehnte hindurch stand es leer. Dann hatte es Claus Harms gekauft, und hat dort eine Wirtschaft eröffnet. In Wahrheit ist diese Wirtschaft ein Unterschlupf aller Wilddiebe, und in der „Wildkammer", in die man zu den Zeiten der Äbte die aufgerissenen Wilddiebe einsperrte, lagern die gewilderten Tiere.

Die Äbte von Sankt Michael waren christliche Herren; sie zelebrierten mit Inbrunst die heilige Messe in der hochgefügten Kirche, deren Turm die malerischste Haube von der Welt trägt; sie gönnten den Lüneburgern den Salzhandel und nahmen die Stiftungen von Vikaren mit tiefer Ergebenheit entgegen; sie wußten, selbst nach Mitternacht, Sülfmeisterbräu zu trinken und Geschichten über den Lebenswandel der Kardinäle zu erzählen. Nur in einem Falle vergaßen sie alle kirchliche Milde: wenn nämlich der Förster in Gralstorf einen Wilddieb eingefangen hatte. Der Jagdfrevel ging nicht nur gegen ihr Jagdregal; er ging auch gegen ihre größte Neigung. Und so ist es vorgekommen, daß man gefangene Wilddiebe an das Geweih eines Hirsches schmiedete und sie hinausjagte in die Heide.

Zweihundert Jahre waren seitdem vergangen. Aber ebenso wie Frigga, die seit fünfzehnhundert Jahren entthront ist, noch von den Heidjern gesehen wird, so sehen sie in der Novembernacht noch den mächtigen Sechzehnender, auf dessen Rücken der

stöhnende und wimmernde Wilddieb auf Befehl der Äbte von Sankt Michael angeschmiedet ist.

Und auch Salome Szlag sieht den Hirsch mit der furchtbaren Last. Und sie haßt diesen Egestorfer Pfaffen, der ihn nicht sieht, weil er zu gelehrt ist, der Frigga nicht sieht, und der ihre Leidenschaft, die brennende Glut nicht versteht, weil er zu dumm ist oder Leidenschaft durch zu viel Lernen verlernt hat. Sie will den Hirsch jagen, über die welke, zerrissene Heide, den Wilseder Berg hinauf, an dem Pfaffen vorbei, der dort um Mitternacht mit seiner Gemeinde steht, um ihr zu zeigen, daß Frigga, die Göttliche, nicht im Sturme naht, sondern daß es der Herr Zebaoth sei, der unsichtbar im Orkan dahinrase.

Salome Szlag trägt ein Kleid von weißer Seide. So will sie in den Sattel steigen. Aber ehe sie hinaus zu den Pferden geht, nimmt sie einen Krug voll Wein und mischt ein Gift in die Flüssigkeit. Francesco soll den Wein trinken, wenn er zurückkehrt. Und sie nickt wie befriedigt, als das weiße Pulver sich langsam auflöst.

Dann huscht sie aus dem lichtdurchschlichenen Raum und mustert die Pferde beim Schein der Stallaterne. Den Gurt ihres Schimmels zieht sie fester; sie läßt für Francesco den Rappen satteln, denn sie weiß, daß er ein schwarzes Gewand tragen wird.

„Reitet die edle Frau auch sorgfältig“, sagt der Postverwalter und zieht die Brauen hoch. „Es heißt Gott versuchen, bei diesem Wetter anders denn Schritt zu reiten.“

Ein Fauchen geht über den Hof. Der Wind dreht sich in einer Spirale und löscht die Stallaterne des Knechtes aus.

In diesem Augenblick tritt Francesco aus dem breiten Dielentor.

Salome Szlag läßt sich von ihm in den Sattel heben.

Er selber steigt sicher und ohne Hilfe auf.

Die Reiter verlassen das Tor des Posthofes. Die eichenen Flügel knarren in den Angeln. Der Knecht starrt den beiden nach. Dann schließt er kopfschüttelnd die Tür.

Salome Szlag drängt ihr Pferd an Francesco. „Weißt du, was ich sah?"

„Nein."

„Den Hirsch."

„Welchen Hirsch?"

„Nun den vom Jagdschloß der Äbte. Auf seinem Rücken trug er den größten Dichter der Heide. Der Dichter, der hier in dieser Öde lebt und einen Mythos geschaffen hätte, größer als der des Homer."

„Warum schrieb er ihn nicht?"

„Weil er nicht schreiben konnte. Der konnte es nur erleben. Und als er die Tiere des Waldes fing, schmiedeten die Äbte ihn an den Sechzehnender und jagten die beiden hinaus in die Novembernacht. Hei! Nun jagen wir den Dichter der Heide."

Stechinelli wird es unheimlich.

Sie haben inzwischen Undeloh erreicht. Aus den niedrigen Fernstern dringt ein trübseliges Licht. Ein Hund schlägt an, als die Reiter die Gehöfte passieren. Dann umfängt sie wieder die Einsamkeit.

Der Himmel hat sich ein wenig aufgehellt. Ab und zu schießt ein Strahl des Mondlichtes durch die Wolkenfetzen und hüllt die niedrigen Wacholdergruppen in grauweißen Dunst, daß sie aussehen wie Heidschnucken. Salome Szlag reitet langsam durch das niedrige Buschwerk und führt ihr Pferd um den Sumpf herum, der sich im Tal ausbreitet. Die schwarzen Massen, schlickig und zäh, stieren zwischen den Rasenstücken hervor; lange, schlanke Sumpfgräser stehen an den Rändern dieser gefährlichen

Tiefe. Francesco folgt seiner Geliebten. Er erreicht fast gleichzeitig mit ihr die weite, baumlose Ebene, die sich bis zur Höhe des Wildseder Berges emporzieht, und die glatt und gleichförmig ist wie ein Kornfeld.

In diesem Augenblick fährt die Peitsche seiner Nachbarin dem Rappen über die Kruppe, hart, immerfort, daß das Tier sich aufbäumt und in rasenden Sätzen durchgeht.

Salome Szlag schreit in den Sturm hinein: „Wir jagen den Hirsch, wir jagen den Dichter der Heide! Welche Werke denkt er, während er angeschmiedet ist auf dem harten Rücken des Tieres! Er sieht die Wolken über seinem Haupte kämpfen, und das Unterholz des Waldes schlägt ihm ins Antlitz. Und die Stirn, die einen Helios birgt, den Mythos vor Christus und Dionysos birgt, wird zerpeitscht von den Zweigen der Tannen. Die Stirn des Dichters blutet. Oh, wie sie blutet. Ich kenne den Dichter! Er hat Wundenmale an den Händen, in der Seite, und die Tannen und Dornen haben eine Krone um sein Haupt gewunden. Er dichtet sich selbst, der Narr! Er ist's! Er — hei, wir fangen ihn, den Dornengekrönten, den Gekreuzigten!“

Sie jagt über die weite Fläche ohne zu zögern, Francesco an ihrer Seite. Sie jagen planlos hinein in die Dunkelheit; nur Salome weiß, wohin es geht. Wenn ein Pferd stolpert, wird es aufgepeitscht.

„Den Berg hinauf“, schreit Salome durch den Sturm, „ich will sein Haupt haben, auf einer Schüssel, mit dem Haupte des Hirsches zusammen — sie sollen auf einer silbernen Schale liegen und sollen sich Märchen erzählen. Und ich werde sie belauschen, den Hirsch und den Gekreuzigten, wie sie sich erzählen von den weiten Heiden und den Öden Syriens.“

Oben auf dem Wilseder Berg flimmern kleine Windlichter. Sie sind hinaufgetragen von allen Seiten, mit scheuer Erwartung, von alten Frauen, Mädchen und Männern. Alle haben den Tag im Gebet zugebracht und haben sich zur Nachtzeit auf den Berg begeben. Dort wartet jetzt der Herr Pastor mit seiner Gemeinde. Hoch aufgerichtet steht der Pastor da, im Amtskleide mit der weißen Krause um den Hals. Er hält die große Bibel in der Hand, während der Sturm das lange, schwarze Gewand eng an ihn preßt.

Die Bauern stehen bei ihm, eng aneinander gedrückt, mit ängstlich-trotzigen Gesichtern.

Der Pastor wendet sich um; zwei Windlichter irren hin und her, wie Schlangen um die Häupter der Erinnyen. Und die beiden Lichter lassen die Erwartung auf den Zügen der Gemeinde nur ahnen. Der Pastor spricht ab und zu ein Wort aus der Schrift; aber das Wort ertrinkt im Gebrüll des Sturmes.

Dann steckt er den Kopf in den Kreis und schreit, daß sich sein Gesicht verzieht: „Wo ist denn Frigga?"

Keiner sagt etwas.

Einzelne zucken die Achseln.

Und wieder schreit der Pastor: „Wo bleibt sie denn?"

Der Sturm wirbelt um die Kuppe des Berges. Alle Leidenschaft der Natur ist entfesselt. Es ist ein Brüllen, ein Rasen, ein Schreien in den Lüften, daß dem Mutigsten angst werden könnte. Wahrlich, man muß die Exegese und die Dogmatik wohl beherrschen, um hier nicht an Dämonen und böse Geister zu glauben.

Plötzlich geht ein Zucken, eine Bewegung durch die Gemeinde. Ist das nicht das Klatschen von Peitschenhieben, das durch den Sturm dringt? Die Frauen haben es schon einige Male zu hören ge-

glaubt, aber niemand ist gekommen, keine Göttin im weißen Gewande.

Und doch: das klingt so hell, so deutlich, daß selbst der Pastor erstaunt die Augen nach unten wendet. Und ein weißer, dämmernder Streif wird sichtbar, in der schwarzen, endlos schwarzen Weite.

Durch die Gemeinde geht ein einziger Schlag.

„Frigga!“

Und nun kommt das Erschütternde, Gewaltige. Rasend auf fauchendem Pferde, riesig in der undurchdringlichen Nacht, taucht diese weiße Gestalt dicht vor den Menschen auf, und ihre Hand schwingt die Geißel. Die Bauern sind stöhnend zur Erde gesunken, manche heben die Hände hoch, viele schreien, und von den Lippen ringt sich der Ruf: „Frigga!“

Sie sehen noch, daß Donar neben ihr reitet, auf schwarzem Rosse, der Bezwinger der Riesen, der Starke, der die lichte Göttin beschirmt, die die Gattin seines Vaters ist. In den Hirnen, diesen erschrockenen, einfachen Hirnen tritt blitzschnell der alte, eng aus dieser Natur geschöpfte Glaube wieder zutage; verblaßt und vergessen ist, was man ihnen von dem Schmerzensmann aus dem fernen Osten gepredigt hat.

Nur der Pastor hat sich gefaßt. Er hat die Bibel hoch erhoben, als ob er sich mit aller Kraft an ihr aufrecht hielte. Das weiße Pferd, das unter den Peitschenhieben der Frau den Berg hinaufrast, scheut, steigt in die Höhe und dreht sich wie rasend um sich selbst.

Und die Frau neigt sich mit höhnischem Lachen zu dem Pastor.

„Pfaff“, schreit sie kreischend durch den Sturm, „sahst du den Hirsch, der den Gekreuzigten auf seinem Rücken trägt? Antworte, Pfaff!“

Der Pastor hat sie erkannt.

„Hure“, schreit er, „Pest, du große Metze Babylon! Wagst du es, den Herrn noch zu lästern? Fahre zur Hölle.“ Er hat mit beiden Händen weit ausgeholt, und klatschend fällt das breite Buch auf das Pferd nieder. „Zur Hölle“, schreit er. Dumpf dröhnen die Schläge auf den Leib des Tieres.

Da richtet sich Salome Szlag auf. Sie nimmt die Peitsche und zieht sie dem Pastor mit einem gewaltigen Schlage durch das Gesicht. Brüllend stürzt der Getroffene zusammen, aber wieder richtet er sich auf und schleudert ihr die Bibel entgegen. Eine silberbeschlagene Ecke trifft sie gegen den Oberkörper. Salome Szlag stöhnt und faßt mit den Händen an die Brust. Und nun kann sie das Pferd nicht mehr halten. In wahnsinnigem Rasen stürzt es seitab, über die Kuppe des Berges. In der Richtung auf den Totengrund ...

Stechinelli folgt ihr.

Will sie diese Tollheit? Wer kann es wissen? Noch rast sie schräg den steilen Berg hinab, den er langsamer hinabklimmt. Aber bald braust er wieder vorwärts. In der Nacht, auf dem Pferde, wenn man Weg und Steg nicht sieht, reitet man ja wohl hinaus in dieses weite, schwarze Nichts, mit dem befreienden Gefühl, nur dem Zufall sein Leben anzuvertrauen.

Das ist Lebenshochgenuß.

Kleine Geister nennen dergleichen „Gott versuchen“.

Es gibt in Wahrheit nichts Berauschenderes, als in Lebensgefahr, im Kampf mit den Elementen zu stehen; da ist ein Einsatz gesetzt, der noch mehr wert ist, als alle Goldrollen beim Pharo: das Leben.

Bei den schweren, inneren Kämpfen, die Francesco durchlebt, ist ihm das Leben nicht mehr das höchste Gut. Dem Zufall mag es anheimgestellt werden, ob er es behält oder verliert. Die Men-

schen, die er liebt, hat er verlassen; den jungen Düberg hat er getötet. Und Salome Szlag wird er verlassen, denn auch bei ihr hat er keine Befreiung gefunden. Diese Übersicht seines Lebens zieht er mit voller innerer Ruhe, während er ins Ungewisse hineinstürmt.

Lohnt es sich wirklich noch, einmal durchzugreifen, um den rasenden Lauf des Pferdes aufzuhalten?

Er erkennt noch, wie Salome Szlag umwendet; er ahnt es mehr, als daß er es sieht. Aber er hört wieder ihre Stimme, diese scharfe, schreiende, willensstarke Stimme: „Hei, bald ist Hallali — dann fangen wir den Nazarener, den Frigga auf den Hirsch geschmiedet hat!"

Unter dem Plateau mit den großen Wacholderbüschen, die sich südlich des Wilseder Berges ausbreiten, liegt die tiefe Schlucht, die Totengrund heißt. Man sagt, daß die Seelen der Verstorbenen, deren Körper durch den Grund nach Bispingen gebracht werden, während der Überführung der Leichen nicht auf die weite Heide hinauseilen können, sondern in diesem engen Tale festgehalten werden, wenn jemand quer über den Weg, den der Leichenwagen nehmen muß, ein Bund Stroh legt. Dann können die Seelen nach der Totenfeier in die Ewigkeit einziehen, und brauchen nicht auf der Heide umherirren. Francesco kennt das Hochplateau und den steilen Absturz zum Totengrund wohl. Sein Verstand hindert ihn daran, durch die Kusseln und Wacholderbüsche zu reiten. Es gelingt ihm, das Pferd vor dieser Wildnis einzufangen und einen schmalen Fußweg entlang zu reiten.

Er hört durch den Sturm ein Jauchzen.

Alle höllischen Geister scheinen losgelassen zu sein. Es ist eine infernalische Musik in den Lüften.

Aber dieses Schreien wird durchschnitten von den jubelnden Rufen der Salome Szlag.

Francesco hat den Weg abgeschnitten, während sie irrend und toll durch diese Wildnis geritten ist. Plötzlich erblickt er sie, wie sie aus dem Wacholderdickicht galoppiert, direkt auf den Totengrund zu.

Das Pferd überschlägt sich in dem Augenblick, als es mit den Vorderhufen nicht mehr die gleiche Ebene fassen kann. Man hört einen tierischen Aufschrei, ein dumpfes Krachen; die Reiterin ist mit dem Kopf auf einen Findlingsstein aufgeschlagen, und dann poltern der Körper der Frau und der des Pferdes den felsigen Abhang hinunter in den Totengrund.

In den Lüften jubelt der Novembersturm; er bläst Fanfaren und schwingt die zerfetzte Wolkenfahne. Die wilde Jagd jubelt über die Heide; die Seele der Salome Szlag zieht ein in das Reich der Heidengötter.

Unten auf den Steinen liegt der zerschmetterte Körper des Pferdes; daneben liegt Salome Szlag; sie hat ein höhnisches Lächeln auf den Lippen. Leise rinnt das Blut von ihrer Schläfe. Sonst ist der Körper kaum verändert.

Sie liegt dort, wie triumphierend.

Niemand sieht die Leiche, die Maske Nacht hängt darüber. Aber die Nacht ist nicht so falsch, wie Salome Szlag es war. Sie zieht die Purpurröte des Morgens hinter sich her. Ihr schwarzen Fäuste schleppen das lange Gewand in der Farbe des Blutes. Und dieses Gewand zieht sich durch den Totengrund, daß die Wände glühen wie andalusische Weine und südländische Schmetterlinge. Dieses Blutgewand liegt über der toten Frau, über dem verstümmelten Pferde, während die Glocken von Bispingen leise über die Heide läuten.

Ein Leichenzug geht durch den Totengrund. Es ist ein elender Leichenzug. Ein kleiner Jude wird begraben, Samuel, der verrückte Samuel, der mit Fellen handelte und auf Herrn von Leibniz fluchte, weil er die Werke des Philosophen als Pfand erhalten, sie aber nicht verstehen konnte. Der Tannensarg steht auf einem Ackerwagen, und das gelbe Stroh guckt darunter hervor. Ein Pferd, das für gewöhnlich den dürren Heideboden durchstampft und die Egge oder den Pflug zieht, trottet vor dem Wagen her. Für Samuel läuten die Glocken in Bispingen auch nicht, ebensowenig, wie jemand für ihn das letzte Bund Stroh über den Weg gelegt hat, damit seine Seele nicht auf die Heide irre. Kein Mensch weiß, für wem die Glocken läuten. Der Küster hat später gesagt, sie hätten von selbst angefangen, und sie hätten nie so himmlisch geklungen; es sei nur dem Gesange der Engel zu vergleichen gewesen.

Der Bauernknecht, der oben auf dem Sarg hockt und sich ab und zu in die Hände haucht, weil der Novembermorgen empfindlich kalt ist, hört nichts von dem Gesang der Glocken. Er schläft im Fahren ein wenig, und er zuckt zusammen, als das Gefährt plötzlich hält.

„Hallo, du Aas“, schreit er und greift nach der Peitsche.

Da sieht er, daß sich das Pferd vom Wege abgewandt hat, und daß am Hange des Grundes eine weiße Masse liegt. Er schrickt zusammen. Ganz vorsichtig guckt er dem Pferde durch die Ohren. Nein, eine Seele ist es nicht. Langsam steigt er vom Wagen und macht ein paar Schritte vorwärts. Allmählich erkennt er, daß ein Weib und ein Pferd am Abhange liegen. Nun geht er wieder zum Wagen zurück, hakt einen Strang los und schleicht vorsichtig

auf dieses Ungewisse zu. Sein Herz klopft. Schließlich erkennt er die Geliebte der Herrn Drosten.

„O nee, o nee!“ sagt er und faßt mit seinen muskulösen Armen den Schlangenkörper der Salome Szlag.

„Vor einem Tage hätt' ich auch mehr davon gehabt“, denkt er und zieht die Leiche durch das braune Heidekraut an den Wagen. Das lange, weiße Kleid schleift hinter der Toten her durch den Morgentau. Der Knecht legt die Geliebte des Herrn Drosten auf das Stroh, neben den Sarg des kleinen Juden. Dann zottelt das Gefährt weiter durch den Totengrund, der Wagen schüttelt den kleinen Samuel durch, der Herrn von Leibniz beschimpft hatte, und er schüttelt die Salome Szlag durch, die gewußt hatte, daß sie nichts anderes war, als Inkarnation von Leidenschaft und Wollust, und die dieser Erkenntnis gemäß zu leben und zu sterben verstand. Ihr schöner Kopf hüpft hin und her, er hüpft bei jedem Stein, über den die Räder hinwegfahren. Und der Knecht pfeift eine Tanzmelodie, während der Wagen durch den Totengrund rumpelt. —

Stechinelli war inzwischen wieder nach Sahrendorf zurückgeritten. Er hatte, als er auf den Hof kam, sofort Leute ausschicken wollen, aber eine große Verwirrung schien sich des Gesindes bemächtigt zu haben. Der Postverwalter trat ihm entgegen und berichtete mit kurzen Worten, daß das Kammermädchen der Frau Salome Szlag heimlich vom Wein auf dem Tisch getrunken hätte. Sie wäre bald darauf unter heftigen Vergiftungserscheinungen gestorben.

Francesco betritt die Diele. Da liegt noch alles, wie Salome Szlag es um sich zu haben pflegte: eine Mandoline, der sie wirre Töne entlockte, während sie fremdsprachliche Lieder sang, ein Fächer mit Federn von persischen Pfauen, und viele kleine Sil-

berschalen und Schachteln. Alles das mutet so fremd an in diesem rauchigen Raum, in dem der Qualm die Augen beizt. Wie ein buntschillernder Vogel aus tropischen Ländern in der Heide …

Ein Bote überrascht den Drosten, als dieser mit einer getriebenen, langen Silberdose spielt und aus der Tür in die Ferne sieht.

Der Bote bleibt vor der Tür stehen und verbeugt sich: „Edler Herr“, sagt er leise.

„Ja?“

„Ich komme über Hannover, wo ich von Bertelsmann erst Euern Aufenthalt erfragen mußte. Aber die Neuigkeit ist zu wichtig.“

Der Angeredete steht auf und behält die Silberdose in seinen Händen.

„Nun?“

„Die Frau Drostin Stechinelli liegt im Sterben.“

„Nein!“

„Doch, edler Herr.“

Ihm ist, als ob sich all das Stockende, Verhaltene, dieser mit Achtung verbundene Haß gegen Marie jetzt in einem Schrei lösen müßte. Jetzt auf einmal begreift er, daß er Marie Manchard liebt, liebt, weil sie sterben muß. Das bringt sie ihm nahe. Vor diesem großen Ereignis schwindet aller Erdenstaub; seine tiefe, urechte Flamme, die der anderen Flamme nicht entgegenschlagen konnte, weil zu viel Asche und Schlacke dazwischen lag, sie ist angefacht durch den Sturmwind des Todes, und sie schlägt hinweg, über alles, was dazwischen gelegen hat.

„Hat die Frau Drostin mich gewünscht?“

„Ja.“

„Was hat sie gesagt?“

„Sie hat gesagt, sie möchte ihren Geist nur in den Armen des Mannes aufgeben, den sie über alles liebe.“

Francesco legt die Arme gegen den Türpfosten und preßt den Kopf hinein.

Wer will es ihm glauben, daß er sie tief in seinem Herzen doch noch liebt? Wer kann ihn verstehen, er, dessen Lippen noch brennen von den Küssen der Salome Szlag? Ist er so wankelmütig? Das ist er nicht. Liebt er sie augenblicklich am stärksten, weil sie augenblicklich das größte Schicksal hat? Er weiß es nicht. Er weiß nicht, ob er Bertha Breiger so lieben würde, wenn sie im Sterben läge. Er fühlt nur eins: zu ihr.

Im Verein mit dem Boten galoppiert er aus dem Hofe. Der Morgen liegt über dem Novembertau, der kühle, bereifte Morgen von der starken, erfrischenden Mannhaftigkeit. Das Kraut der Heide ist geweißt. Über dem Garlstorfer Forst brauen langgezogene Schwaden, und die Sonne kämpft den alten Kampf mit den Nebeln.

Francesco reitet scharf weiter, um die Heerstraße zu erreichen, die von Lüneburg nach Celle führt. Sein Pferd stößt den heißen Atem in großen Strahlen aus, und die graue Dämmerung, die noch in den Büschen liegt, weicht nur ganz langsam der versilberten Klarheit des Novembermorgens.

Vor den Reitern rumpelt ein Fahrzeug. Es ist ein elender Wagen, ein Leichenwagen. Samuel, der kleine Jude wird begraben, der mit Fellen gehandelt und Herrn von Leibniz beschimpft hatte, weil er die Werke dieses Philosophen nicht verstand. Und neben dem Juden liegt auf dem Stroh der Körper einer weißgekleideten Frau, der Geliebten des Herrn Drosten Stechinelli, der Salome Szlag.

Das Pferd des Herrn Drosten hat vor dem Leichenwagen gescheut. Francesco hat es zusammengenommen und er wirft beim Vorbeireiten einen flüchtigen Blick hinein. Er erkennt die Salome Szlag. Etwas zuckt in ihm. Aber er bändigt jede

Regung, wie er soeben sein Pferd gebändigt hat. Der Knecht, der oben auf dem Sarg hockt, sieht ihn blöde an.

Francesco hebt die Hand zum Gruß und sagt: „Fandest du die Leiche?"

„Ja, Herr, im Totengrund."

„Die Frau Salome Szlag ist verunglückt. Sorge dafür, daß der Herr Pastor zu Bispingen sie christlich begräbt. Hier sind zehn Taler dafür!"

Der Knecht sieht ihn an.

„Wollen der Herr Drost nicht selbst ..."

Aber Stechinelli schüttelt den Kopf. „Ich muß nach Celle." Er gibt seinem Pferde die Sporen und reitet davon, in den werdenden Tag.

Er reitet den ganzen Tag, den Blick starr nach vorn gerichtet. Der Bote hält sich ein wenig zurück. Francescos Sehnen geht zu Marie. „Wenn ich sie nur noch lebend antreffe", denkt er.

Zur Nachtzeit reitet er durch das Lüneburger Tor in Celle ein. Das Pferd trottet auf dem Pflaster und stolpert. Er hält es ganz kurz und erreicht nach wenigen Minuten sein Haus. Die Fenster sind erleuchtet.

An der Tür kommt ihm eine Magd entgegen.

„Beeilt Euch, edler Herr."

Und Francesco stürzt die Treppe hinauf, über den breiten Flur in das Zimmer seiner Frau.

Marie liegt in ihrem großen, breiten Bett. Sie streckt ihrem Manne die Arme entgegen. Sie lächelt.

Francesco tritt leise an ihr Bett.

„Marie", sagt er nur.

„Francesco", flüstert sie leise.

Er will ein paar Worte sprechen. Sie wehrt es ihm. „Nicht sprechen, Lieber. Sieh mich an. Ja, du verstehst es jetzt wohl noch nicht, daß man auch seine Ehefrau lieben kann. Aber du wirst es lernen. Wenn ich nicht mehr bin", setzte sie hinzu.

Francesco schüttelt den Kopf.

„Doch, doch", entgegnet sie leise. „S i e wird es dich lehren."

„Marie!" Er neigt sich über ihre Stirn und küßt sie leise.

„Sei glücklich mit ihr."

Dann sinkt die Frau Drostin zurück. Es ist, als ob ihre Seele mit diesen Worten entflohen sei. Noch einmal richtet sie sich auf. Dann fällt sie zurück, und langsam schläft sie ein, um nicht wieder zu erwachen.

Francesco steht neben ihrem Lager. Draußen blitzen die Sterne, der Sturm hat aufgehört. Er hält die Hand der Verstorbenen, die schmale, lange Hand, mit den mandelförmigen Fingernägeln.

Vorwürfe macht er sich nicht.

Aber seinen Kopf quält die Frage: Warum, warum?

All die Gedanken kreisen um seine Seele. Er will ihnen keinen Einfluß gewähren. Und dennoch drängen sie sich hinein.

Warum hast du ihr dieses Leben mit Qualen gefüllt?

Du lebtest dein Leben, antwortet die Stimme in ihm.

Aber etwas ganz Unsagbares, etwas Zwingendes spricht in ihm: Das dort ist dein Werk. Du hast es verschuldet. Ist diese Welt dazu da, um den Neigungen nachzujagen? Ist Lebensinhalt das, was an Erscheinungen von außen an dich herantritt und was du wahllos in dich aufnimmst? Oder ist er das, was du dir erkämpfst, erhungerst unter ewigem Verzichten? Wie Soldaten, die eine Burg stürmen, kommen diese nagenden Gedanken. Aus allen Ecken, Winkeln rennen sie auf ihn los, sie erobern eine Position nach der anderen, sie werfen ihn aus allen Stellungen, sie stürmen zuletzt die innerste Festung, sie reißen das Banner, die Fahne in

Stücke, die auf diesem Turm geflattert hat: das Banner Selbstsucht und Stolz.

Noch einmal versucht er einen Sieg.

Ich kann nicht, kann nicht Spießbürger werden — das widerspricht meiner Natur.

Und auch diese Stellung fällt. „Du hast nicht den Regungen deiner Natur Folge geleistet, sondern du hast von deinen Lüsten behauptet, daß sie deine wahre Natur seien und hast der Regungen deines Gewissens nicht geachtet, die ebenso zu deiner Natur gehören wie die Reizungen deiner Lüste. Nicht deine Natur war es also, der du lebtest, sondern deine Unnatur!"

Moral, Moral — kleine, widerliche Moral möchte er schreien, komm und hülle mich ein in den klebrigen Mantel der Tugendhaftigkeit. Kommt, ihr Biederleute von Celle, ihr Krämer und Ackerbürger, die ihr mich beneidet, kommt, bespeit mich, auf daß ich sehe, wie viel mehr ihr wert seid als ich! Kommt alle, alle und seht, wie der Herr Drost Stechinelli zusammenbricht, weil er wagte, das ausgefahrene Gleis der Tugend zu verlassen.

Der Herr Drost ist elend geworden, elender als ein Bettler. Und der Herr Drost möchte die Hände vor die Augen schlagen, und Gott verfluchen, der ihn so schuf wie er war, ein feines Gefäß; weitaus mehr zum Bachanal als zum Gottesdienst geeignet.

„Schmäht denn auch das Trinkglas den Schöpfer?" fragt er verzweifelt.

Dann wird es still. Der Herr Drost ist zusammengesunken. Der Sturm hat wieder eingesetzt; die Fensterläden des Hauses klappern, und die Wetterfahne knarrt. Francesco hockt zu Füßen der Leiche und weint wie ein Kind.

XVIII

Es ist ein eigenartiger Vorgang, wenn es beginnt, in der Seele still zu werden. Manchmal gleitet noch ein Zucken, ein Schmerz hindurch, plötzlich, unerwartet, erschreckend — aber über diesem Zucken und Schmerzen schwebt doch ein großer, leuchtender Glanz: Ruhe. Diese Ruhe hatte Francesco sich erkämpft, erkämpft mit aller Kraft seines stolzen Geistes. Er hatte geglaubt, an sich selbst verzweifeln zu müssen. Nach dem Tode seiner Frau war er monatelang wie vereist. Er verrichtete mit Scharfblick und Sicherheit seine Geschäfte, aber jedes Trostwort von Freunden war ihm eine Qual. Nachts ging er hinaus auf die Heide; er legte sich in das braune Gestrüpp, starrte hinauf zu dem brennenden Sternenhimmel und hatte das Gefühl, in dieser Unendlichkeit aufzugehen.

Das hatte ihn allmählig beruhigt und ihn in den Stand gesetzt, seine arg zerfetzten Gedanken zu sammeln. Du hast mit der Unendlichkeit allein aber sehr wenig gewonnen, sagte er sich nach einiger Zeit. Es ist richtig, daß in hundert Jahren an dich kaum ein Mensch mehr denken wird. Aber ist das ein Grund, um so zu leben, als ob die hundert Jahre schon verflossen seien?

Es war eine warme Maiennacht des Jahres 1675, als er zum ersten Male den Faden seiner Gedanken weiter spann und sich nicht unaufhörlich in dem gleichen, ermüdenden Kreise drehte. Er hatte seine Hände unter den Kopf gelegt und sah hinauf zum Siebengestirn. Die Himmelskuppel erschien ihm

so unendlich weit; aber gerade diese Weite des gestirnten Himmels über ihm regte ihn an, sich mit der Welt in sich zu befassen.

Du hast, sagte er, deinen Trieben gemäß gelebt, folgerichtig, ohne um eines Haares Breite von dem Wege abzuweichen. Dieser Weg mußte dich zu irgendeinem Ziele, einer Erkenntnis führen, denn Selbstzweck durfte dir das Leben, das du führtest, nicht sein und ist es auch nie gewesen. Dieses Ziel hast du jetzt erreicht. Diese Erkenntnis ist dir geworden, nämlich die, daß du eine volle Befreiung nicht erlangen kannst durch das folgerichtige Zuendeleben deiner Neigungen, weil du dadurch eine Seite deines Innenlebens ganz vernachlässigt hast. Wenn du weiter folgerichtig lebst, mußt du auf dieser Erkenntnis aufbauen. Der zweite Teil deines Lebens beginnt.

Gegen Morgen war er nach Hause gekommen, als die weißblaue Dämmerung in den Straßen von Celle lag. Er fühlte sich aber nicht ermüdet, sondern beglückt und gekräftigt. Nach langer Irrfahrt auf dem stürmenden Meere des Lebens hatte er festen Boden gefunden: ein neues Land, ein fremdes, sonderliches Land, wie es schien, mit weiten, grünen Ebenen, ohne leidenschaftliche Schluchten und tosende Gebirgsbäche, aber mit wogenden Feldern und breiten, stillen Wiesen, auf denen reizvolle Blumen blühten.

Als die Frühlingssonne in seinen Garten schien, trat er hinaus und wandelte auf den geraden, kiesbestreuten Wegen. Die Mauern der Nachbarhäuser mit den spitzen, bizarren Giebeln schlossen diesen schönen, großen Garten ein; und von Zeit zu Zeit guckten wohl neugierige Augen aus den Bodenluken, wenn der Herr Drost eine neue Statue hatte aufstellen lassen, eine heidnische Göttin oder einen Gelehrten.

Von der Tür des Wohnhauses aus führte ein Weg in die Mitte des Gartens, und zu beiden Seiten des Weges waren Hermen aufgebaut, von Platon und Aristoteles, von Horaz, Vergil und anderen großen Männern der Antike. Zwischen diesen Hermen, die vor dichten Buchsbaumhecken standen, pflegte der Herr Drost zu wandeln, bis zu dem kleinen Springbrunnen, der sich in der Mitte der Anlagen befand. Denn er liebte springendes Wasser, das ihn an Italien erinnerte, wo die stillen Nächte noch stiller werden durch das laute Plätschern der Brunnen.

Er stand lange am Springbrunnen und sah dem Spiel der goldenen Fische zu. Er freute sich, wie das Wasser in violetten Ringen bebte, Ringe mit grünen Tiefen auf azurnem Untergrund.

Leise Schritte knirschten über den Sand.

Es war Bertha Breiger.

„Cesco?"

„Ja."

„Die Frau Äbtissin von Wienhausen ist vorgefahren. Sie möchte dich sprechen."

Francesco sah Bertha dankbar an. „Konntest du keine Magd senden? Mußt du das alles selbst tun?"

Bertha sah über ihn weg und errötete, als sie die höhnischen Gesichter der Nachbarn von den Giebelhäusern auf sich gerichtet sah.

„Ich dachte, es sei dringend, und ..."

„Und ..."

„Ich sehe dich so gern. Du weißt es ja.

Francesco blickte ihr in die Augen. „Warum bleibst du denn nicht bei mir?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich muß im Haus nach dem Rechten sehen."

Dann ging sie wieder über den Kies zurück, und bald darauf trat die Frau Äbtissin Benedicte von

Bülow aus der breiten Tür in den heiteren Garten. Francesco ging ihr entgegen. Er prüfte die unnahbare Vornehmheit ihrer Bewegungen, der ganzen Persönlichkeit mit einem kurzen Blick und küßte die Hand der Dame mit einer leichten Verbeugung.

„Der Herr Drost lebt einmal wieder zwischen den heidnischen Herren?“ lächelte sie nach einiger Zeit, während ihr Auge wohlgefällig an der Herme des Platon hängen blieb. Sie musterte das Werk mit feinem Verständnis und fuhr nach kurzer Pause fort: „Können seine Werke einem Christen noch etwas sagen?“

„Gewiß. Wenn der Christ nicht verlernt hat, Mensch zu sein.“

„Das hat er sicherlich nicht. Denn das Menschliche ...“

Francesco sah vorsichtig auf, um die Rede durch einen raschen Blick nicht zu unterbrechen.

„Das Menschliche ...“, fuhr er aufmunternd fort.

„Ist die Vorbedingung zum Christen.“

„Also! Warum sollte ich die Vorbedingungen nicht bei Platon finden?“

Benedicte ging auf die Unterhaltung nicht weiter ein. Sie fragte nach den Geschäften und blieb plötzlich vor der Büste Vergils stehen.

„Mein Freund“, sagte die Äbtissin leise zu Francesco und sah starr auf das Marmorwerk.

Er neigt den Kopf ein wenig nach vorn. „Ich höre.“

„Ist es wahr“, fuhr die Äbtissin mit halblauter Stimme fort, „was das Gerücht sagt?“

„Was sagt das Gerücht? Wahrscheinlich hat es recht. Gerüchte enthalten überhaupt in den meisten Fällen die Wahrheit.“

Benedicte von Bülow wandte den Kopf. Sie sah Francesco in die Augen.

„Gebe Gott, daß dem hier nicht so ist. Das Gerücht sagt, daß Ihr Eure Geliebte zu ehelichen gedenkt."

Francesco sah auf die Giebeldächer, die seinen Garten umstanden, und die jedes eine Anzahl von Lauschern enthielten.

„Das Gerücht hat recht", sagte er auf Französisch.

Die Äbtissin zuckte, wie im Schmerze, zusammen.

„Wäre es Euch lieber, daß ich in wilder Ehe mit ihr weiter lebte?"

Benedicte antwortete nicht.

Wenn ich feige wäre, dachte Francesco, dann würde ich ihr sagen, daß es Mariens Wunsch auf dem Totenbette gewesen ist. Dann würde sie gerührt davongehen. Aber das will ich nicht. Ich heirate Bertha, weil i ch es will.

Diesen Willen billigte die Äbtissin nicht. Francesco hatte ein Gefühl von selbstverständlicher Trauer. Gewiß, es mußte so sein, daß auch sie, die ihn einst auf die Höhen des Glückes getragen hatte, nicht mehr verstand. Auch sie mußte zurücktreten in die Reihe der Menschen, die ihm verhaßt, verächtlich oder gleichgültig waren.

Sein Schmerz war darum auch etwas Natürliches, ein Schmerz um des Schmerzes willen. So trauert man dem Sommer nach, wenn die Herbstwinde durch die Lande ziehen.

Die Äbtissin hatte dem Drosten die Hand zum Abschied gereicht. Er sah die Dame noch einmal an. Schön, schlank gewachsen, wie ein Edelwild. Und auch sie eingefroren in dem Eis gesellschaftlicher Formen. Auch ihr Bestes unterdrückt.

Benedicte schritt den Kiesgang des Gartens entlang. Sie hatte Francesco gebeten, zurückzubleiben.

Ihre lange, schwarze Schleppe riß die Steinchen des Kieses durcheinander, und der Boden knarrte kaum vernehmbar unter ihren Schritten.

Als sie auf die Gartentür des Hauses zugehen wollte, stockte sie ein wenig. Francesco sah, daß sie zurückzuckte, daß sie sich dann aber lachend niederbog. Georg Friedrich, der kleine Bastard, war aus dem Hause gelaufen und hatte, wie es Kinder tun, nicht auf das Nächstliegende Obacht gegeben. Bei dieser Gelegenheit war er gegen die Äbtissin angelaufen, hatte sich in deren langem Schleppkleid verwickelt und rollte nun vor ihr auf der Erde. Der Junge hatte aber keine Träne vergossen, sondern war erstaunt am Boden sitzengeblieben und hatte mit Benedicte ein Verhör angefangen.

„Wie heißt du?“ fragte er sie.

„Ich bin die Äbtissin des Klosters Wienhausen“, antwortete Benedicte ein wenig erheitert.

„So.“ Der Kleine sah sie prüfend an.

„Du sitzt auf meinem Kleide“, begann Benedicte wieder und versuchte, die Schleppe unter dem Jungen wegzuziehen.

Aber Georg Friedrich rührte sich nicht. „Laß nur“, sagte er schließlich, „es sitzt sich ganz gut darauf.“

Benedicte verkniff sich das Lachen. „Für mein Kleid ist es aber nicht gut“, entgegnete sie.

„Dann kaufst du ein neues. Der Vater hat viele Tuche.“

Nun brach Benedicte in ein helles Lachen aus. „Du bist wirklich ein Hauptkerl! Willst du mich nicht einmal in Wienhausen besuchen?“

Georg Friedrich sah sie an. „Hast du auch Äpfel?“

„Mehr als genug.“

„Und Kirschen?“

„Ganz große Glaskirschen, und dicke, schwarze Knorpelkirchen."

Der Junge nickte.

„Weißt du", entgegnete er, „ich könnte dann eigentlich zur Kirschzeit kommen, und dann, wenn ich mich im Garten zurechtgefunden habe, aufpassen, wenn die Äpfel reif sind. Damit du Bescheid weißt. Und eine Schwester hab' ich noch. Die war schon hier, als wir kamen. Die ist aber sehr brav. Die bring ich mit. Nicht wahr?"

Wieder lachte die Äbtissin heiter und lange.

„Gut so, das wollen wir machen. Aber nun will ich dir etwas sagen."

Ihr Gesicht wurde ganz ernst.

„Jetzt laufe schnell zu deinem Vater. Er steht bei den Goldfischen. Dem sagst du einen schönen Gruß von der Frau Äbtissin und sie freute sich sehr, daß die Leute recht hätten. Hast du verstanden?"

Georg Friedrich sah sie an. Er hatte seine schmutzigen Stiefelchen auch auf das Schleppkleid gezogen und schien sich sehr behaglich zu fühlen.

„Hast du verstanden?" fragte Benedicte noch einmal.

„Hm."

„Du!!"

„Hm — bekommen wir auch die Kirschen?"

„Ja."

„Und die Äpfel?"

„Ja, ja, alles — aber nun geh, verstehst du?"

Der Junge krabbelte langsam in die Höhe, ohne beim Aufstehen das feine Tuchgewand zu schonen. Dann lief er den Fußweg hinab, und als Benedicte eilends die Treppe hinaufhuschte, hörte sie noch sein Geschrei durch die Buchsbaumhecke: „Vata — Vata — die Dame sagt, sie freute sich, wenn die Leute recht hätten — und das Schwesterchen und ich sollen Kirschen — große Glaskirschen — Vata —"

Große Glaskirschen, Herr Drost. Danach sehnt sich dein Junge. Er wird sie auch bekommen, denn die Frau Äbtissin von Wienhausen hält Wort. Und du? Hast du dich auch gesehnt nach solchen Früchten? Was hast du alles gepflückt? Sonnige Orangen und samtene Pfirsiche, süße Trauben, wie sie in Xeres de la Fontera auf dem Schlachtfelde wachsen, Melonen von der Weichheit einer Frauenstimme. Und nun? Nun bist du dankbar, daß du mit dem Genuß das Sehnen danach gestillt hast, und daß in das Herz die volle Befriedigung einziehen konnte. Du willst keine fremden Früchte mehr.

Dieses kleine Erlebnis, das Benedicte von Bülow mit seinem Sohne hatte, die feinen, verständnisvollen Worte, die sie ihm durch das Kind bestellen ließ, erregten seine Sehnsucht zu Bertha noch viel mehr. Wohl war sie ständig um ihn — er hatte sie mit dem Kinde ganz in sein Haus aufgenommen, und Bertha sorgte fast ganz allein für die Erziehung seiner Tochter — aber dennoch hatte er das Bestreben, sich auch nach den Vorschriften der Kirche mit ihr zu verbinden. Er fühlte, daß ein starker Mann wohl die Satzungen der Gesellschaft mißachten kann, wenn es sich um vorübergehende Ereignisse handelt, die wie im Sturm einherschreiten. Wenn sich aber die verbotene Neigung ganz in den äußeren Formen der Gesellschaft gibt, wenn sie lang und andauernd ist, dann wird sie der Sanktionierung durch die Formalien, die von der Gesellschaft für sie vorgesehen sind, nicht entbehren können. Wenigstens nicht in engen Kreisen, wo fast ausschließlich die Form regiert.

Stechinelli fand, daß auch sein Gefühl das verlangte. Er hatte das innere Bedürfnis, sie in jeder Beziehung sich gleichzustellen.

So stand er mit Bertha am Fenster des Gartensaales, den er mit Statuen des Bildhauers Romain geschmückt hatte. Sie stellten musizierende Kinder dar; ein besonders lustig ausschauender Knabe dirigierte sie und trat gleichzeitig einer Katze auf den Schwanz. Von dem Garten her zog die lungenbefreiende Abendkühle in den Raum, der sich mehr mit Dämmern füllte, während die Statuen noch krampfhaft aus dem Grau hervorleuchteten.

Francesco genoß die stille Ruhe, die er in Gegenwart der Geliebten immer wieder empfand. Es ging von ihr eine Heiterkeit aus, die sich gleichmäßig allen Menschen ihrer Umgebung mitteilte.

„Es ist mir heute aufgefallen“, begann er, „daß unser Sohn doch älter und verständiger wird. Die Frau Äbtissin erheiterten seine Antworten.“

Die Mutter hatte dieselben Erfahrungen gemacht. „Er ist recht geweckt“, setzte sie hinzu.

„Desto mehr“, fuhr Francesco fort, „habe ich die Sehnsucht, daß wir beide endlich auch vor der Welt ganz zusammengehören. Ich habe dich schon oft gebeten, Bertha, und bitte dich heute wieder: laß uns unseren Bund legitimieren.“

Die Dämmerung war tiefer geworden. Sie drang in großen Schwaden aus den Ecken des Zimmers, sie hüllte den Raum in eine gleiche Dunkelheit, und sie verschleierte die Gesichter der beiden Menschen. So errötete denn Bertha nicht, als sie sagte: „Ich bitte dich, Cesco, laß doch.“

Aber er ließ sie nicht. Er sprach von den beiden Kindern, von der Tochter Mariens und von Berthas Sohne, von den Menschen, von ihr und von seinem eigenen, tiefen Sehnen nach einer Vereinigung, auch vor der Menschheit.

„Denn je älter man wird, desto weniger mißachtet man das Formale“, setzte er wie entschuldigend hinzu.

Die Freundin schüttelte den Kopf. „Wir leben lange Jahre glücklich zusammen. Du bist frei wie ich es bin. Eben die Tatsache, daß wir nicht aneinander gekettet sind, ist der Grund unseres Glückes. Die beiderseitige Bewegungsfreiheit wirkt wechselseitig erzieherisch. Willst du diese Kampfbedingung unseres Glückes zerstören?"

Wie gut du bist, dachte Francesco. Er empfand, daß sie ihm die Bewegungsfreiheit nicht rauben wollte; sie glaubte, daß er wieder hinausstürmen könnte in die Welt, und sie wollte ihm dann kein Hindernis sein.

Er antwortete ihr nur, daß sie sich täusche. Die Erziehung durch die Möglichkeit wechselseitiger Bewegungsfreiheit sei beendet. Die Beschränkung, die in der echten Ehe läge, könne für sie beide nur noch ein Glück bedeuten. Durch die Bosheit der Mitmenschen, die Schwierigkeit der Lebensführung sei es ihnen beiden aber erschwert, ja, unmöglich gemacht, dieses Glück ganz auszukosten. Bertha möge nur ihren Stolz ein wenig herabsetzen — denn diese Weigerung sei nichts weiter als Stolz — und möge seinem Vorschlag Folge leisten.

Da neigte sie den Kopf und sagte: „Wie du willst."

So schritten die beiden im Mai des Jahres 1675 zum Altar.

Es war eine kleine, weltferne Feier, die in der buntgemalten Schloßkirche vor sich ging. Die Herzöge Georg Wilhelm und Ernst August sowie Fürst Windischgrätz saßen in dem hohen Kirchengestühl mit den kleinen bleigefaßten Scheiben, in die später die Königin Mathilde von Dänemark, die Freundin Struensees, ihre bewegten Klagen mit dem Diamant ihres Ringes eintragen sollte. Georg Wilhelm folgte mit dem Auge dem Paare; seine herzliche Neigung zu Francesco ließ eine Summe von Wünschen und

Hoffnungen in ihm reifen. Ernst August lächelte zynisch. Er meinte, der Herr Drost sei ein sehr guter Kaufmann, der sich ein Reitpferd nie kaufen würde, ohne es geritten zu haben. Georg Wilhelm schüttelte mißbilligend den Kopf. Dann setzte die Orgel ein, und Doktor Hildebrand sprach über die Liebe der Ehelosen, in der Ehe, und die Liebe zu Gott.

Francesco war ruhig, als er mit seiner Frau in das Haus zurückgekehrt war. Zwar hatte er mit seinem Schwiegervater einen Vertrag geschlossen, wonach dieser ihn mit Frau und Kindern in sein Haus mit aufnehmen sollte, aber er machte keinen Gebrauch davon. Er lebte in seinem großen Besitztum in der Bäckerstraße, las die Alten, pflegte seinen Garten, verhandelte mit seinen Agenten und verwaltete seine Güter; insonderheit verwandte er auf das Gut Wickenberg, das er vor kurzem erworben hatte, seine ganze Aufmerksamkeit.

So ging Sommer auf Sommer durch die Lande. Der Herr Drost empfand den Segen der bewußten Einseitigkeit und Beschränkung mehr und mehr. Wohl begann das genialisch Flatternde, was bis dahin das Kennzeichen seines Geistes gewesen war, und was ihm die Herzen so vieler Frauen und den Haß so vieler Männer eingebracht hatte, zurückzutreten. Aber an dessen Stelle rückte eine ruhige, zielbewußte Sicherheit. „Ich reife spät zum Manne", sagte er zu Bertha; „bei manchem muß das Leben erst gewisse schöne Blüten ausroden, ehe die Nährfrucht gedeihen kann."

„Ich sehe, daß du dich von allem Außergewöhnlichen, was dich früher fesselte, fernhältst", erwiderte sie ihm, „und es erstaunt mich, daß beispielsweise die großen kriegerischen Erfolge unseres Herzogs dich nicht in Begeisterung bringen."

Über das Antlitz des Drosten ging ein Lächeln.

„In Begeisterung bringen sie mich wohl, und ich empfinde es als ein tiefes Glück für ihn, daß er, nachdem er bis jetzt nur genossen hat, auch etwas Großes leistet. Aber ich vermeide, mich einzuschließen in das Geschrei der Menge. Ich habe gesehen, daß derartige Erregungen die Seele von der ihr nötigen Ruhe abziehen, und nichts ist ihr notwendiger, als völliger Gleichtakt des Lebens. Die großen Erregungen, die der Mann seiner Seele in späteren Jahren allein noch gönnen sollte, sind die der Arbeit."

Da sah die Frau Drostin ein wenig traurig zum Fenster hinauf. Im Garten flackerten die bunten Blumen; in den blauen Schattendunkelheiten unter den Bäumen des Gartens brannten blutrote Bauernrosen, und das samtene Braun der Levkojen sog die Wärme der Sonnenstrahlen ein.

Eine Hand legte sich auf die Schulter der Drostin.

„Du weißt, daß ich dich lieb habe", sagte Francesco. „Du hast das verästelte Feuer meiner Leidenschaften zu einer ruhigen Flamme geeint. Nun brennt diese Flamme nicht in schönen Formen, nicht wie die Feuerwerke in Venezia, oder bei den Festen in Celle, nicht wie die Blumen am Ganges oder wie seltene amerikanische Schmetterlinge. Sie brennt wie das Feuer in einem Ofen, da draußen in der Heide, einem eisernen Ofen mit Bildern aus der biblischen Geschichte. Aber man bleibt hocken bei dem Ofen, und sein Feuer ist besser als Raketen und Schwärmer, denn es wärmt."

O du Sehnsucht aller Menschen, du stille, heiße Sehnsucht, du gleichbleibende Liebe. Glücklicher Francesco, noch heute klammert sich der Neid an dich! Noch heute beneiden wir Kämpfenden dich, der längst die Fahrt über den schwarzen Strom zurückgelegt hat, noch heute bewundern wir dich, der du wirktest aus diesem köstlichen Besitztum heraus.

Was seid ihr dagegen, ihr reizenden Orchideen, bunt wie die Edelsteine Indiens, ihr geheimnisvollen Abenteuer der Liebe, die ihr zerflattert, wie der Fruchtstaub über dem blauschillernden Roggen, wenn der Sommerwind darüber geht!

Wir beneiden dich um die Klarheit deines Schicksals, das dich zwang, den Reizen zu entsagen; wir beneiden dich um das Schicksal selbst, das dir jene Frau gab, deren selbstlose Schöne der Liebe dir eine sichere Welt zu Füßen legte.

O Francesco Maria Capellini aus dem Hause Stechinelli — du fandest dein Glück, denn das Glück fand dich.

Das Satyrspiel des Todes

„Daß Euer Fürstliche Gnaden Durchlaucht
„erstaunet sind, daß ich in meinem Hause zu
„Braunschweig, so ich dort gekaufft, mich hab'
„als Bettelknab porträtieren lassen und nit in
„Armatur, zu Roß, mit einem Curaß aus der
„Rüstkammer der Phantasia artificis, wie es son=
„sten Sitte, hat mich baß verwundert. Was ist
„wohl des Mannes würdiger, als sich in den
„Tagen seines Wohlstandes der Zeitten zu erin=
„nern, da er anfing, seinen Reichtumb zu erwer=
„ben? So hab' ich meinen Kindern zur Ver=
„mahnung vor dem Hochmut, den anderen Men=
„schen zur Belehrung, dieses Bild malen lassen,
„am Flusse bei Rimini, woselbst meines Vaters
„Haus stand, von wo ich zu Fuß gen Venezia
„gekommen, alldort bei den wohlweisen Herrn
„Manin Unterkunft fand. Von dort aus hat
„mich der Allgütige GOtt Euer Liebden Herrn
„Vetter, meinem gnädigen Herrn Herzog, in die
„Arme geführt, so mich schließlich nach Teutsch=
„land gebracht."

Francesco legte die Feder hin und sah über seinen Schreibtisch auf die vereinsamte Straße. Draußen weideten ein paar Gänse, deren Schicksal das nahe Weihnachtsfest besiegeln würde, das Gras ab, das zwischen den spitzen Pflastersteinen wucherte. Er dachte nach, ob es wirklich der gütige Gott gewesen sei, der ihn nach Deutschland gebracht hatte, wie es dort in seinem Brief an den Herzog von Braunschweig stand, oder aber, ob es der Teufel in Gestalt der alten Mattérbo gewesen war, der sein

Schicksal so gewandt hatte. Gibt es einen Gott, fragte er sich, der nicht ein Stück von einem Teufel in sich trägt? Gibt es einen Teufel, der nicht ein Stück Gott ist? Kann der Teufel nicht Schönheit und Gestalt annehmen, daß er schön ist wie der schönste Mensch, den Gott nach seinem Ebenbilde schuf? Wie verschlungen ist das alles! Wie ist jede sogenannte göttliche und menschliche Ordnung doch nur ein Spinngewebe, das den Einblick in das Beinhaus des wahren Sinnes kümmerlich verhindert, so daß uns nur dann ein wenig beschauliche Ruhe gewährt wird, wenn man sich nicht unterfängt, dieses Gewebe auf seine Festigkeit zu prüfen.

Stechinelli lächelte wieder einmal über sich selbst. Er hätte aber diese melancholischen Gedanken vielleicht doch noch weiter gesponnen, wenn nicht Bertha leise in das Zimmer getreten wäre, um ihm zu sagen, daß Bertelsmann, der Agent aus Hannover, ihn zu sprechen wünsche.

„Bertelsmann! Oh, laß ihn kommen."

Als Bertelsmann in den Raum trat, ging ihm Francesco entgegen und reichte ihm die Hand.

„Nun, was gibt's?" fragte er heiter. „Ihr macht ja so ein betrübtes Gesicht."

Der Angeredete wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Ich bin ein wenig eilends geritten, von Hannover her, Herr Drost."

„Meine Frau wird Euch Celler Bier reichen lassen, wartet . . ."

„Nein, nein, Herr Drost, später. Das kann die Frau Drostin immer noch tun. Es gibt Wichtigeres. Unser Handelsprivileg ist in Gefahr."

Francesco hob den Kopf mit einem Ruck.

„Das wäre denn doch . . . aber nein! Ich habe ja die Begnadigung."

Bertelsmann schüttelte das Haupt. „Ihr wißt selbst, auf wie schwachen Füßen sie steht. Der Herr

Herzog hat sie Euch damals nur für seine Lande erteilt."

„Seine Lande waren damals die hannöverschen. Wenn ich das Privileg wirklich für ein Land zu Unrecht ausübe, so geschieht das für dieses Celler Land."

In den Augen Francescos brannte ein seit langer Zeit nie mehr gesehenes Feuer. Er ging langsam im Zimmer auf und ab, blieb vor einem kleinen holländischen Bildchen stehen und fragte endlich: „Wer hat es Euch gemeldet?"

Bertelsmann neigte den Kopf nach der Seite.

„Der Herr Drost erlauben mir eine Frage?"

„Ja, Bertelsmann."

„Haben der Herr Drost die Frau Kurfürstin von Bayern einmal beleidigt?"

Hallo — höllische Brut. Da nahst du und vernichtest die heiligen Jahre ernster Arbeit durch einen Leichtsinn der Jugend!

Das sind Geister, Francesco, die bösen Geister aus einer Zeit, die du längst versunken glaubtest.

Auf eine Stuhllehne gestützt sah Stechinelli zu Bertelsmann hinüber. Ein feines Zucken ging um seinen Mund.

„Bertelsmann", sagte er schließlich, „das ist ja schon gar nicht mehr wahr."

Aber Bertelsmann senkte den Kopf. „Herr Drost", meinte er traurig, „nur, was wir Gutes getan haben, wird mit der Zeit unwahr. Das Unrechte bleibt immer wahr."

Die ein wenig abgemagerten Hände des Drosten glitten über einen Pergamentband, der auf dem Schreibtisch lag. Sie streichelten den feinen Schnitt des Buches, die saubere Arbeit des Einbandes.

„Erzählt mir doch, wie die Sache kam."

Bertelsmann stützte sich auf die Tischkante und sah vor sich hin. „Gestern abend", so begann er,

„kam der neue Sekretär des Großvogtes und forderte mich auf, ich möge einmal die Privilegien vorweisen, die mir das Recht gäben, den Tuchhandel zu betreiben. Es war um die Dämmerstunde, und ich hatte gerade die Ballen verstaut, die aus Holland gekommen waren. So war ich denn redlich müde und am wenigsten auf solche Fragen gefaßt. Ich antwortete dem Frager daher: ‚Geht ein Haus weiter, nach Celle, mein Freund, da liegen Privilegia und Pacta beim Herrn Drosten Stechinelli‘ — von Stechinelli — verzeiht. Ich vergesse so oft, daß Ihr auch den Adel des Kaisers erhalten habt.“

Francesco winkte mit der Hand, und Bertelsmann fuhr fort: „Aber der junge Mann ließ sich nicht abweisen. ‚Wenn dort auch Urkunden liegen mögen, die ein altes Recht beweisen, so ist doch beim Antritt der Regierung des durchlauchtigsten Herrn Kurfürsten Ernst August dieses Recht nicht neu bestätigt worden!‘“

Ein lautes Lachen unterbrach diesen Satz. „Lieber, Guter. Das hat der neue Großvogt in seinem anfängerhaften Eifer befohlen. Der Kurfürst weiß davon nichts. Mir dankt Ernst August ja gerade die Erlangung der bayrischen Zustimmung zum Erwerb seiner Kurwürde. Deshalb hat er mir ja auch das Postregal verschafft. Mag er augenblicklich dem Hof von Celle auch ein wenig gram sein, so wird sich das doch bald legen, wenn die Ehe seines Sohnes und der Tochter meines Herrn Georg Wilhelm erst definitiv geschieden ist. Das ist ein unangenehmer Familienzwist, der aber vorübergeht. Dann ist wieder die alte Liebe zwischen den herzoglichen Brüdern, und an Repressalien irgendwelcher Art denkt kein Mensch mehr.“

„Das habe ich auch gedacht, habe aber wohlweislich nichts gesagt. Ich habe mir den Sekretär des

Großvogtes herangezogen und bin mit ihm in das Turmzimmer gegangen — der Herr Drost wissen, den achteckigen Raum, wo die astrologischen Geräte stehen. Dem jungen Mann wurde ein wenig bänglich zumute; aber ich redete ihm gut zu und sagte, ich wolle die Sterne einmal fragen. ‚Die Sterne‘, antwortete er, ‚geht das gar nichts an.‘ — ‚Verzeiht‘, entgegnete ich, ‚die Sterne wissen alles.‘ Ihr versteht, Herr Drost, daß ich selbst das auch nicht glaube, aber man soll seine Geheimnisse nie diskreditieren. Ich machte also ein paar Künste am Fernrohr und ließ schweren Wein bereitstellen. Der junge Mann trank sich Mut an und Beredsamkeit. Und dann erzählte er mir die ganze Geschichte. Die Frau Kurfürstin von Bayern — Gott mög sie strafen — hat schon vor Jahren den Bischof von Hildesheim gegen Euch als Abtrünnigen der Kirche scharf gemacht. Sie hat durch ihn dann dem damaligen Herrn Herzog Ernst August gedroht, sie würde, wenn auch der Kurfürst von Bayern in einem von Euch geschlossenen Vertrage seinerzeit zur Kurwahl seine Zustimmung gegeben habe, die Gegner der hannöverschen Kurpläne, insonderheit den Anti-Kurverein, unter Leitung des eifersüchtigen Herzogs von Braunschweig, mit Geld unterstützen. Sie würde hiervon nur dann abstehen, wenn dem Drosten Stechinelli der Tuchhandel in Hannover entzogen und einer anderen, von Bayern präsentierten Person zugewandt würde. Alle diese Verhandlungen hat sie durch den Bischof von Hildesheim — wie gesagt — schon seit Jahren führen lassen, der die Gelegenheit, dem Apostaten zu schaden, natürlich gern benutzte.“

„Und der Bischof von Hildesheim verhandelte mit dem damaligen Bischof von Osnabrück! Freilich, das war einfach und bequem. Davon erfuhr ich nichts. Oh, Ernst August — was wurde aus deinem Fürstenwort! Und nun ...“

„Nun verlangt die Kurfürstin von Bayern die Einlösung des Versprechens und treibt wieder durch den Bischof von Hildesheim.“

„Der Bischof, diese Bestie“, murmelte Stechinelli. „Adelheid von Savoyen, du bist der einzige Gegner, der mir im Leben überlegen war! — Und was hat der Herr Kurfürst Ernst August jetzt gesagt?“

„Er hat eingewilligt.“

Stechinelli wiegte den Kopf. „Natürlich. Was bin ich ihm. Meine Wirksamkeit ist aus. Den Rest hat Thomas Grote besorgt. Das Leben ist ihm ein Brettspiel. Der Springer, der den König gerettet hat, wird einem Bauern geopfert. Mehr ist von ihm nicht zu verlangen.“ Der Drost sah vor sich hin. „Und wer ist die Person, die von der erhabenen Frau Kurfürstin als mein Nachfolger präsentiert ist?“

Die Fäuste von Bertelsmann griffen in die Luft.

„Erwürgen möcht ich den Kerl. Ein Musikus. Ein Querpfeifer aus dem Hausorchester der Frau Kurfürstin ...“

„Und heißt ...“

„Pivonius Szlag.“

Ein Blitzschlag. Der Körper des Drosten streckt sich. Seine Augen sind vorgequollen.

„Pivoni—us ...“

„Szlag.“

„Ah so.“ Er atmet auf. „Jetzt bin ich im Bilde. Mehr Haß hatte die Frau Kurfürstin wohl auch nicht zu vergeben.“

Im Zimmer lag eine drückende Stille. Eine Stille, die sich wie Blei auf die Menschen legte. Es wurde Bertelsmann schwer, als er das Wort ergriff. Und er sprach langsam und stockend.

„Herr Drost“, flüsterte er, „ich bin Euch stets treu gewesen. Und ich bin auch kein Spielverderber

gewesen, als der Herr Drost jung waren. Ich mag nicht an Erinnerungen rühren. Aber der Name ... den ganzen Weg habe ich daran gedacht ... die Person, die damals im Totengrund das Genick brach ..."

„War die Frau des Pivonius Szlag. Sie sollte mich vergiften. Er ... das wird sich finden. Das sind Grüße der Kurfürstin von Bayern."

Die beiden Männer standen sich stumm gegenüber. Durch das Hirn des Drosten gingen die schwerwiegendsten Gedanken. Sollte er sich an den Herzog Georg Wilhelm wenden? Davon war wenig zu hoffen. Der Herzog hatte auf seinen Bruder gar keinen Einfluß. Und Ernst August selbst, der sich der Kurfürstin in jahrelangen Verhandlungen verpflichtet hatte? Nein, es gab nur eine Möglichkeit. Der Bischof von Hildesheim. Nur durch ihn war es möglich, die katholische Kurfürstin umzustimmen, denn schon, daß sie ihn als Vermittler gewählt hatte, bewies, daß sie Wert auf ihn legen mußte.

„Wir müssen nach Hildesheim", sagte er kurz.

Am Mittag war der Zug zum Abmarsch bereit. Die schön geschirrten Pferde hielten vor dem Hause, die Mäntelsäcke waren aufgeschnallt.

„Das Pferd der Frau Drostin?" sagte Francesco erstaunt, als er den teefarbenen Zelter seiner Frau sah.

„Ich reite mit dir." Er wandte sich um. Bertha stand im Reitkleid neben ihm.

„Wenn du um dein Leben kämpfst, will ich dir nahe sein."

Er führte ihre Hand an die Lippen. Und dann ritten sie fort, in den Nachmittag hinein, der sich dämmerig und unklar über die Stoppelfelder gelegt hatte. Francescos Gedanken waren in Hildesheim. Er sammelte innere Kraft, um durch seine überzeugende Rede den Bischof zu gewinnen. Er

wollte Opfer bringen, wenn es sein mußte. Geld für die Kirche oder den Bischof. Aber diese Furcht, sein Lebenswerk zerstört, das Feld seiner Arbeit zerrissen zu sehen — die glaubte er nicht ertragen zu können. In diesem Land der Arbeit war er aufgenommen worden, mit offenen Händen. Er hatte die Welfenländer als Kaufmann erobert, er hatte, nachdem er in den Jahren der Jugend lachend geplant und wagend gewonnen, in den Mannesjahren das Gewonnene wirklich erobert. Und das sollte ihm die Intrige einer Frau entreißen? O nein. Noch leb' ich, der Drost von Stechinelli.

Ja, er lebte. Wie ein Gefühl des Jubels durchglitt es Bertha, wenn sie ihren Mann an der Spitze des Zuges reiten sah. Wie stolz er war, wie ritterlich. Wie verbindlich sein Gruß, wie edel seine Rede! Niemand wußte wie er ein Pferd zu bändigen, niemand wußte wie er zu befehlen. Er war innerlich gereift. Alles, was er tat, trug den Stempel wahrer Vornehmheit, und was er dachte, war lauter und unantastbar.

Er war ein Kavalier.

Und dasselbe dachten die bischöflichen Truppen, als zur Zeit der Dunkelheit die Kavalkade in den Bogen des Stadttores von Hildesheim einritt. Der diensttuende Offizier zog den Federhut und fragte verbindlich nach den Wünschen der Herrschaften.

Stechinellis Hand, die soeben den Hut zum Gegengruß erhoben hatte, stützte sich wieder auf den Oberschenkel. Er gab kurz Auskunft, daß er morgen eine Audienz beim Herrn Bischof erbitten wolle. Dann erkundigte er sich nach einem Gasthof, und die Kavalkade ritt durch den dunklen Torgang und die engen Straßen dem Gasthause zu.

An der Tür empfing sie der Wirt, ein Mann mit einem ewig lachenden, runden Gesicht, in das gelbe Haare wie Fransen hineinhingen. Er ging voraus,

die breite Holztreppe hinauf, aber im Vorwärtsgehen wandte er sich immer wieder um, und hielt die Kerze tiefer, damit die Gäste die Stufen sehen konnten.

„Ein wenig ausgetreten sind sie“, meinte er, „aber das zeugt ja nur davon, daß mein Haus viel besucht wird. Alle Freunde, die am Hofe des Bischofs etwas zu suchen haben, pflegen hier abzusteigen.“

Bertelsmann schoß ein Gedanke durch den Kopf. „Da ist wohl auch ein Herr aus Bayern hier gewesen, ein Mann namens Pivonius Szlag, mit Pässen aus München?“

Der Wirt lachte und sagte: „Aber das trifft sich ja herrlich, herrlich. Er ist nicht nur hier gewesen, er ist noch hier. Oh, ich werde ihm gleich Bescheid sagen. Er war heute beim hochwürdigen Herrn Bischof.“

Aber Bertelsmann hielt den Wirt zurück. Er möge sich ja nicht beeilen. Den edlen Querpfeifer bekämen sie noch früh genug zu Gesichte. —

In der Nacht konnte Francesco keine Ruhe finden. Er ging im Zimmer auf und ab, zuweilen setzte er sich auf das Bett seiner Frau und streichelte ihre Hand. „Ich bin sehr erregt“, sagte er nur. „Es gilt morgen zu kämpfen.“

Erst gegen Tagesanbruch fand er Ruhe und schlief bis kurz vor elf Uhr. Dann erhob er sich und kleidete sich mit großer Sorgfalt an. Als er das Gasthaus mit Bertelsmann und den beiden Dienern verließ, um zur Audienz zu gehen, sah Bertha ihm vom Fenster aus nach. Er trug ein Gewand von weißer Seide und das blaue Ordensband des Ordens vom heiligen Geist. Seinen weißen Federhut zierte eine Agraffe von Saphiren.

Wie schön er ist, dachte sie wieder. Wie ein Fürst.

Bereits am frühen Morgen hatte er sich durch Bertelsmann zur Audienz melden lassen. So schritten die vier Personen, ohne angehalten zu werden, durch den Torbogen des neu erbauten Palais. Bertelsmann übernahm die Führung. Er ging auf eine der Seitentüren zu und meldete die Gäste beim Majordomus an. Der Majordomus war ein asthmatischer, wohlbeleibter Mann, der mit schwankenden Schritten die Marmortreppe zum ersten Stock hinaufschritt und sich an dem golddurchwirkten, schmiedeeisernen Gitter von Zeit zu Zeit festhielt, um nicht umzufallen. In der Säulenhalle auf dem Treppenbalkon erwartete die Fremden ein Kammerherr. Er verbeugte sich höflich und führte sie in ein hohes, japanisches Zimmer, während er sich selbst durch eine Seitentür in ein Nebengemach zurückzog. Sehr bald erschien er aber wieder und meldete, daß der hochwürdige Herr Bischof bitten lasse.

In einem kleinen, gobelinbehängten Saal saß der Bischof auf einem Thronsessel. Grelles Sonnenlicht fiel von der Seite auf den Bischof. Ein ungeschickt angebrachtes Fenster, das der Architekt aber der Fassadenschönheit nicht hatte opfern wollen, war schuld daran.

Francesco mußte sich mit Gewalt sammeln, als er sein Gesuch vorbrachte; aber immer sah er wieder das grell erleuchtete Gesicht dieses bäurischen Edelmannes, der, von Sonnenstrahlen gepeinigt, krampfhaft die Würde seiner Stellung zu wahren suchte.

Daß hier bereits ein anderer über dasselbe Thema gesprochen hatte, war ersichtlich. Der Bischof war unnötig befangen, als Francesco, nachdem er die einleitenden Worte gesprochen hatte, direkt auf das Ziel lossteuerte.

„Euer bischöfliche Gnaden haben doch keinen Grund“, so sagte er, „der Kurfürstin von Bayern

einen Gefallen zu tun, und meinen Herrn, den Herzog von Celle, zu verletzen."

„Aber — ich verletze doch — nicht", stotterte der Kirchenfürst und sein breites Gesicht wurde dunkelrot. Er hielt sich jetzt die Hand vor die Augen, da ihn die Sonne inzwischen unerträglich quälte.

„Es ist uns bekannt, daß der Anwärter auf meine hannöverschen Rechte, Pivonius Szlag, gestern von München aus hier gewesen und bei Euer bischöflichen Gnaden eine Audienz gehabt hat."

Die Sonne malte Lichter von seltenem Farbenglanz auf das Gewand des Klerikers, sie zog einen gelben, harten Lichtstreifen über den Marmorboden. Der Bischof hatte die Hand fest an die Stirn gepreßt und tat, als ob er sich erinnere.

„Das Interesse der Herren Bischöfe von Hildesheim", so fuhr Stechinelli fort, „wird es stets fordern, sich mit den Herren von Braunschweig-Lüneburg gut zu stellen. Und ich weiß, daß der Herr Herzog von Celle eine solche Umgehung meiner Rechte als eine ihm persönlich zugefügte Kränkung empfinden wird. Ich weiß zwar nicht, was im Spiele ist, ob der Herr Bischof nur die Interessen Bayerns in Hannover vertritt, oder aber, ob die Absicht besteht, dem Szlag auch den Tuchhandel für Hildesheim einzuräumen, damit er, wenn er Hannover wider Erwarten doch erhalten sollte, ein dem meinen dann etwa gleich großes Handelsgebiet habe."

Der Bischof hatte wie abwehrend die Hand erhoben.

„Nichts von dem", sagte er nur.

„Wie dem auch sei: Euer bischöfliche Gnaden mögen die Folgen bedenken. Der Rücktritt Euer bischöflichen Gnaden von den gegen Bayern übernommenen Verpflichtungen wird dem Kurfürsten von Hannover nur angenehm sein, denn nur aus

einer Notlage heraus hat er so gegen mich gehandelt. Er hat mir nämlich sein fürstliches Wort verpfändet, und er wird Euer Gnaden ewig grollen, wenn Ihr ihn zwingt, es zu brechen. Mein Herr Herzog aber würde die Kränkung von Euer Gnaden persönlich nehmen. Und der Herr Herzog von Braunschweig, der als Führer des ehemaligen Anti-Kurvereins von Bayern entgegen den bayrischen Versprechungen nicht unterstützt wurde, wird eine Unterstützung bayrischer Pläne noch heute mit peinlichen Gefühlen anschauen. Was aber gilt Euer bischöflichen Gnaden mehr: das ferne Bayern oder die benachbarte Welfenmacht?"

Der Bischof war zunächst nicht in der Lage, die Situation zu überblicken. Einerseits hinderte ihn die Sonne, andererseits seine mangelnde Einsicht daran. Er war sich aber klar, daß er die Ausführungen des Pivonius Szlag bei der Audienz ebenso plausibel gefunden hatte, wie er jetzt die des Drosten Stechinelli plausibel fand. Er entließ daher die beiden Fremden mit ein paar ungeschickten Worten und verhandelte weiter mit seinem Minister, der die Sachlage mit leidlichem Scharfblick übersah.

Aus einer bischöflichen Kanzlei, in der die Schreiber nicht bezahlt werden, Abschriften, auch der geheimsten Verordnungen und Briefe, zu erhalten, ist nicht schwer. Pivonius Szlag kannte sich in solchen Sachen aus. So hielt er denn um die Vesperstunde die Abschriften der Briefe in der Hand, die der Bischof von Hildesheim nach Bayern und Hannover geschrieben hatte. In dem ersten sprach er nur in allgemeingültigen Worten seine Zuneigung aus, während der nach Hannover gerichtete Brief direkt die Rückgabe der Gerechtsame an Francesco empfahl. Der Wende zeigte die Zähne, als er die Kopien der Schriftstücke in seine Ledertasche steckte. „Was muß er für eine Überzeugungskraft haben",

dachte er, indem er von der Steinbrüstung eines Brückengeländers auf die Straße rutschte. „Er wickelt sie alle in Worte ein. Wart ab“, rief er halblaut, „wart ab.“ Und er schlich sich in langen, tierischen Sätzen, zwischen denen er wieder einige Sekunden stehenblieb, an den Häusern entlang.

Auf dem Domplatz wirbelten die gelbbraunen Blätter; der Novemberwind umheulte den stolzen Bau des Bischofs Bernward und legte auf ihn die Schauer des sterbenden Jahres, die den romanischen Kirchen etwas so Wundersüßes, Geheimnisvolles geben. Der Drost stand am Fenster seines Zimmers, während ihn Todesgedanken umglitten wie Falter. Er hatte vor kurzem seinen letzten Willen aufgezeichnet, und dem kaum Fünfzigjährigen schien es, als ob er recht getan hätte, an das Sterben zu denken. Bertha saß am Kamin; sie hielt in den Händen, die Francesco so liebte, eine lange Stickerei. Ein wenig nach vorn gebeugt, zog sie kunstvoll Stich für Stich, während der Lichtschein gleich einem ungezogenen Kinde spielend zwischen den beiden Menschen hin und her glitt. Francesco war es, als ob dieses Grau, das dort unten zu Füßen der entlaubten Stämme lag, an den Balken und Erkern des Hauses emporkroch; als ob es sich zum Fenster hineindrängte und ihn erwürgen wollte. Eilends wandte er sich um und ließ sich neben Bertha an dem Feuer nieder.

„Du bist unruhig, Francesco“, meinte sie und blickte von ihrer Stickerei auf.

Stechinelli schüttelte den Kopf.

„Unruhig, nein. Aber mir gehen mancherlei Gedanken durch den Kopf, und ich bin ein wenig überarbeitet. Am meisten schmerzt mich die Doppelzüngigkeit des Kurfürsten von Hannover. Nebenbei ist er, wenn er dem Szlag den Tuchhandel übergibt, dumm wie die Esel meines Landes.“

„Francesco.“

„Ja. Denn er wird viel Geld verlieren. Es ist nicht einfach, bei diesen Hannoveranern Vertrauen zu erlangen. Und der Herzog bezieht doch Abgaben von dem Gewinn.“

Ein Zischen ging durch die Linden des Domhofes. Man hörte das zerrissene Rasseln der dürren Blätter durch die Fensterscheiben; dann aber rauschte der Wind gleichmäßig wie die Schleppe eines seidenen Gewandes. Nachdem Francesco einen neuen Holzkloben auf das Feuer gelegt hatte, trat er wieder an das Fenster und meinte, während er in die werdende Dunkelheit hinabstarrte: „Der Heimritt wird mir gut tun. Du weißt, daß ich um sechs Uhr die Pferde bestellt habe?“

Bertha wußte es. Sie hatte die Arbeit sinken lassen und hielt die Augen auf ihren Mann gerichtet, der sich in den Geheimnissen der Dämmerung verfangen hatte.

„An was denkst du, Cesco?“

„Ich sehe im Augenblick auf die Prozession, die sich aus dem Palais des Bischofs entwickelt. Es ist ein glänzendes Bild. Wie in dieser blauen Abendstunde die roten Gewänder der Diener ihren harten Glanz vergessen! Wie gemäßigt das alles aussieht! Unter dem Straußenbaldachin geht der Bischof in den Dom. Ah, welches Licht — sie haben die Tür des Domes geöffnet. Sieh her, den Glanz. Sieh, wie das warme, rote Kerzenlicht die blaue Dämmerung besiegt. Hörst du, das ist die Orgel — die Glocken — —“

„Wie in Santa Maria della Salute“, setzte er nach einiger Zeit hinzu.

„Es ist lange her, daß ich dich entzückt über Farben und Lichter sah“, meinte die Drostin, während sie ihre Handarbeit zusammenlegte.

„Ja, es ist sonderbar. Seit jener Zeit, seit der wir als Eheleute zusammenleben, ist es mir, als ob das Leben manchmal für mich das Plastische verloren hätte. Auch die Menschen sind nur Zeichnungen, umrissen, aber ohne Farbe. Selbst Bertelsmann, der Getreue — er ist mir nichts als eine Form. Du weißt, daß ich bei dem Tode Mariens noch so am sinnlich Wahrnehmbaren klebte, daß ich ihren Kopf erhalten und aufbewahren wollte, wie man es wohl mit den Köpfen der Heiligen getan hat. Erst der Herzog brachte mich davon ab, so daß ich jetzt nur ein wenig von ihrem Haar in meinem goldenen Armreifen trage. Aber mit diesem grauenhaften Gedanken schob ich gleichzeitig auch den ganzen Hang zum sinnlich Wahrnehmbaren weit von mir ab. Meine Art, die Welt zu betrachten, formte sich um. Selbst die größten Schicksale, wie das der unglücklichen Tochter meiner Feindin d'Olbreuze, der geschiedenen Gattin des Kurprinzen von Hannover, schien mir nichts als ein flaches Bild, dessen Linien in den Sternen vorgezeichnet und vom Leben kümmerlich ausgetuscht waren. Ihre Liebe zu Königsmarck, dessen Tod — was war nur das alles? Etwas, was vorübergeht. Eine Erscheinung. Erst heute empfinde ich wieder eine Freude wie ehemals an den Dingen der wirklichen Welt. Nur glaub ich, daß sich diese Freude über den Weg der Jugenderinnerung bei mir eingeschlichen hat."

Inzwischen war Bertelsmann erschienen und hatte dem Drosten gemeldet, daß die Pferde vorgeführt seien. Die Diener brachten ihm Hut und Degen, und er geleitete Bertha aufmerksam die Treppe hinab. Auf der Diele erschien der Wirt, der sich mit vielen Verbeugungen für den gütigen Besuch bedankte und um eine recht baldige Wiederkehr bat. „Ich hoffe, daß die Herrschaften ihre Geschäfte gut beendet haben."

„Das haben wir“, erwiderte Bertelsmann und ging an die Pferde, um die Kinnketten zu prüfen.

Francesco half seiner Frau in den Sattel. Er selbst ritt seine schöne Berberstute „Dogeressa“, die ihm Georg Wilhelm vor Jahresfrist geschenkt hatte, und die aus dem herzoglichen Gestüt stammte. Sie tänzelte kokett auf dem Domplatz, und Francesco hatte Freude an ihren graziösen Gängen. Er ritt ein paar Volten auf dem freien Platz und trabte dann an die Spitze des Zuges, der inzwischen an der Apsis des Domes angelangt war.

Als er nach der linken Seite abbiegen wollte, fiel vom Dom her ein Schuß.

Bertelsmann wandte den Kopf dorthin, und sah, wie sich eine kleine Gestalt mit schwarzen Haaren und brauner Gesichtsfarbe unter den Bogen des Domes entlang drückte.

Dann sah er an die Spitze des Zuges.

Francesco hatte die Arme hoch gehoben und faßte sich plötzlich an die Brust. Darauf sank er langsam nach links vom Pferde. Einer der Diener fing ihn auf.

Bertelsmann war sofort zur Erde gesprungen.

„Du reitest hinter der gelben Bestie her“, befahl er dem anderen Diener. „Es ist der Szlag. Und besorg es ihm.“

„Habt keine Angst, der hat das letztemal eine Flinte abgedrückt“, zischte der Hannoveraner und galoppierte davon.

Stechinelli lag auf dem sandigen Boden. Das Blut quoll sickernd und stoßweise aus der Wunde. Bertha, die totenblaß geworden war, hatte sich sofort wieder in der Gewalt. Sie nahm ihr Taschentuch und legte es auf den Blutquell. Das Tuch glich bald einer erblühten Bauernrose.

„Ich will in den Dom“, murmelte Francesco.

„In den Dom“, befahl Bertelsmann.

So wurde denn Francesco, der sich durchaus aufrichten wollte, weil er an den Heerführer dachte, der im Stehen gestorben war, in den Dom gebracht. Jedenfalls, so flüsterte er Bertha zu, wollte er dem Pöbel kein Schauspiel mit seinem Tode geben.

So trugen sie ihn in den gewaltigen Bau des Bischofs Bernward. Ein lichtes Flimmern ging durch die geheimnisvolle Weite. Der Türhüter war durch Bertelsmanns gemessenen Befehl so eingeschüchtert worden, daß er schließlich an einem Seitenaltar den Herrn Drost mit stützte, während ihm das rote Blut über die Finger lief.

Francescos Augen hingen an dem Licht. Der Priester, der den Gottesdienst am Altar hielt, war eingesponnen in ein Gewebe von Kerzenglanz. Und dieser Glanz flutete durch den hohen Bau, wie ein Gruß aus der Ewigkeit. Leiser klangen die Stimmen der Sänger, süßer duftete der Weihrauch, süßer schwollen die Reize der Farben ineinander. „Es ist schön zu sterben, wenn die Sinne gestreichelt werden", murmelte der Drost.

Indessen hatte Bertelsmann das Gewand seines Herrn aufgeschnitten und hatte die Wunde untersucht. Sie ging dicht unter dem Herzen in den Körper hinein und hatte ihn seitlich durchschlagen. Die Wunde war tödlich. Auf die Anordnung der Drostin war die Kapelle abgesperrt worden. Durch das schmiedeeiserne Gitter mit den großen Goldverzierungen lugten neugierige Köpfe. Aber Francesco sah sie nicht. Er sah nur den großen goldenen Leuchter, der das himmlische Jerusalem darstellt; er sah ihn in der Mitte der Kirche schweben, umzittert von Licht und Glanz, und hörte das ferne Rauschen der Orgel.

Das war wie das Klagen der Wellen — wie in Venedig —. Wie die Wasser, die an die Salute schlagen. Er sah die berauschende Schönheit der

Märchenstadt auf den Pfählen, er sah das veilchenfarbene Flattern der Wellen, die über einem Boden von Silber tanzten. Die singenden Wellen griffen lachend zu den düfteschweren Tönen der Glocken, und all das Duften, Klingen, Wogen, dieses Schmeicheln der Lüfte verwob sich in seinem Geiste zu einer wunderbaren, großen Einheit. Er fühlte sich weich getragen, hinweg über Raum und Zeit, in ein himmliches Venedig, umwogt von einem Meer von Veilchen.

Er fühlte es nicht, daß durch die Seitentür ein Priester in die Kapelle getreten war, der gehört hatte, daß der berühmte Drost Stechinelli, der Abtrünnige der Kirche, im Sterben liege.

Francesco sah nur dieses steigende, unnahbare schöne Bild seiner Heimat. Er sah am Hochaltar von Santa Maria della Salute eine edle Frau die Messe zelebrieren, eine Frau, die ihre weißen Hände ausbreitete und sagte: „Ora pro nobis.“ Das war die Äbtissin von Wienhausen, aus der Heide dort oben im Norden, wo der Novembersturm rast und die braunen Wacholderbüsche sich ängstlich hin und her bewegen. Ihr zu Füßen kniete in einem Gewand von blühender Heide der Patriarch von Venedig, während sie Rosen um den heiligen Kelch legte. Ihr zu Füßen kniete weiter Marie Manchard, die ihren eigenen Kopf in einem silbernen Schrein von der Form der Bischofsmützen trug, d i e Marie Manchard, die er so sehr geliebt hatte. Immer süßer wurden die Wogen, immer voller quoll das Licht aus der Hostie, daß es endlich den Raum der Kirche in eine große, goldene Flamme hüllte, leuchtend wie im Sommer der Ginster. Die Büßerin Barbara Buccolini kniete ein wenig seitab, und auch über sie ergoß sich der Regen der goldenen Blüten.

Dann schlug Stechinelli die Augen auf und sah Bertha Breiger an. „Du“, flüsterte er, „ihr alle.“

Sie hielt seine Hand.

Ein unsagbares Strahlen glitt über seine Züge. Er war wieder in der Kirche zu Venedig. Und aus dem himmlischen Jerusalem trat eine Frau und lächelte. Sie winkte ihm und neigte das Haupt.

Maria Mattérbo.

Ein Zucken ging durch seinen Körper.

„Maria“, flüsterte er.

Dann sanken die Züge in sich zusammen.

Francesco Maria Capellini aus dem Hause Stechinelli war tot.

Der Priester hatte das letzte Wort gehört. Er beugte sich erregt über die Leiche. „‚Maria‘, war sein letztes Bekenntnis. Er ist als ein Glied der alleinseligmachenden Kirche verschieden.“

Dann sprach er ein langes, lateinisches Gebet, das die Anwesenden still zu Ende anhörten.

Nur eine hatte den Sterbenden recht verstanden. Bertha Breiger lächelte leise.

Ende.

dame Gazzani und Madame Duchâtel waren nicht nur ephemäre Erscheinungen am Liebeshimmel Napoleons; die eine davon gebar ihm einen Sohn, dem er sehr zugetan war. Und am tiefsten und echtesten war das Gefühl, das er der polnischen Gräfin Walewska entgegenbrachte; es überdauerte sogar sein Mißgeschick.

Gertrude Aretz hat sich nicht darauf beschränkt, Napoleons Beziehungen zu den Frauen darzustellen, die er liebte. Neben den Jugendlieben des schüchternen Leutnants, neben den Mätressen des Obergenerals, des Konsuls und Kaisers, neben den beiden Gattinnen Josephine und Marie Luise finden wir in ihrem Buche auch die Frauen, die nur ein geistiges oder politisches Interesse mit ihm verband. Unter ihnen die Königin Luise, die Herzogin Luise von Sachsen-Weimar, die Herzogin von Abrantes, seine erbittertste Feindin Frau von Staël; ferner Frau von Rémusat, die sächsische Gräfin von Kielmansegg und schließlich die junge Engländerin Betsy Balcombe, die dem Gefangenen von Sankt Helena das Leben ein wenig freudiger gestaltete.

Der Tag, Berlin, sagt von dem Werke: Wir lernen viel Neues aus diesem abwechslungsreichen Buch.

Dr. Stephan Kekule von Stradonitz im Berliner Lokalanzeiger: Dieses Buch unterrichtet in ganz ausgezeichneter Weise über alle Vertreterinnen des schönen Geschlechts, die irgendwie in Napoleons Leben von Bedeutung gewesen sind.

Otto Braun im Hamburger Fremdenblatt: Eine sehr sensible und fein nachempfindende Künstlerin hat die Fülle und Starrheit des historischen Stoffes zu einem packenden Ganzen verdichtet. Sie weiß uns das Gefühlsleben des großen Korsen nahezubringen.

Kasseler Tageblatt: Es ist eine ernste Arbeit ohne Vertuschen, aber auch ohne Prüderie geschrieben. Der wunderbar leichtflüssige Stil läßt nicht die geringste Ermüdung aufkommen.

In kurzer Zeit waren die drei ersten Auflagen der bei Georg Müller, München, erschienenen Ausgabe vergriffen, und heute ist das Buch kaum noch antiquarisch aufzutreiben. Auch bei dieser neuen Ausgabe ist besondere Sorgfalt auf die Ausstattung gelegt worden. Das Werk enthält eine stattliche Anzahl von gut wiedergegebenen Bildern nach Gemälden und Stichen erster Meister.

